Kampers

König
Jérome Napoleon

Ein Zeit- und Lebensbild

nach Briefen

1) der Frau von Sothen in Kassel an meine Grossmutter, 2) des Reichserzkanzlers von Dalberg an meinen Grossvater, 3) und meines Vaters als Westfälischer Garde du Corps an seine Eltern, sowie anderen Familienaufzeichnungen

bearbeitet von

Moritz von Kaisenberg,
Herausgeber der Memoiren der Baronesse Cecile Courtot de Cissey.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther
1899.



Louis von Kaisenberg
Garde du corps des Königs Jérome von Westphalen (Vater des Autors).

König Jérome Napoleon

Ein Zeit- und Lebensbild

nach Briefen

1) der Frau von Sothen in Kassel an meine Grossmutter, 2) des Reichserzkanzlers von Dalberg an meinen Grossvater, 3) und meines Vaters als Westfälischer Garde du Corps an seine Eltern, sowie anderen Familienaufzeichnungen

bearbeitet von

Moritz von Kaisenberg,

Herausgeber der Memoiren der Baronesse Cecile Courtot de Cissey.

Leipzig,

Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther

1899.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

Die Mitglieder und Ahnen meiner Familie sind seit Generationen stets konservativ gewesen. Konservativ natürlich in ihrer politischen Gesinnung, konservativ aber auch in der Pietät für die Familie und in den, von den Vorfahren überkommenen Erinnerungen.

So haben meine Eltern und Großeltern denn auch stets interessante, sie angehende Briefe und Schriftstücke konservirt und aufbewahrt, nach denen die Nachkommen leicht das Leben der Dahingeschiedenen beurtheilen können.

Ich habe aus diesem Schatze der Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit schon so Mancherlei veröffentlicht, wie z. B. das Zeit- und Lebensbild, die Memoiren der Baronesse Cecile Courtot de Cissey, die als Schwester des Bischofs von Auxerre acht Jahre in meinem großelterlichen Hause lebte. Die Aufzeichnungen rührten aus meinem mütterlichen Nachlaß her. Das Publikum hat sie mit Theilnahme aufgenommen und sich nicht daran gekehrt, wenn auch einzelne Mäkler, die stets an allem herumnörgeln, einige historische Daten beanstandeten.

Dieses Mal ist es ein Zeit- und Lebensbild aus der, sich an die Periode der Courtotmemoiren anschließenden Zeit, aus dem väterlichen Nachlaß, das ich dem Publikum vorlege, aus der Zeit der Erniedrigung unseres deutschen Vaterlandes, namentlich jener Länder, die man damals „das Königreich Westphalen“ zu nennen beliebte. Da mein Großvater Mitglied der Königlich West-

phälischen Stände und mein Vater Garde du corps des Königs Jérome war, so standen mir zu der Bearbeitung interessante Aufzeichnungen aus jener Zeit zur Verfügung.

Möge das neue Werk dasselbe Wohlwollen erwecken, das die Memoiren der Courtot vor einem Jahre fanden.

Hannover 1899.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Wahlspruch:
Recte faciendo neminem timeas.

Die Familie von Kaisenberg, Keisenberg, Kesenberg stammt ursprünglich aus Niederhessen, war aber auch gleichzeitig in Thüringen angesessen, wo Altstädt, Henrisroda u. s. w. ihre Burgsitze waren. Ende des 15. Jahrhunderts zogen sich meine Vorfahren ganz nach Thüringen zurück, von wo sie, durch die Bauernkriege vertrieben, nach dem Eichsfelde kamen und dort neue Lehne erwarben.

Sie wohnten dort besonders auf Rittershagen und Nesselröden, wo in dem Jahre 1766 mein Großvater Leopold als Sohn des, in der Schlacht bei Prag schwer verwundeten österreichischen Obersten Hugo Ferdinand von Kaisenberg geboren wurde.

Zu Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lebte dieser in Heiligenstadt oder auf einem seiner in dem Unter-Eichsfeld gelegenen Güter und bekleidete die Stelle eines Regierungs- und Oberlandesgerichtsdirektors, mit welcher die Würde eines Stadthauptmanns von Duderstadt verbunden war.

Das Eichsfeld machte damals einen Theil des Kurfürstenthums Mainz aus. —

Doch ich muß etwas näher auf das Vorleben dieses meines Großvaters eingehen, da ich an der Hand der Schilderung seines Lebens am besten die geschichtlichen Verhältnisse des späteren Königreichs Westphalen klar legen kann. Mein Großvater hatte nach Erledigung seiner Studien die juristische Karriere eingeschlagen und wurde

in dem Jahre 1788 bei dem Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl Joseph, als geheimer Kabinetssekretär angestellt.

Dieser Kurfürst stammte aus der alten Familie der Freiherrn von Erthal.

Zu Ende des Jahres 1790 erhielt der bisherige kaiserliche Reichsreferendar Freiherr von Albini, ein Jugendfreund meines Großvaters, von dem Kurfürsten das Ministerium der Justiz und des Innern, und mein Großvater wurde ihm als vortragender Regierungsrath*) beigegeben.

Der Hof des Kurfürsten Friedrich von Mainz, des Hauptes der deutsch-katholischen Kirche und ersten Fürsten des Römisch-Deutschen Reiches, bot zu jener Zeit viel des Interessanten. Der Kurfürst, ein freidenkender und menschenfreundlicher Herr, führte mit großem Geschick das Scepter seines Landes und zog damals durch verschiedene Maßnahmen die Aufmerksamkeit der gesammten katholischen Klerisei auf sich. Er hob im Jahre 1786 die Klöster in seinem Lande auf und vernichtete bereits auf dem Kongreß zu Ems die letzten Spuren der päpstlichen Suprematie in dem Kurfürstenthum.

Er zog Protestanten in seinen Staatsdienst, und er, der katholische Kirchenfürst, sandte den sich zur reformirten Kirche bekennenden Johannes von Müller**) bei Gelegenheit der Koadjutorwahl als Gesandten nach Rom. Es waren das Maßnahmen, die natürlich den höchsten Zorn des Oberhauptes der katholischen Kirche erregten, woraus sich aber der greise Kurfürst wenig machte.

Johannes von Müller und der Minister von Albini waren die Männer, unter deren Aegide mein Großvater damals in den höheren Staatsdienst eintrat und mit denen er Jahre lang in innigster Freundschaft zusammenwirkte.

Als ein weiterer intimer Freund meines Großvaters ist der damalige Koadjutor von Mainz und Worms Freiherr Karl Theodor von Dalberg anzusehen, der nach dem Tode des Kurfürsten von Mainz dessen Nachfolger und Erzkanzler des Reiches wurde.

* * *

---

*) Ernennungsdiplom siehe Nachtrag.

**) Der spätere königlich westphälische Minister und Geschichtsschreiber.

Anmerkung des Herausgebers.

Es herrschten in dem Jahre 1797 gar eigenthümliche Verhältnisse in Europa.

In Frankreich war an dem 18. Fructidor der Sieg durch die Gewalt der Bajonette entschieden. Die Triumvirn hatten gesiegt, fürchteten aber die militärischen Geister, die sie losgelassen hatten. Die ungeahnten Erfolge des jugendlichen Buonaparte, die der anderen Generäle und Napoleons Meisterstreich, der Friede von Campo Formio, hatten die Besorgniß vermehrt, daß eine militärische Diktatur durch die Gewalt der Bajonette ihrer Herrschaft und überhaupt der Republik ein Ende machen würde. Um diese gefährlichen Generäle und besonders den genialen Buonaparte zu beschäftigen, griffen die Triumvirn zu dem Hülfsmittel, den siegreichen Generälen durch auswärtige Kriege zu thun zu geben. Hierbei sprach außerdem der Gedanke mit, den erschütterten Staatsfinanzen durch die Erträge der Siege in bisheriger Weise aufzuhelfen. Die Politik des Direktoriums machte damit unter Verachtung aller völkerrechtlichen Verhältnisse den Anfang, sobald sie die Rechte anderer Völker betrafen, machte aber solche geltend, sobald sich nur ein Scheingrund für die eigenen Ansprüche bot. Sie zettelte überall im Auslande Unfrieden an und drohte dann gleich mit kriegerischen Unternehmungen. Diese Angriffe waren in erster Linie auf das Deutsche Reich gerichtet. — Der Friede mit Oesterreich von Campo Formio wurde zwar endlich durch das Direktorium bestätigt, aber nur in dem Gedanken, daß die Ansprüche, die dem deutschen Kaiser darin auf einige Länder angewiesen wurden, den größten Zwiespalt in dem Deutschen Reich hervorrufen mußten. Das Direktorium wandte hierbei mit größter Rücksichtslosigkeit den diplomatischen Grundsatz des „divide et impera“ an; es entwand zuerst den Mächten, die besonders zu Deutschlands Vertheidigung berufen waren, die Waffen und hetzte sie dann einzeln auf einander, um so eine Trennung von Haupt und Gliedern herbeizuführen. — Es waren bei dem Friedensschluß eine Menge von Fragen unbeantwortet geblieben, so daß es für die, sich stets als Friedensrichter aufspielende französische Republik ein Leichtes wurde, sich bei jeder Gelegenheit einzumischen.

Dabei aber gebrauchten die französischen Diplomaten eine so verletzende Sprache und traten so gebieterisch auf, daß nur die thatsächliche Ohnmacht Deutschlands sich das knirschend gefallen lassen mußte.

Die deutschen Heere waren überall geschlagen, welche Mittel gab es da noch, dem fränkischen Uebermuth zu trotzen und den Bedränger abzuwehren?

In jener Zeit erwachte zuerst in den Herzen vieler deutscher Männer der Gedanke an eine allgemeine deutsche Nationalbewaffnung.

Die vier Männer, die diesen Gedanken aber zuerst zur Wirklichkeit machen wollten, waren jene oben genannten vier Freunde, Johannes von Müller, der Koadjutor Dalberg, der Minister von Albini und mein Großvater.

Sie verstanden es, auch den Kurfürsten von Mainz dafür zu interessiren, und dieser beauftragte seinen Abgesandten, den Antrag bei dem Kongreß zu Rastadt zur Sprache zu bringen, nachdem ihn der Reichstag in Wien ein Jahr vorher als nicht zeitgemäß abgelehnt hatte.

Dieser Kongreß war in Rastadt bereits einen Monat nach dem Friedensschluß zusammengetreten, um die obigen, noch nicht entschiedenen Fragen zur Entscheidung zu bringen. Die Mitglieder des Kongresses bestanden lediglich aus den Vertretern der einzelnen Staaten des Deutschen Reiches und denen der französischen Republik. —

Doch ich muß, ehe ich auf diesen Kongreß eingehe, erst wieder auf die persönlichen Verhältnisse meines Großvaters zurückkommen. — Während dieser Jahre wurde das innige Zusammenleben der vier Freunde gestört, Johannes von Müller trat in die Staatskanzlei in Wien ein, Albini saß in dem Kongreß von Rastadt, ohne sich von den dortigen Verhandlungen Günstiges versprechen zu können, und Dalberg bemühte sich um das Erzstift Konstanz, das er zu erlangen hoffte. Während sich mein Großvater in Aschaffenburg, der Sommerresidenz des Kurfürsten befand, und sich mit der Ordnung der, durch den französischen Krieg zerrütteten Finanzen beschäftigte, erhielt er von seinem Freunde Dalberg die erschütternde Nachricht, daß die Franzosen sich mitten im Frieden und während der Kongreß verhandelte, der Stadt Mainz zu bemächtigen beabsichtigten.

Der Kurfürst befahl auf diese Nachricht hin meinen Großvater, sich sofort nach Mainz zu begeben, um die Stadt in Vertheidigungszustand setzen zu lassen.

Dieser fand bei seinem Eintreffen Mainz bereits von einem französischen Heere unter dem General Hartry eingeschlossen. Er kam jedoch noch in die Stadt hinein, und es gelang ihm auch in Verbindung mit dem Gouverneur, dem Feldmarschallieutenant von Rädt, die Wälle so zu befestigen, daß Mainz gegen eine Ueberrumpelung gesichert wurde. Als sich der französische General von der Unmöglichkeit, seinen Plan auszuführen, überzeugte, sandte er seinen Adjutanten Mortier (den späteren General) nach Aschaffenburg mit der Drohung, das ganze Land zu verwüsten, wenn der Kurfürst nicht Befehl zu der Uebergabe von Mainz gäbe. Der greise Kurfürst schlug diese Forderung aber, trotz der unverschämten, mit impertinenter Frechheit ausgesprochenen Drohung rundweg ab, und Mortier mußte abziehen. —

Trotzdem verfügte der Kongreß bald darauf, trotz aller Einsprachen des Gesandten von Albini, die Uebergabe der Stadt Mainz gegen eine noch näher zu bestimmende Entschädigung auf dem rechten Mainufer an die Franzosen. —

Diese ganze, für Deutschland und besonders das Kurfürstenthum Mainz so überaus traurige Zeit schildert am besten der folgende Originalbrief des Gesandten von Albini aus Rastadt an meinen Großvater:

Rastadt, den 16. Dezember 1797.

Mein geschätzter Freund!

Sie zeigen mir auf die verbindlichste Weise Ihre Theilnahme für meine Gesundheit und mein Ergehen an dem hiesigen Orte. Sie haben ja auch mehr als jeder Andere recht, daran betheiligt zu sein. Ohne eine mir nicht zugängliche Sprache, nämlich die der Falschheit, zu bekunden, darf ich dreist versichern, daß ich Sie, mein Theurer, sehr liebe und hochschätze.

Was meine Thätigkeit hierortes anbelangt, nach der Sie sich, lieber Freund, in Ihrem Schreiben zu erkundigen belieben, so ist dieselbe eine aussichtslose, ja, ich kann es beinah auszusprechen wagen, eine zu verzweifelnde.

Für den raubsüchtigen französischen Nachbar dürfte es wohl keine bessere Gelegenheit geben, als jetzo, wo die Republik mit den

Mächten, die Deutschland vertreten, Einzelverträge zu schließen beliebt. Es werden dadurch dem Gesammtbunde die Waffen entwunden und den deutschen Reichsländern eine feindliche Richtung wider einander eingeflößt.

Der Kongreß war bishero und ist auch anjetzt noch eine wahre Triumphstätte für den republikanischen Siegerstolz und eine harte Demuthsschule für uns Abgesandte, die wir hier als Vertreter der Kronen und Fürstenhüte aufzutreten berufen sind.

Nun werden Sie es ermessen, mein verehrter Freund, welchen Eindruck erst die Anwesenheit dieses übermüthigen Generals Buonaparte selbst hervorrufen mußte. Er traf am 22. November über die Schweiz aus Italien hier ein. Ich bekam den durch seine siegreiche Thätigkeit bekannten General zum ersten Mal am 23. zu Gesicht, als er sich in dem Kongreßraume einfand. Er ist ein kleiner, magerer Mann mit einer eigenartigen Physiognomie, mächtiger, ausgearbeiteter Stirn und ganz eigenartig blickenden Augen. Sein Gesicht erhält in der Erregung etwas Tigerhaftes, das Blut steigt ihm dann zu Kopfe, seine Augen warfen kalte, höhnische Blicke auf uns Versammelte, und sein Haar hängt in wirren Strähnen um seinen Kopf herum.

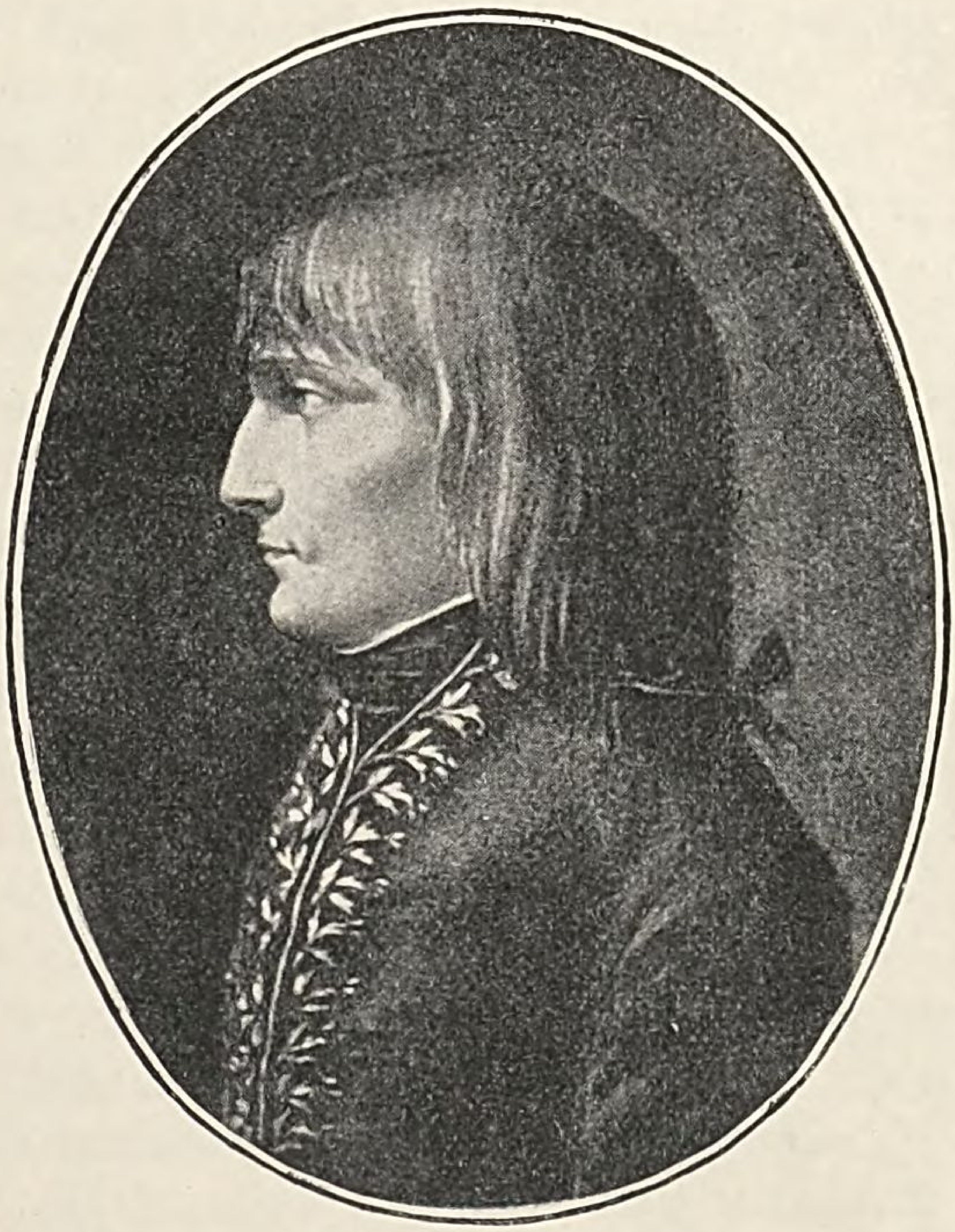
Ich werde diese meine erste Begegnung mit dem Manne bis an meines Lebens Ende nicht vergessen können. Er behandelte alle Abgesandten, als er voll frechen Uebermuthes die Versammlung betrat, mit schneidender Kürze. Das Ungeheuerlichste aber hatte er die Dreistigkeit, mir anzuthun. Er faßte mich, als ich ihm präsentirt wurde, bei einem Knopfe meines Habits und fragte mich höhnisch lachend: „Besitzt denn Ihr Kurfürst keine andere Residenz als Mainz?“ —

Was konnte der Freche wohl anders damit sagen wollen, als daß die französische Republik beabsichtige, sich unseres Mainz zu bemächtigen? Ich erwiderte ihm kühl und kurz ein schroffes „Nein“.

O, mein Freund, es ist das hier jetzt eine Schmach für Deutschland sonder gleichen. Es herrschen bei all den Abgeordneten nur Schwäche, Neid, Mißgunst und elende Zänkereien um lauter erbärmliche Formalitäten. Diese ganzen Verhandlungen werden auch nicht den geringsten Nutzen für das Allgemeine bieten. Der Götze

der Zeit ist jetzt nur die Ländersucht, das Gefühl für des gemeinsamen Vaterlandes Ehre ist mehr als jemals erstorben.

Das schwache Band, welches Deutschland noch zusammenhält, wird bald gänzlich aufgelöst sein, wenn die kleinen Staaten, die es immer mit dem Kaiser gehalten haben, stets den größeren preisgegeben werden. Es wird jetzt bereits, als von etwas Bestimmten,



Porträt Napoleons.
(Gestochen zu Mailand 1796.)

gesprochen, das ganze linke Rheinufer an dieses aufstrebende Frankreich abzutreten.

Es wird zwar dagegen gesagt, daß für diese Abtretung die betreffenden Staaten durch Landestheile auf dem rechten Rheinufer entschädigt werden sollen, aber Sie wissen ja, mein Theuerer, was das besagen will, die Großen werden etwas erhalten, wir Kleinen aber wieder das Nachsehen haben. Das wird nur zu neuen Zwistigkeiten

führen und das schwache Band, das das Reich noch zusammenhält, wird ganz zerrissen werden. — Ich sehe einer schwarzen Zukunft für unser liebes Kurfürstenthum entgegen und erscheint es mir für Sie geeignet, den Kurfürsten zu einem energischen Widerstand anzuregen. —

Sie fragen, mein lieber Freund, nach den hiesigen Vertretern der einzelnen Staaten; mit wenigen Ausnahmen kann ich Ihnen nur Trauriges darüber mittheilen; sie sind mit ihren Nörgeleien, Relationen und Petitionen meist alle Diplomaten einer im Versinken begriffenen Zeit, Ränkemacher und Leisetreter, zu denen diese Vertreter einer heraufsteigenden Periode, diese republikanischen Abgesandten, es wagen, die Sprache römischer Legaten gegen besiegte Barbaren zu führen. Da war denn zuerst von Oesterreich der alte Graf Metternich hier, ein wahrer Diplomat der alten Schule, cynisch, auch wohl interessant in der Konversation, aber geschäftlich gänzlich unbrauchbar. Ihn löste Graf Lehrbach ab, fähiger als Andere, aber gewissenlos, intrigant, egoistisch und geneigt, sich der verwerflichsten Mittel zur Erreichung seiner dunklen Ziele zu bedienen. Der dritte Oesterreicher ist der Graf Cobenzl; nun Sie kennen ihn ja, ein liebenswürdiger Gesellschafter, sprühend von Geist, frivol, leichtfertig, der Mann einer vergangenen Zeit und stets bestrebt, durch kleinliche Schliche und Kniffe gegen die aufstrebenden Ränke der Franzosen anzukämpfen. Mehr zu loben sind der Graf Görtz, der Vertreter Zweibrückens; dann der Baron Jacobi, ein tüchtiger Diplomat, sowie der Geheimrath von Dohm, ein befähigter Herr als Vertreter Preußens; die Uebrigen erlassen Sie mir. Alle diese Vertreter der kleineren Staaten sind verknöcherte Diplomaten der alten Schule, pedantisch, energielos und nicht geeignet, sich in den Aufschwung einer neuen Zeit hineinzufinden. Alle haben ganz mächtige Angst vor dem republikanischen Freiheitsgedanken. Sie schielen alle auf Preußen, fürchten es und überlegen, was es machen wird. Aber fragen Sie mich nicht, was das sein wird. Ich weiß es nicht und — die preußische Regierung weiß es, glaube ich, selbst nicht. Es wird sich das erst beurtheilen lassen, je nachdem sein neuer König auftreten wird. —

Buonaparte hat uns in seinen Geschäftsgenossen, den Herren Treilhard und Bonnier, den echten Vertretern seines frechen Uebermuthes, zwei Männer hinterlassen, die in ihren schrankenlosen Ansprüchen und in ihrem Uebermuth so ganz geeignet sind, dieser Ver-

sammlung voll Schwäche, Entmuthigung und Weitschweifigkeit gegenüber zu treten. —

Sehen Sie, mein verehrter Freund, das ist die Situation, in der ich hier zu einem aussichtslosen Wirken verurtheilt bin. O, es ist meine Lage hier zum Verzweifeln, und ich möchte oft am liebsten mit gewappneter Hand diesem Gesindel in seine falsche visage hinein schlagen. —

Wie sehr haben Sie mich wieder durch Ihr trostreiches, liebes Schreiben erfreut, in dem Sie mich auf Gottes Allmacht verweisen! Ich kenne nächst Ihnen nichts Liebenswürdigeres, als Ihre Briefe. Ihr letztes Schreiben, das ebenso schön ist, als alle früheren, würde mir noch mehr Freude bereitet haben, wenn es mir meine baldige Rückkehr in Aussicht stellte. Aber es scheint nicht so sein zu sollen, da muß ich denn ausharren und wohl fruchtlos weiterkämpfen, denn es wird alles frustra sein.

Und nun leben Sie wohl, mein verehrter Freund. In einiger Zeit schreibe ich Ihnen wieder. Bis dahin vale amice!

stets Ihr

Fr. J. Freiherr v. Albini.

Zwischenbemerkung.

In dem vorstehenden Briefe erwähnt der Herr von Albini des französischen Abgesandten Bonnier und des Oesterreichers, des Grafen Lehrbach. Diese beiden Namen sollten wenige Jahre später in eine sehr verhängnißvolle Beziehung zu einander treten, eine Beziehung, die von der Geschichte als „der Rastadter Gesandtenmord" bezeichnet wird.

Es war inzwischen eine Veränderung der politischen Situation in Europa eingetreten. Der General Napoleon Bonaparte war nach Aegypten gegangen, um dort den Weg nach Indien zu suchen und vielleicht, wie er sich ausgedrückt hatte, in Paris erst die Birne für sich reifen zu lassen. Die Franzosen waren seitdem auf allen Kriegsschauplätzen, mit Ausnahme in Neapel, geschlagen, die Situation schien den Mächten deshalb nur allzu geeignet zu einer zweiten Koalition. Oesterreich verband sich mit England und Rußland, ein neuer Krieg begann, in dem sich das Kriegsglück gegen Frankreich erklärte. Seit dem Scheiden Napoleons war es mit den

Siegen vorbei. Da sie nun auf den Schlachtfeldern kein Glück mehr hatten, so griffen sie zu einer bisher in dem Völkerrecht unbekannten Intrigue. Die französischen Abgesandten in Rastadt veröffentlichten die mit Oesterreich in dem Frieden von Campo Formio stipulirten geheimen Verträge, nach denen Oesterreich das Deutsche Reich mit seinen Festungen an Frankreich ausliefern wolle, sie hofften dadurch die einzelnen Staaten dem Kaiser abtrünnig zu machen. —

Diese Hoffnung erfüllte sich zwar damals noch nicht, die österreichische Regierung aber beschloß, sich auf jede Weise in den Besitz der Schriftstücke zu setzen, welche obige Enthüllungen enthielten. Dieser Beschluß führte zu dem von aller Welt gebrandmarkten „Gesandtenmord“. —

Wer der Urheber dieses Planes gewesen ist, das wird wohl stets ein Räthsel bleiben. Die österreichische Armee stand unter dem siegreichen Erzherzog Karl bereits am Schwarzwald, und ihre Patrouillen schweiften bis Rastadt, wo der Kongreß noch in der alten Weise tagte.

Diese Situation begann den französischen Abgesandten Jean Debry und Bonnier doch unheimlich zu werden, und sie beantragten bei dem Kommandanten der österreichischen Vorposten freie Abreise. Diese wurde auch gewährt und ihnen freies Geleit zugesichert. Anstatt dessen wurden sie aber (in der Nacht des 28. April 1799) dicht vor den Thoren Rastadt's von einer Abtheilung des österreichischen Szeklerhusarenregiments unter einem Rittmeister Burkard angefallen, die bewußten Papiere ihnen geraubt, Bonnier und Roberjot getötet, und nur Debry gelang es, sich zu retten. Auf wessen Veranlassung dies Alles geschah, ist zweifelhaft geblieben, jedenfalls aber hatte Graf Lehrbach seine Hand dabei im Spiele, der ja auch von Albini in dem vorstehenden Briefe als dazu geeignet geschildert wird, sich zu der Erreichung seiner Ziele jedes Mittels zu bedienen.

Dieser Bruch des Völkerrechtes erregte die Gemüther der Franzosen auf das höchste und stachelte ihren, schon beinahe erloschenen Widerstand auf's Neue an. Als dann Bonaparte aus Aegypten zurückkehrte und durch den 18. Brumaire zur Herrschaft Frankreichs gelangte, da wußte er sich dieses Hasses der Franzosen gegen Deutsch-

land zu bedienen. Er stellte neue große Armeen auf, führte diese gegen die feindlichen Mächte, und der Sieg knüpfte sich von Neuem an seine Fahnen.

In die Zeit 1799—1800 fällt die Ernennung meines Großvaters zum Regierungs- und Oberlandesgerichtsdirektors im Eichsfeld mit Anweisung seines Sitzes in Heiligenstadt. Mein Großvater wurde dadurch in Wirklichkeit Chef der ganzen Landesverwaltung in dem Eichsfeld. Der greise Kurfürst von Mainz fühlte sich seinem Ende nahe, fürchtete außerdem für die Existenz seines Reiches und wollte seinem Lieblingsbeamten, meinem Großvater, noch vor seinem Scheiden einen der höchsten Beamtenposten seines Staates geben*). Am 25. Juli 1802 starb der Kurfürst von Mainz und erlebte daher nicht mehr die Zersplitterung seines Reiches.

Sein Nachfolger wurde der Baron Dalberg unter dem Namen Kurfürst Karl Theodor, gleichzeitig Erzkanzler des Reiches.

---

*) Die Ernennung zu dieser Stelle siehe Nachtrag

Anmerkung des Herausgebers.

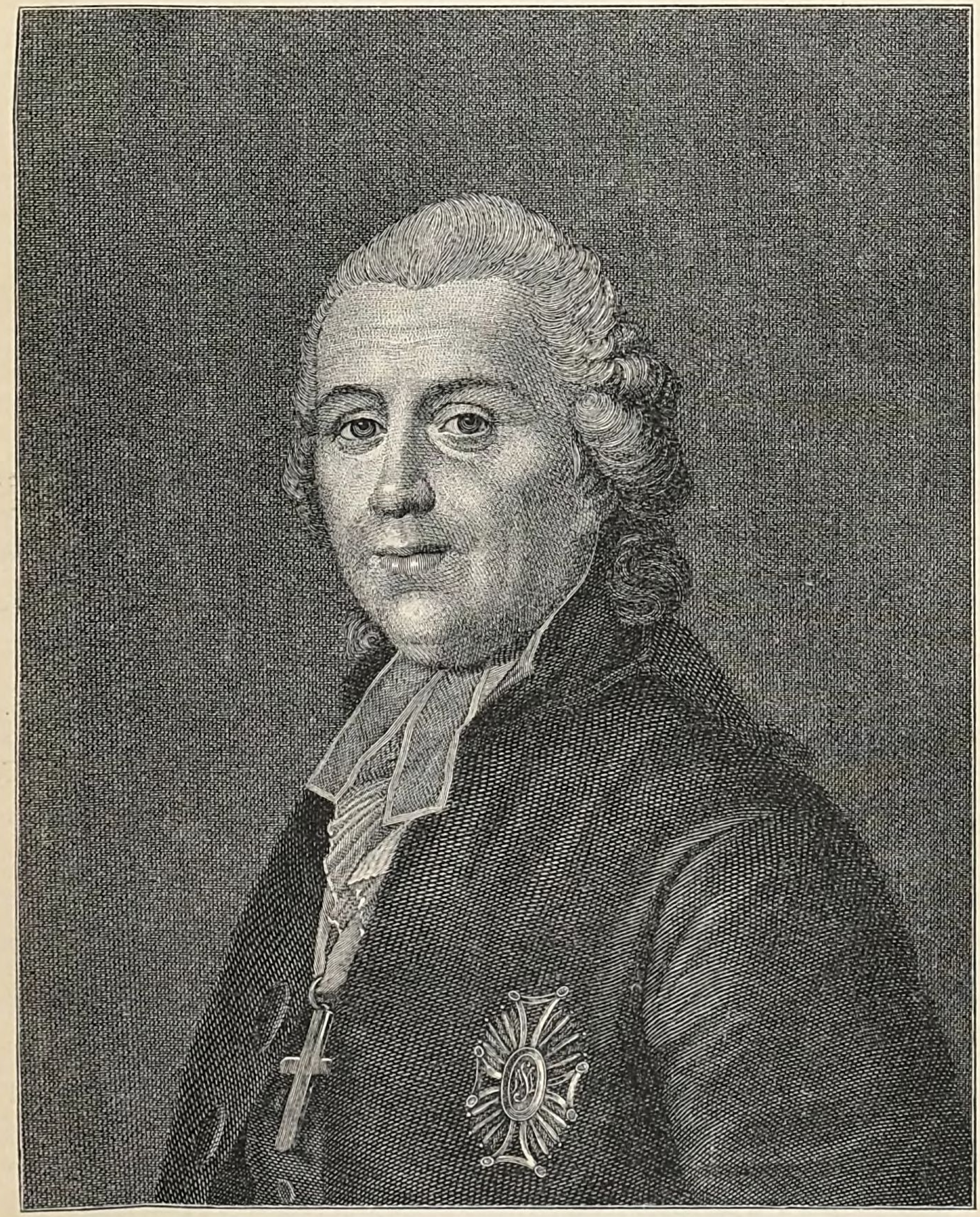
II.

Am 4. August 1802 fiel laut Reichsdeputationsbeschluß das Fürstenthum Eichsfeld als Entschädigung für den Verlust seiner linksrheinischen Besitzungen an das Königreich Preußen. Es wurde preußischerseits aus den beiden Fürstenthümern Eichsfeld und Erfurt, sowie den Reichsstädten Mühlhausen und Nordhausen eine neue Regierung errichtet, zu deren Regierungs- (Ober-) präsidenten*) der König Friedrich Wilhelm III. meinen Großvater ernannte. Dieser verlegte in Folge dessen 1803 seinen Wohnsitz von Heiligenstadt nach Erfurt. Er verwaltete seinen neuen Posten zu der höchsten Zufriedenheit des Königs, der ihn in Folge seiner Verdienste zum Chefpräsidenten der gesammten Regierung obiger Landestheile machte. — Er verblieb während der nächsten Jahre in steter Verbindung mit seinem Freunde Dalberg, dem neuen Kurfürsten von Mainz, und wechselte häufig mit ihm Briefe.

Dieser, ursprünglich so deutsch gesinnte Kirchenfürst war mit den Jahren in eine eigenthümliche Abhängigkeit zu dem ersten Konsul Napoleon gerathen, die sich auch in allen seinen Briefen an meinen Großvater ausspricht. Der, darauf Kaiser gewordene Napoleon lud den ihm ganz ergebenen Kurfürsten in dem Jahre 1804 nach Paris ein, da er in ihm in den der Krönung vorangehenden Tagen eine Unterstützung in seinen Verhandlungen mit dem Papste Pius VII. zu finden glaubte. Aus dieser Zeit rührt der nach-

*) Kabinetsordre dieser Ernennung siehe Nachtrag.

Anmerkung des Herausgebers.



Baron Dalberg, Kurfürst Karl Theodor. Erzkanzler des Reiches.
(Gemalt von Tischbein. Gestochen von F. Müller.)

stehende Brief Dalbergs an meinen Großvater her, den ich wegen seiner Schilderung der interessanten Pariser Verhältnisse hier Platz finden lasse. —

Der Brief oder eher Bericht kam mit folgendem Begleitschreiben an, was das zweite in diesem Begleitschreiben erwähnte Schriftstück anbelangt, so ist das nicht mehr aufzufinden, es scheint sich auf religiöse Verhältnisse des Regierungsbezirks bezogen zu haben.

Das Begleitschreiben lautet:

„Voici mon cher ami les 2 papiers, dont je vous ai parlé. Je sais bien, qu'il faut bien, examiner les projets avant de mettre la main à l'exécution et je n'ai l'honneur de vous les communiquer, que parceque je connais votre zèle pour tout ce qui peut avoir quelque rapport au bien du pays, qui vous est confié.

Je suis avec une amitié sincère et une considération parfaite. Mon cher cousin votre très humble et très obéissant serviteur.

Dalberg.

Erstes Schriftstück
(in der Uebersetzung).

Paris, 10. December 1804.

Lieber Freund!

Meine Ankunft in dem kaiserlichen Paris fand drei Tage vor dem prunkvollen Schauspiel der Krönung des allmächtigen Kaisers in der Kirche von Notre Dame statt. Man hat mir gesagt, daß diese Krönung, wie überhaupt die Annahme des Kaisertitels seitens Napoleons bei dessen Familie zuerst auf großen Widerstand gestoßen sei. — Madame mère, der Kardinal Fesch und des Kaisers Bruder Lucian sollen die größten Anstrengungen gemacht haben, Napoleon von diesem Plane abzubringen.

Als sie die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen nach dieser Richtung hin einsahen, verließen die ersteren beiden sogar Paris und gingen für einige Zeit nach Rom. Lucian aber, ebenso jähzornig und aufbrausend wie der Kaiser, erklärte diesem nach einer sehr heftigen Scene, daß es mit ihm ein schlechtes Ende nehmen würde und daß er selbst nicht unter des Bruders Despotismus leben wolle. Er hat dann auch mit seiner ganzen Familie vorher Paris verlassen.

Um den Glanz der Krönungsfeierlichkeit auf die höchste Spitze zu treiben und ihr einen vollkommen Carolingischen Anstrich zu geben, war Seine Heiligkeit der Papst Pius dazu eingeladen worden und dieser auch in dem festen Glauben, durch sein Kommen für sich und die Kirche Vortheile einzuernten, der Aufforderung gefolgt.

Ich wurde gleich an dem meiner Ankunft folgenden Tage von dem Kaiser in Audienz empfangen. Ich kann Ihnen sagen, daß ich den großen Mann seit meinem letzten Zusammentreffen mit ihm in seinem Aeußeren sehr verändert fand. Er sah viel besser aus. Seine früher gelbliche Gesichtsfarbe, seine schlanke, magere Figur haben sich verändert. Seine Augen waren früher von den Lidern halb bedeckt und er trug sein Haar en oreilles de chien, seine ganze Physiognomie war damals nicht angenehm.

Seine Erfolge scheinen auf sein Aeußeres günstig eingewirkt zu haben, er hat an Wohlbeleibtheit zugenommen, seine Augen sind klarer und sein Teint heller geworden. Er trägt das Haar jetzt kurz verschnitten, was ihn gut kleidet. Sein ganzes Auftreten hat durch die Gewohnheit der Macht an Adel gewonnen. — Der gewaltige Mann würdigte mich auch dieses Mal, wie stets bisher, seines besonderen Vertrauens und theilte mir zu meiner Belehrung die Einzelheiten der bisherigen Verhandlungen mit Seiner Heiligkeit mit.

Diese Verhandlungen waren bereits so weit gediehen, daß Seine Heiligkeit sich zu der Veränderung der bisherigen Krönungsceremonie in der Art bereit erklärt hatte, daß die Krone dem Kaiser nicht durch den Papst aufgesetzt werde, sondern daß der Kaiser sich selbst und dann die Kaiserin krönen sollte. Desgleichen hatte sich Seine Heiligkeit bereit zu erklären geruht, den Kaiser von der öffentlichen Theilnahme an dem Abendmahl zu entbinden, die sonst vor der Ceremonie der Krönung stattfinden mußte.

Ferner wünschte der Kaiser von der Salbung mit dem heiligen Oel auf Stirn und Hand entbunden zu sein, aber gerade von dieser Ceremonie wollte Seine Heiligkeit nicht zurücktreten, und ich wurde daher von dem Kaiser aufgefordert, den Papst von seinem Entschluß abzubringen.

Ich will Ihnen, verehrter Freund, hier an dieser Stelle gleich sagen, daß meine in der Richtung sehr widerwillig gemachten Ueberredungsversuche bei Seiner Heiligkeit nichts fruchteten, und die Salbung

denn auch stattfand. Mir schien aber auch gerade dieser Theil der Ceremonie für das katholische Volk der französischen Nation unerläßlich zu sein.

Der Kaiser hatte dann im Weiteren die Gnade, mir sein letztes mit Seiner Heiligkeit geführtes Gespräch mitzutheilen, und will ich versuchen, Ihnen den Inhalt dieser Unterredung möglichst mit Napoleons eigenen Worten zu schildern.

Er wandte sich zu mir und faßte mich dabei freundlich bei dem Ohrläppchen. Wenn er guter Laune ist, so hat er ja stets diese scherzhafte Angewohnheit. Er pflegt dann die Menschen, denen er gewogen ist, bei einem Knopf ihres Rockes zu fassen oder sie in die Arme zu kneifen und ihnen sogar scherzend leichte Backenstreiche zu verabreichen. Seinen Vertrautesten, wie Murat, Duroc, Berthier, pflegt er sogar oft ganz wunderbare epitheta, wie „großes Schaf", „Tölpel", „dummer Kerl" 2c., zu geben.

An dem Tage meiner Audienz mußte er sich in besonders guter Laune befinden, denn seine Gesichtszüge nahmen einen jovialen, beinah malitiösen Ausdruck an, als er zu sprechen begann:

„Seine Apostolische Heiligkeit, mein Lieber, konnte von mir wohl einige Belohnungen für die mir erwiesenen einzelnen kleinen Gefälligkeiten erwarten. So trug er mir denn auch auf meine dahin gehende Aufforderung, eine kleine, wie er sich auszudrücken beliebte, ganz geringfügige Bitte vor. Er bat mich, ich solle eine alte, gleich von ihm mitgebrachte, ganz vergilbte Urkunde Ludwigs XIV. vom Jahre 1682, die dieser seinem Vorgänger einst auf Bitten der Maintenon ausgestellt hatte, mit meiner Namensunterschrift versehen. Ich entzifferte das vergilbte Dokument, und es stand darin geschrieben, ‚daß der König die Artikel, die Grundlagen der Freiheiten der anglikanischen Kirche, entschieden mißbillige.'"

„Seine Heiligkeit meinte zwar, die ganze Angelegenheit sei von gar keiner Bedeutung, ich war aber anderer Ansicht und erwiderte ihm, daß ich darüber doch erst mit dem Staatsrath und den Bischöfen sprechen müsse." Hierbei brach der Kaiser in ein lautes Lachen aus und fuhr dann fort: „Der Papst schien über meine Antwort sehr erregt zu sein und versicherte mir mehrmals, mit vor Aufregung zitternder Stimme, ‚das sei gar nicht nöthig, die Angelegenheit wäre an und für sich ganz bedeutungslos.'"

„Als ich ihm lächelnd erwiderte, das schiene mir doch bei seiner Erregung nicht der Fall zu sein, sagte er scheinbar recht schlechter Laune, daß er auf die ihm von mir zu erweisende kleine Gefälligkeit nun gänzlich verzichte".

Mit den Worten: „Ich muß dann wohl zusehen, ihn auf andere Weise zu entschädigen", schloß der Kaiser seine vertrauliche Mittheilung. Der große Mann hatte einmal wieder den so klugen Papst gründlich durchschaut.

Damit war die Audienz zu Ende, und ich begann dann bei Seiner Heiligkeit meine Verhandlungen wegen der obigen Angelegenheit und einiger anderer Punkte, aber, wie gesagt, meine Ueberredungsversuche scheiterten. —

Ich benutzte den folgenden Tag, um eine Audienz bei der Kaiserin, Madame Josephine, nachzusuchen. Sie war zu der Krönung von ihrem Malmaison nach Paris hineingekommen und hatte Wohnung in den Tuilerien genommen.

Ich wurde von der schönen Frau abermals sehr gnädig und freundlich aufgenommen und in einem Salon, dessen Fenster auf das Carousſel hinausgingen, empfangen. Es war das der reizendste und eleganteste Raum, den Sie, lieber Freund, sich vorstellen können. Man gelangt von dort aus unmittelbar in die Familiengemächer. Ich habe Ihnen, werther Freund, ja schon zu mehreren Malen Madame Josephine und ihr hübsches, graziöses Aeußere geschildert. Ich fand dasselbe auch in diesem Falle von Neuem bestätigt; sie ist das liebenswürdigste Weib der Welt, und man sagt, daß ihr selbst der große Kaiser in seiner übelsten Laune nicht widerstehen könne. Sie war auch an dem Tage in ihrem Aeußeren wieder von größter Anmuth; Monsieur Duplan, dieser Künstler in seinem Fach, hatte ihr costume „gedichtet", sie trug ein weißes, langschleppendes Gewand von lichtem Wollstoff, das ihren wundervollen Busen und die herrlichen Arme frei ließ. Eine lange Locke ihres blonden Haares fiel auf die linke Schulter herab, und eine Menge kleiner blonder Löckchen umgab ihre weiße Stirn, während an ihrem Hinterkopf breite Flechten nach Art der Antike in einem Chignon befestigt waren. An Schmuck trug sie nur ein kleines Medaillon um den weißen Hals, das aus Goldfiligran gearbeitet, das einzige Geschenk bildet, das ihr Napoleon, als sie noch Vicomtesse de Beauharnais war, darbringen durfte. —

Wie haben sich doch darin die Zeiten geändert! Jetzt sollen ihre, von Napoleon zu zahlenden Schmuckrechnungen jährlich Hunderttausende betragen."

Am 2. December Mittags zwölf Uhr fand dann die feierliche Krönungsceremonie in der erzbischöflichen Kirche von Notre Dame nach einem vorher sorgfältig einstudirten Programm statt. Es herrschte dabei eine sardanapalische Pracht. Für den Kaiser und die Kaiserin waren zwei goldene Throne in der Nähe des Altars errichtet, von denen herab das Kaiserpaar zu dem Altar hinschritt. Napoleon trug ein weißseidenes goldgesticktes Gewand und darüber den lang nachschleppenden Krönungsmantel von rothem, mit Hermelin besetzten Sammet, der ganz mit goldenen Bienen bestickt war. Die Kaiserin hatte einen gleichen Krönungsmantel von lichtblauem Sammet und sah wunderbar schön aus. Die lange Schleppe ihres schweren Mantels wurde von ihren Schwägerinnen, den kaiserlichen Prinzessinnen, getragen. Man erzählte sich nachher, sehr widerwillig. Als die Kaiserin die Stufen des Altars hinanschritt, erbleichte sie plötzlich und wäre fast hinten über gefallen. Der Grund hiervon soll gewesen sein, daß die neidischen Schwägerinnen die schwere Schleppe plötzlich hätten fallen lassen, wodurch die Kaiserin fast hintenüber gestürzt wäre. Ich stand ganz in der Nähe des Altars und werde nie den stolzen Blick der Kaiserin vergessen, mit dem sie die rachsüchtigen Frauen maß. Die Ceremonie schritt dann weiter vor. Seine Heiligkeit der Papst stand mit hoch erhobenen Händen vor dem Altar und betete, als er das heilige Salböl dem Kaiser und der Kaiserin auf Stirn und Hände goß:

„Allmächtiger und ewiger Gott, gieße den Schatz deiner Gnade auf deinen Diener Napoleon aus, den wir, ungeachtet unserer persönlichen Unwürdigkeit, heute in deinem Namen zum Kaiser salben."

Nachdem er hierauf die beiden Kronen, Mäntel und Ringe durch seinen Segen geweiht hatte, ergriff der Kaiser die für ihn bestimmte Krone und setzte sie sich selbst auf das Haupt, sodann auch die andere und krönte damit die an dem Fuße des Altares vor ihm knieende Kaiserin.

Dieser feierliche Akt war von außerordentlicher Wirkung auf die ganze Versammlung und wurde allen dabei die Absicht des Kaisers

klar. Hatten doch bisher alle Könige und Kaiser, selbst Charlemagne, die Kronen aus den Händen des Papstes empfangen. Napoleon aber krönte sich selbst, wie er sich selbst zum Kaiser gemacht hatte, und zeigte dadurch, daß er den Papst nur als Werkzeug gegen das Vorurtheil der Menge benutzt habe.

Als dann der Papst den Segen gesprochen hatte, reichte der Kaiser der Kaiserin den Arm und führte sie unter dem Donner der Kanonen und dem Halleluja der Orgelklänge durch das Schiff der Kirche dem Portale zu.

Hinter ihm folgten alle die Damen des neuen Hofstaates, alle die Würdenträger und Generäle in ihren goldstrotzenden Uniformen und Staatskleidern. Es war ein fast unübersehbares Gewoge von Glanz und Pracht, wie wohl bisher kaum ein zweites von der Welt gesehen wurde. Der Papst aber blieb mit den Priestern wie ein untergeordneter Gehülfe allein in der Kathedrale zurück.

In den nächsten Tagen sah man hier nichts als Nationalfeste und Privatbelustigungen, unter den ersteren war die auf dem Marsfelde stattfindende Austheilung der neuen Fahnen und Estandarten an die Regimenter die feierlichste. Auch dieser war mir gestattet, beizuwohnen.

Die Fahnen sind mit einem goldenen Adler geschmückt, ein Zeichen, das der Kaiser selbst auswählte. —

Bei den darüber in dem Staatsrath geführten Berathungen hatte der eine der Räthe „den Löwen", ein zweiter „die Bienen" und ein dritter „den gallischen Hahn" vorgeschlagen. Auf letzteren Vorschlag erwiderte der Kaiser: „Euer Hahn ist ein Thier, das auf dem Miste lebt und sich von den Füchsen fressen läßt. Ich mag ihn nicht. Nehmen wir den Adler, er ist der Vogel, der den Donner trägt und hellen Blickes in die Sonne schaut. Die französischen Adler sollen sich so viel Achtung und Ruhm erwerben, als früher die römischen." —

Der Kaiser hielt dann bei der Uebergabe der Feldzeichen an die Regimenter folgende Ansprache: „Soldaten, hier sind Eure Fahnen, diese Adler werden Euch stets als Vereinigungspunkt dienen, sie werden überall sein, wo Euer Kaiser sie zur Vertheidigung seines Thrones und seines Volkes für nöthig erachten wird." —

Es war das eine erhebende Ansprache und des großen, gewaltigen Feldherrn würdig. Ich sah die Augen seiner alten, ruhm-

reichen Krieger leuchten und sah die begeisterte Schwärmerei in ihnen für den Mann, der sein Heer zu dem berühmtesten aller Zeiten gemacht hat. —

Sie werden sich wundern, mein Lieber, daß der Kaiser in dieser seiner Rede schon von seinem Volke sprach, und ich kann Ihnen nur sagen, daß mein Erstaunen darüber auch groß war.

Das sind, mein theuerer Freund, meine Betrachtungen über die Ereignisse der die ganze Welt in Aufregung setzenden verflossenen Tage. Ich kann es nur aussprechen, daß das Geschaute meine Bewunderung für den großen, unvergleichlichen Mann, diesen genialen Gewaltmenschen, der die Vorzüge aller Helden des Alterthums in sich vereint und der seinem Lande wie ein Erlöser erschienen ist, noch gesteigert hat. —

Ich werde demnächst nach Aschaffenburg zurückkehren und Sie dann wohl bald wiedersehen. Und nun leben Sie wohl, mein sehr geschätzter Freund. Ihr Gedenken, lieber Kaisenberg, ist mir stets theuer. Seien Sie, auch wenn ich entfernt bin, etwas freigebiger mit Ihren Briefen, und wenn ich wieder zu Haus bin, auch mit Ihrer lieben Gesellschaft. Leben Sie nochmals wohl, erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und seien Sie meiner Hochachtung gewiß.

Dalberg.

III.

Während des Wirkens meines Großvaters in Heiligenstadt und Erfurt vergingen die nächsten Jahre, und das schreckliche Jahr 1806 kam heran, in dem Napoleon das Reich Friedrichs des Großen bei Jena und Auerstädt vernichtete. Gleich nach diesem Siege beschloß er die Besetzung des Kurfürstenthums Hessen.

Der Kurfürst Wilhelm I. hatte sich nach Napoleons Ansicht in dem Kriege gegen Preußen nicht zuverlässig genug erwiesen, ja des Kaisers Eitelkeit war schon vorher von ihm verletzt, als der Kurfürst, stolz auf seinen Fürstenrang, ihm weder bei der Kaiserkrönung in Paris nach 1806 in Mainz huldigte. Außerdem aber hatte er besonders durch seine Weigerung, dem Rheinbund beizutreten, des Kaisers Zorn erregt. Bei dem Ausbruch des Krieges gegen Preußen ließ der Allgewaltige dem Kurfürsten durch den Gesandten Bignon die Neutralität unter der Bedingung antragen, daß er sofort seine Truppen auf den Friedensfuß setze. Diese Bedingung nahm der Kurfürst thörichter Weise nach einigem Schwanken an, er entließ sein Heer und ließ auf diese Weise Preußen, seinen alten Bundesgenossen, im Stich. Er überlegte nicht, daß gerade in diesem Falle ein entschiedenes, klares Auftreten nöthig gewesen wäre, da bekanntlicher Weise Napoleon seine Verträge nur so lange zu halten pflegte, als sie ihm selbst von Vortheil waren.

So kam es denn auch dieses Mal, wie es stets mit dem Korsen zu kommen pflegte.

Kaum war der Sieg bei Jena entschieden und die preußischen Heere in voller Flucht, da sandte Napoleon sofort den Marschall Mortier nach Kassel, um trotz des Neutralitätsvertrages von dem Kurfürstenthum Hessen Besitz zu ergreifen. Der Kurfürst verließ am 1. November vor den anrückenden Franzosen sein Land, nachdem er in aller Eile seine Schätze und Kostbarkeiten eingepackt hatte. Er floh zuerst nach Dänemark, später nach Prag. —

Hessen wurde ohne Schwertstreich von den französischen Truppen besetzt.

Diese Besetzung schildert am besten der Originalbrief einer Augenzeugin, und zwar der der Frau Marianne von Sothen, geb. von Kaisenberg, die damals als Wittwe in Kassel lebte. Sie schreibt als Tante meines Großvaters an meine Großmutter Katharine von Kaisenberg, geb. von Prenzis zu Nesselröden bei Duderstadt, wo diese sich in dem Sommer des Jahres 1807 aufhielt.

Erster Brief der Tante Sothen.

Kassel, 22. Juli 1807.

Meine gar vielgeliebte Kathrin!

In dieser so arg bewegten Zeit, in der man schier an der Welt verzweifeln möchte, muß ich an Dich, meine geliebte nièce, doch einmal einige Zeilen richten, die Dir sagen sollen, wie ich in alle dem trouble und diesem misère der langen letzten Monate um mich herum doch stets so innig Deiner gedachte. Welche unmenschlichen Dinge gehen doch jetzt in der Welt vor! Die Muse der Geschichte hat keine Feder, sie zu beschreiben. Welche Greuel sind erst vor wenigen Jahren in diesem Frankreich passiert, und dann hat man auch schon seit so langer Zeit in unser theueres Vaterland des Krieges Schrecken getragen. Doch ich muß Dir wohl zuerst, Du meine Traute, über die



Marianne von Sothen, geb. von Kaisenberg, in ihrem 75. Lebensjahre.
(Urgroßtante des Autors.)

damaligen schrecklichen Ereignisse am hiesigen Orte rapportiren. Wir waren damals in dem November vorigen Jahres eines Nachmittags bei der Frau Hofräthin S. zu einer kleinen Kaffeegesellschaft versammelt und schwätzten ganz heiter mit einander. Da lockte uns ein großer Tumult und Lärm auf der Straße an das Fenster. Laute Rufe erschallten: „Die Preußen kommen, sie sind schon an den Thoren!“ —

Der Herr Hofrath S. kam in höchster Aufregung zu uns herein gestürzt und erklärte uns, die wir damals nur gar wenig von des Krieges Lage begriffen hatten, daß das ruhmreiche Preußenheer völlig von dem französischen Kaiser besiegt worden sei und daß wir noch verziehen möchten, die Straßen zu betreten, da Theile des geschlagenen Heeres auf der Flucht auch Kassel berühren würden. —

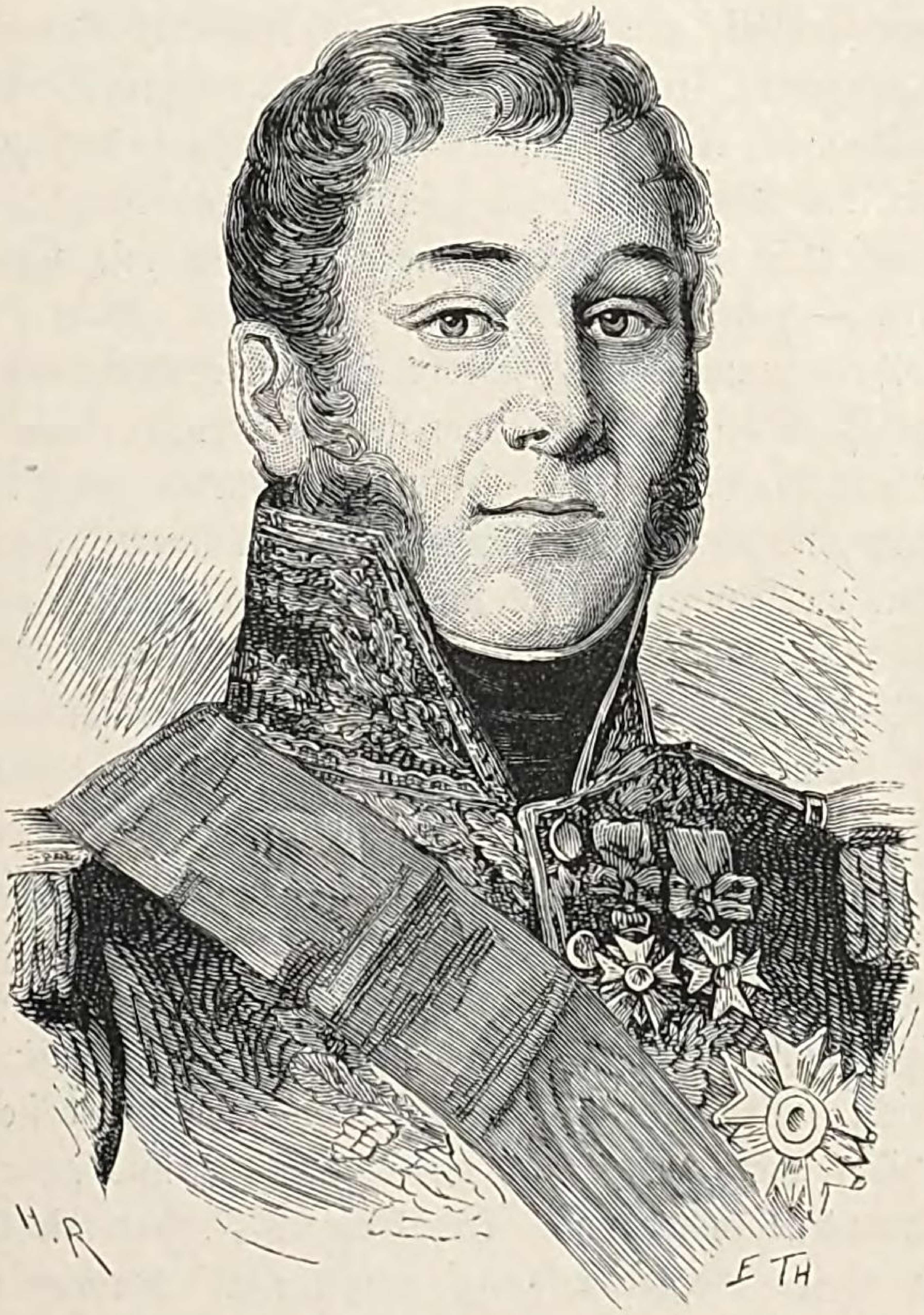
Und bald kamen auch schon die ersten preußischen Kolonnen daher. Wir empfanden ein gar inniges Mitgefühl mit diesen Soldaten des großen Friedrich, die da trüben, ernsten Angesichtes still vorüberzogen. Wir kauerten in unserer Fensternische und sahen thränenden Auges auf alle die armen Menschen hinab. Stunde auf Stunde verrann, bis alle die Proviant- und Bagagewagen vorüber gezogen waren. —

Das war der erste Tag von denen, die damals uns des Krieges Schrecken brachten.

Einige Tage darauf erfüllten die Stadt bereits am frühen Morgen die Angstrufe: „Die Franzosen kommen!“ mit größtem Schrecken. Man glaubte ja, in jedem einzelnen Franzosen einen dieser furchtbaren Schreckensmänner von der Revolution und der Guillotine zu erblicken, und wir fürchteten, in einem jeden feindlichen Krieger einen Polyphem zu sehen, der die Menschen verschlinge. — Die Straße vor meinen Fenstern war schon vollgestopft mit flüchtenden, wehklagenden Menschen, die ihre Habe in Karren oder auf dem Rücken fortschleppten; ihnen folgten in größter Eile mit Menschen bepackte Fuhrwerke.

Unser Kurfürst hatte sich bereits am 1. November mit allen seinen Kostbarkeiten aus dem Staube gemacht. Courage und Anhänglichkeit an sein Land hat er damit gerade nicht gezeigt, und die Truppen sollen sich in großer Wuth auf ihn befunden haben. — Es hieß dann, daß die Franzosen sich für diese Fortnahme der Staatsschätze rächen und Kassel einer Ausplünderung unterziehen würden.

Bald wurden wir jedoch durch die einziehenden französischen Fouriere, lauter hübsche, gar stattliche Leute, eines Besseren belehrt. Sie traten recht freundlich auf und forderten Quartier. Wir bekamen damals auch Einen in das Haus, einen großen Korporal mit mächtigen rothen Epaulettes auf seinen Schultern. Es war mir agréable,



E. A. C. J. Mortier, Herzog von Treviso. Marschall des Kaiserreiches.

meinen Wirthsleuten bei den Verhandlungen mit ihm beistehen zu können, sie vermochten es nicht, französisch zu parliren, und mußte ich daher die Unterhandlungen mit dem Korporal führen.

Die Aufregung in den Straßen begann sich dann langsam zu legen, als der Magistrat von dem General Mortier, dem Oberbefehlshaber der Franzosen, die Kunde erhielt, daß die Ordnung nicht gestört

werden solle, wenn die Kasseler Bürger sich ruhig verhielten. Es wurde auch diese Kundschaft nach allen Stadtthoren gesandt, auf daß die fliehenden Bürger ruhig in ihre Wohnungen zurückkehren möchten.

Die französischen Truppen erhielten damals theils Quartier in der Stadt, theils bivouakirten sie dicht vor den Thoren. — Es machte auch einen ganz beruhigenden Eindruck, daß die Frau Kurfürstin in dem hiesigen Schlosse zurückgeblieben war, und der General Mortier Serenissimae bereits seine schuldige Aufwartung gemacht hatte.

Es wäre nach einigen Tagen kaum noch zu spüren gewesen, daß wir uns in des Korsen Gewalt befanden, wenn nicht die Anwesenheit der vielen fremden Krieger die Gemüther mit Beklommenheit erfüllt hätte. —

Es sollen gar unzählige Heereshaufen hier vorhanden gewesen sein. Der Marschall Mortier hatte einen großen Trupp, man sprach von zwanzigtausend Mann bei sich, die auf der Nürnberger Straße herangezogen waren, während des Kaisers Napoleons Bruder, der König von Holland, mit vierzehntausend Mann auf der holländischen Straße angerückt kam.

Der Divisionsgeneral Lagrange, ein gar wohlwollender Herr, übernahm alsdann als Gouverneur die Verwaltung des Kurfürstenthums. Er beschlagnahmte alles Eigenthum des Kurfürsten und alle Kassen, so viel der geflohene Fürst davon noch übrig gelassen hatte. (Man sagte, es sei wenig genug gewesen.) —

Nachdem sich die erste Aufregung der Gemüther etwas gelegt hatte, hofften wir damals, daß das Land unter unserem Kurfürsten, wenn auch vielleicht unter französischer Oberhoheit weiter bestehen bleiben würde. Leider aber wurde auch diese Hoffnung uns genommen, wir sollten französisch werden. Der Hofrath F. hat mir damals den Grund zu dieser Vergewaltigung mitgetheilt. Danach habe unser Kurfürst den ungemessenen Ehrgeiz des Allgewaltigen dadurch verletzt, daß er ihm weder in Mainz noch in Paris, wie so viele andere der deutschen Fürsten gehuldigt habe. Er soll ferner den durch die Bajonette emporgekommenen Franzosenkaiser dadurch besonders beleidigt haben, daß er des Kaisers Aufforderung, dem Rheinbund beizutreten, schroff abgelehnt hatte. Was das jetzt Alles für Namen und Bezeichnungen von Landstrichen sind, meine Kathrine! Ich kann mir noch gar kein Verständniß davon verschaffen. Früher

hatten wir unser Hessenland unter unserem Landgrafen, jetzt weiß kein Mensch mehr, was er ist. —

Unter den Offizieren und Mannschaften unseres alten Heeres herrschte damals eine gar gewaltige Unzufriedenheit über die Zustände und das ihnen zu Theil gewordene Aergerniß. Mein herzlieber Neffe, der Julius von Hanstein, rapportirte mir darüber das Nachstehende. Die Kurfürstlichen Truppen hätten in jenen Tagen so gerne an dem Kampfe der Preußen gegen die Franzosen Theil genommen. Nun wurde unser Hessenland ohne Kampf von dem Feinde besetzt, und die Soldaten mußten es zähneknirschend mit anschauen. Ja, sie mußten sogar ihren Kurfürsten vor diesen verhaßten Franzosen fliehen sehen, welche sie in ihrem Kriegsmuthe ohne Schwierigkeiten aus dem Lande hinauszutreiben vermeint hatten. — Sie haben in großer Wuth ihre Gewehre zerschlagen und eilten ihrer Heimath zu. Die Offiziere hatten auch die Aufforderung erhalten, bei Androhung von Kerkerhaft in französische Dienste einzutreten. Die meisten von ihnen aber haben sich geweigert und haben sich lieber in Metz und Luxemburg einsperren lassen, als ihrem Kurfürsten die Treue zu brechen. Julius ist außer Landes gegangen, bis die Noth vorüber sein möchte. — In dieser Lage gingen die Monate dahin.

In den letzten Tagen hat sich nun hier sogar die ganz unglaubliche, überraschende Kunde verbreitet, daß aus unserem Hessenlande und anderen daran grenzenden Landestheilen ein neues Königreich entstände, das den Namen „Königreich Westphalen“ erhalten solle. Gar vielen Menschen wäre es schon recht, immer besser das, als wenn wir ganz bei Frankreich blieben. —

Du schreibst mir, liebe nièce gar nichts von Deines Herzliebsten Leopold Intentionen; auch nicht, ob er bereits zu Dir nach Nesselröden zurückgekehrt ist. Mit der Aussicht, auf seinen Posten in Heiligenstadt zu verbleiben, dürfte es jetzt wohl zweifelhaft ausschauen, da ja, wie wie mir F. heute sagte, das preußische Eichsfeld ganz bestimmt zu dem neuen Königreich hinzugezogen werden dürfte.

Schreibe mir doch bald über das, was Ihr vorhabt, liebe Kathrin.

Soeben war F. wieder da und theilte mir die wunderbare Mär mit, daß das Gerücht gehe, des Kaisers Napoleon jüngster Bruder solle unser König werden.

Man weiß gar nicht mehr, was man noch denken und glauben soll. Die Muse der deutschen Geschichte muß ihr Haupt, wie ich schon oben sagte, gar ängstlich verhüllen.

Du hast, theuere nièce, meines Geburtstages so freundlich gedacht und dabei wieder eine Liebe gezeigt, die ich würdige. Ich verschiebe deshalb meinen Dank auch keinen Augenblick länger und verheiße Dir hiermit, Dir von jetzo an recht häufig zu schreiben. Grüße Deinen lieben Gatten, Deine Töchter und Knaben.

Ich bin stets Deine Dich sehr liebende alte Tante
Marianne von Sothen geb. von Kaisenberg.

IV.

In dem Frieden zu Tilsit war am 19. Juli 1807 das Reich Friedrichs des Großen zertrümmert, Preußen um die Hälfte seiner Staaten reducirt worden. Napoleon beschloß bereits in den Tagen des Friedensschlusses die Gründung eines neuen Staates, des „Königreiches Westphalen. „Die Staaten Preußen und Hessen hatten hierzu die Löwenantheile herzugegeben und zwar ersteres das Eichsfeld, die Graffschaft Hohenstein, den Harz, Halberstadt, Quedlinburg, die Festung Magdeburg, die Altmark und den Saalkreis. Von Hessen wurden abgegeben: Hoch- und Niederhessen, Herzfeld, Fritzlar, Ziegenhain, Pleiße und Schmalkalden. Abgerundet wurde das Königreich durch das Herzogthum Braunschweig, die Graffschaften Osnabrück, Schaumburg, Wernigerode und später durch Theile Hannovers. — Der gesammte neue Staat erhielt auf diese Weise einen Umfang von 688 000 Quadratmorgen mit einer Bevölkerung von etwa zwei Millionen Seelen. Seine Einnahmen betrugen am 1. Oktober 1807 ungefähr 19 Millionen Francs.

Die Schöpfung des neuen Staates wurde zuerst von den betheiligten Landestheilen, namentlich dem hessischen, nicht ungünstig aufgenommen. Die dem Lande gegebene Verfassung half manchen althergebrachten Mißbräuchen ab, das Volk wurde dadurch in vieler Beziehung mit den bisher bevorzugten Ständen gleichgestellt, es eröffneten sich dem Talent dadurch scheinbar neue Bahnen, und die junge Generation jubelte, daß sie nach den Wirrren der letzten Jahre ein geschlossenes, auf fester Konstitution beruhendes Vaterland erhielte. Der große Napoleon verstand es einmal wieder, das Volk durch schöne

Redensarten und Verheißungen zu blenden, das schlimme Ende kam früh genug nach. Im Grunde genommen erhielt das Land nur den Namen eines selbstständigen Königreiches, es wurde, nur in etwas anderer Form, ein Vasallenstaat Frankreichs, gleich den anderen, direkt unter Napoleons Scepter stehenden Staaten.

Zu dem Könige dieses neuen Reiches Westphalen hatte sich der Kaiser seinen jüngsten Bruder, den damals 21 jährigen Geronimo (Jérome), ausgesucht. Dieser, le cadet de la famille Bonaparte, war am 15. November 1784 zu Ajaccio als Sohn des Notars Carlo Bonaparte und der Frau Lätitia, aus der Familie Ramolino abstammend, geboren. Er glich in seiner Jugend am meisten seiner schönen Schwester Pauline (nachher verehelichten Generalin Leclerc und nach dessen Tode an den Fürsten Borghese verheirathet), Paulette la belle, und war ihr auch geistig ähnlich, beide waren nur von mittelmäßiger Beanlagung.

Er war von früh auf ein Günstling der Frauen und wurde von ihnen wegen seiner unleugbaren Grazie und Liebenswürdigkeit verzogen. Wie alle solche Damenherren wurde er bald eitel, zeigte aber stets elegante Formen und Manieren. Er verbrauchte, als ein Verschwender von Kindheit an, stets viel Geld und schaffte sich dafür theuere Luxusgegenstände an, wie z. B. als 13 jähriger Knabe bereits kostbare, silberne Rasirgeräthe.

Er wurde in dem Jahre 1794 von seinem Vater auf das Collège von Juilly geschickt und sollte nach dem Wunsche seiner Eltern Kaufmann werden.

Bald jedoch änderten sich die Verhältnisse, sein Bruder Napoleon gelangte durch die Ereignisse des 18. Brumaire 1799 auf den Gipfel der französischen Macht und ließ sofort den, von ihm stets verzogenen, jüngsten Bruder in das Guidenregiment des Obersten Eugène de Beauharnais eintreten.

Hier machte er bei jeder Gelegenheit Schulden und ging oft seine Verwandten um Geld an. Einmal wußte er sogar seinem reichen, aber sehr geizigen Onkel, dem Kardinal Fesch, auf eine dreiste Weise 28 Louisdor abzupressen. Er zog auf die Weigerung des Kardinals, ihm Geld zu geben, seinen Säbel und drohte, das berühmte, in dem Zimmer des Kardinals hängende Bild, „Der Greis von Van Dyck“ zu durchlöchern, wenn der Onkel ihm nicht zu willen

sei. In dieser Zeit hatte er auch ein Duell mit dem Bruder des Generals Davoust und erhielt dabei eine Kugel in die Brust, die er bis zu seinem Tode mit sich herumtrug. Sie hatte sich auf der Brust abgeplattet und eingekapselt.

In dem Jahre 1800 machte ihn der erste Konsul zum Schiffslieutenant und Kommandanten der Fregatte Epernies und theilte ihn zwei Jahre darauf dem, unter dem General Leclerc stehenden, nach Domingo und Haiti bestimmten Geschwader zu. Vorher hatte er Gelegenheit, sich die ersten Sporen zu verdienen. Er nahm in einem Kampf mit dem englischen Schiffe Swiftsure dessen Kapitän persönlich den Degen ab und wurde dafür zur Belohnung seiner Tapferkeit mit dem Gefechtsbericht an Napoleon abgesandt. — Am 4. Februar 1802 erschien Jéromes neues Schiff, der Foudroyant, vor Port au Prince und Domingo wurde bald darauf genommen.

Als aber die Sache in Domingo anfing, schief zu gehen, rettete sich der Herr Schiffskommandant Jérome schleunigst vor den Engländern nach Amerika. Er lernte hier in Baltimore die schöne, in gewisser Weise seiner Schwester Pauline gleichende, Miß Elisa Patterson kennen und lieben. Sie war die Tochter eines reichen Kaufmanns, der sich zuerst der Ehe mit dem jungen Springinsfeld Jérome sehr abgeneigt zeigte. Trotzdem kam die Heirath zu Stande und das junge Paar wurde durch den katholischen Bischof von Baltimore Reverend Caroll getraut. Beide verlebten dann ein glückliches Jahr, was bei Betrachtung des von Gilbert Stuarts gemalten und noch erhaltenen Bildes der Miß Elisa erklärlich genug erscheint. Sie muß eine Beauté ersten Ranges mit wunderschönen braunen Augen und wundervollem Wuchs gewesen sein.

Als aber dann der erste Konsul in dem Jahre 1804 Kaiser wurde, befahl er seinem Bruder, sofort nach Frankreich zurückzukehren, und drohte ihm, wenn er auf seiner Weigerung beharre, die, von ihm als Oberhaupt der Familie nie anerkannte Heirath zu lösen, und ihn von dem Range eines französischen Prinzen auszuschließen. Da zeigte sich Jéromes Wankelmuth, er verließ seine, sich außerdem Mutter fühlende, schöne Frau und kehrte nach Paris zurück. —

Wie es der Kaiser Napoleon nachher fertig bekam, die Ehe seines Bruders mit Elise Patterson für ungültig zu erklären, trotzdem aber den ein Jahr darauf geborenen Sohn als legitim anzuerkennen, das

war so ein Streich des großen Korsen, wie er sie stets mit dem Worte Politik zu entschuldigen wußte. —

Als die Besetzung des Königsthrones von Westphalen, wie oben gesagt, in Frage kam, erinnerte sich Napoleon seines Bruders Jérome, der damals in Schlesien ein sehr zweifelhaftes Feldherrntalent entfaltete. Er glaubte in ihm den rechten Mann für die neue Krone gefunden zu haben. Er kannte ja seinen Jérome und wußte, daß der sich eher um alles andere, als um die Regierung seines Landes kümmern würde, und hoffte, daß er ihm nie die Schwierigkeiten machen würde, wie sein ältester Bruder Lucian in Neapel.*)

Damals schon, als Napoleon auf dem Niemenfluß mit dem Kaiser Alexander die berühmte Unterredung wegen der Theilung Europas hatte, sagte er schon zu seinem treuen Berthier:

„Je ne peux pas désigner Jerôme, comme tu sais, maréchal general de France à cause de ses mérites, mais il faut devenir roi.“

„Ich kann den Prinzen Jérome, wie du weißt, wegen seiner Verdienste nicht zum Marschall von Frankreich machen, aber König soll er werden.“ —

Und Napoleon setzte sich sofort hin und schrieb seinem Bruder den folgenden Originalbrief:**)

An
den Prinzen Jérome in
Breslau.

Tilsit, den 9. Juli 1807.

Mon frère!

Je viens de faire la paix avec la Russie et la Prusse. Vous êtes reconnu roi de Westphalie. Le royaume contient tous les états, dont vous trouverez le rôle si joint. Je partis pour Königsberg pour quelques journées et de là pour Dresde.

---

*) Dieser soll damals dem Kaiser, seinem Bruder, als er ihm den Thron von Neapel anbot, geantwortet haben: „S'il acceptait le titre de roi, il voudrait être le seul maître de son royaume et pouvoir le gouverner non comme un préfet, mais en prince indépendant.“ Anmerkung des Herausgebers.

**) Die Abschrift dieses Briefes befand sich unter den nachgelassenen Schriftstücken meines Großvaters. Anmerkung des Herausgebers.

Je Vous informerai en temps, que Vous arrivez le même temps à Dresde et nous concertons là de l'organisation, qu'ont faut ajuster à votre royaume.

Il est inutil, que vous répandez cette nouvelle. Il vous faut acquérir un secrétaire, qui comprend l'Allemand complètement et de me nommer plusieurs Alsaciens excellents, qui sont de l'aide à votre régie. Mon projet, que m'a laisser Vous nommer dans votre royaume est: „De donner le même une constitution régulière, qu'elle éteint dans toutes les classes de la population ces différences ridicules et vides. Mettez de cavallerie à Glogau, afin que je trouve des escortes bien armées partout. Du reste je prie Dieu, de Vous protéger avec son protection bien sacrée. Napoléon.

Mein Bruder!

Ich habe soeben mit Rußland und Preußen Frieden geschlossen. Sie sind als König von Westphalen anerkannt. Dieses Königreich begreift alle Staaten, deren Liste Sie im Anschluß finden. Ich gehe auf einige Tage nach Königsberg, und von dort begebe ich mich nach Dresden. Ich werde Sie bei Zeiten benachrichtigen, damit Sie zu gleicher Zeit mit mir in Dresden eintreffen, und wir werden uns da über die Organisation, die Ihrem Königreich zu geben ist, verabreden.

Es ist nutzlos, daß Sie diese Nachricht laut werden lassen. Sie müssen sich einen Sekretär verschaffen, der vollständig Deutsch versteht, und sich damit beschäftigen, mir etliche ausgezeichnete Elsasser vorzuschlagen, die Ihnen bei Ihrer Verwaltung behülflich sein können. Meine Absicht übrigens, in der ich Sie in Ihr Königreich einsetze, ist, ihm eine regelmäßige Konstitution zu geben, die in allen Klassen Ihrer Bevölkerung jene leeren und lächerlichen Unterschiede tilge. Schicken Sie Kavallerie nach Glogau zu, damit ich überall sehr starke Eskorten finde. Außerdem bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme. Napoleon.

Durch dieses Dekret also wurde aus dem jungen, 21jährigen Jérome Bonaparte der König des rein deutschen Königreiches Westphalen.

Ueberdies gab der Kaiser seinem Bruder, um dessen Auftreten als König etwas legitimer zu machen, die Prinzessin Katharina von

Württemberg zur Frau. Die Hochzeit fand am 28. August in Paris statt. Die Prinzeß war gut und liebenswürdig, eine Dame von etwas phlegmatischer Sinnlichkeit. Sie zeigte zu Anfang durchaus keine Neigung, Jérome zu heirathen. Als sie aber in den Wochen vor der Hochzeit als Gast des Kaisers Napoleon in den Tuilerien wohnte, hatte sie die mächtige Persönlichkeit Napoleons und der Glanz des kaiserlichen Hofes zu berücken gewußt und sie mit der Partie ausgesöhnt. Sie zeigte gegen den Kaiser viel Takt und war gegen die Kaiserin so liebenswürdig, so daß beide sie lieb gewannen. Der Kaiser schenkte ihr ein Brillantkollier im Werthe von 300 000 Francs, und Madame Josephine stattete sie mit einer königlichen Toilette aus. Sie trug an ihrem Hochzeitstage eine Robe à la prêtresse von silbergesticktem Atlas, mit fast unschätzbaren Spitzen besetzt, deren lange, mit silbernen Adlern bestickte Schleppe von vier Edelknaben getragen wurde. Unter den kurzen Oberärmeln der Robe sahen solche von Silbertüll hervor, und auf ihrem reichen, blonden, von Josephines Coiffeur Duplan frisiertem Haar saß ein Turban von weißem, mit Perlen umwobenem Atlas, auf dessen Devant ein wundervolles Diadem von Brillanten, ein Geschenk ihres königlichen Vaters, befestigt war. Mademoiselle Avrillon, die femme de la garderobe der Kaiserin, hatte die Königsbraut angekleidet.

Gleich nach der Hochzeit wurde die Reise in das neue Königreich angetreten und das Königspaar kam am 7. Dezember in Kassel an.

Es war am 6. an der Grenze des Königreiches angelangt, von wo es der Bezirksamtmann Motz und der Oberforstmeister von Wildungen mit seinen berittenen Jägern nach Marburg eskortirten. Hier stiegen der König und die Königin in Schloß Napoleonshöh ab, von wo am nächsten Tage der feierliche Einzug in die Residenz stattfand. Ueber die Tage, die dem Einzuge des jungen Ehepaares vorhergingen, sowie über den Einzug selbst, schreibt die Großtante Sothen an meine Großmutter.

V.

Meine Großmutter wohnte mit ihren Kindern in der Zeit des französischen Interregnums und der ersten Monate des neuen Königreiches theils in Heiligenstadt, wo mein Großvater vorläufig in der Stellung als Chefpräsident der Justiz und Regierung verblieben war, theils auf dem alten Familiengute Nesselröden bei Duderstadt, wo sie die Entscheidung der kommenden Dinge abwarten wollte. Dort erhielt sie am 6. Dezember den folgenden Brief:

Zweiter Brief der Frau Marianne von Sothen.

Kassel, den 5. Dezember 1807.

Meine herzallerliebste Kathrin!

Deine, mir so freundlich ausgesprochene Bitte, Dir über die hiesigen Verhältnisse Mittheilung zu machen, Gewähr leistend, will ich Dir denn zu beschreiben versuchen, was wir hier erlebt haben und was sich um uns arrivirt hat. Ich erzähle nur, was ich selbst gesehen und gehört habe, und was mir aus meinem Umgangskreise über alle die neuen französischen Menschen zugetragen ist. Mein Herz ist gar zu traurig, wenn ich mit anzusehen gezwungen bin, wie die Jugend doch so gar schnell vergißt und sich so rasch in die neuen Verhältnisse hineinzufinden vermag. Die Jünglinge und auch die jungen Demoiselles amüsiren sich bereits herrlich bei den militärischen Aufstellungen und Paraden, wie sie die französischen Machthaber jetzt in der Aue und den anderen Plätzen der Stadt zu veranstalten

belieben. Sie empfinden nicht in dem Maaße, wie wir Alten, die Schmach, die dem Vaterlande widerfährt. So nahmen auch die von H.schen Kinder den lebhaftesten Antheil an dem Jubel, der die Stadt erfüllte, als am 1. Dezember das neue Königreich Westphalen in den Gassen proklamirt wurde. Doch ich muß Dir erst, meine Liebe, die Menschen zu Deiner connaissance bringen, welche hier durch kaiserliches Dekret bis zu dem Inkrafttreten der westphälischen Regierung das Scepter der Macht führen.

Diese provisorische Regierung des neuen Königreiches besteht im Besonderen aus vier Männern, und zwar den Staatsräthen Beugnot, Siméon, Jollivet und dem General Lagrange. Diese Regierung eröffnete bereits in den ersten Tagen des Septembers ihre Thätigkeit. Alle diese vier sind natürlich Franzosen, kennen nicht unsere Sprache und haben sich deshalb ein Subjekt, Namens Moosdorf, einen Deutschen von dem linken Rheinufer her, an die Seite gestellt, ohne welchen keine Neubestimmung getroffen wird. Es ist das ein früherer Bekannter von Kurt von W., der ihn aus Mainz her kennt, Leopold müßte ihm eigentlich auch dort begegnet sein, und würde es vielleicht nicht unmöglich erscheinen, durch ihn bei geschickter Behandlung für Deinen Gatten und die Verwandten hier etwas zu erreichen.

Wie mir der Kammerrath von S. mittheilt, ist der Monsieur Beugnot früher Präfekt von Bonn gewesen, er soll ein nicht unbefähigter und sehr eiteler Schwätzer, aber sehr leichtsinnig, wie alle Franzosen, sein. Siméon, ein früherer Advokat in Aix, gehörte zu dem Rathe der 500, die einst Napoleon durch seine Soldaten auseinander sprengte. Er wird mir als ein Ehrenmann geschildert und gilt als ein sehr bedeutender Jurist. Ich werde versuchen, ihn durch H., der ihn bisweilen sieht, auf unseren Leopold aufmerksam zu machen, dessen juristisches Renommée ja sehr groß ist. Der dritte in dem Bunde, ein Monsieur Jollivet, war bisher Mitglied der gesetzgebenden Versammlung in Paris, soll viel bei dem Kaiser vermögen, da er sich dessen Zufriedenheit bei der Organisation des französischen Departements auf dem linken Rheinufer erworben hat. Der Monsieur soll sich für ein großes Finanzgenie halten und von einer gar mächtigen Eitelkeit beseelt sein.

Von dem General Lagrange heißt es, daß er ein braver Soldat sei, der von der Pike an gedient hat. Er soll Chef des Generalstabes

des Generals Kleber in dem Lande Aegypten gewesen, aber zu der hiesigen Stellung als Mitglied der Landesregierung nicht geeignet sein. Alle diese Menschen sind durch die Revolution in Frankreich emporgekommen, lauter Parvenüs, und die regieren nun an der Stelle, auf der unsere Landgrafen so viele Jahrhunderte gesessen haben.

O, man möchte sein Haupt bei dem Gedanken verhüllen!

Neben dieser Regierung aber giebt es hier anjetzo auch noch Leute, die der Kaiser hierher gesandt hat, um das Land wie eine Citrone auszupressen. Es soll ganz fürchterlich sein, welche Gelder bereits neben den Unsummen, die der neue König Jérome schon erhalten hat, nach Paris abgesandt werden. Wohin das Alles noch führen mag, kann nur der liebe Gott wissen.

Von dem neuen Königshofe sind bereits auch etliche Abgesandte zu der Instandsetzung des Hofstaates und der Hofhaltung hier eingetroffen. Der Erste war ein gewisser Rewbel, bisheriger Adjutant Jérome's, anjetzo General, der als Sohn eines Konventsmitgliedes sein Glück durch Antichambriren und Coulissenverbindungen gemacht haben soll. Es heißt, daß er nach oben hin kriechend und gar elend schmeichelnd sein soll. Am hiesigen Orte tritt er sehr selbstbewußt und auch recht grob auf. Er wirbt hier Kammerdiener sowie Hofmusiker an und richtet den neuen Hofstaat ein, der nach Allem, was man darüber zu hören und zu sehen bekommt, viel luxuriöser sein wird, als wir es bei dem Kurfürsten zu sehen gewohnt waren. Die hiesigen Handwerksmeister wurden durch den General sehr enttäuscht, sie hatten gehofft, bei des neuen Königs Einrichtung viel Geld verdienen zu können, anstatt dessen sind alle Meubles aus Paris angekommen, und die zwei Millionen, die das Land zu der Errichtung des neuen Königsthrones hat hergeben müssen, sind in die Hände der Pariser gefallen. Der Tischlermeister Schlüter, der erste hier in der Stadt, hatte sich vorstellend an den General gewendet und um Uebertragung von Arbeit, sowie Lieferung von Meubles petitionirt, doch der hat ihn grob angefahren und gesagt, die Deutschen verstünden nichts vom Handwerk. —

Das hiesige Stadtschloß wurde von dem Monsieur Rewbel als für seinen König zu schlecht befunden, er hat nur gar wenige Zimmer für den Hof in Stand setzen lassen, das Uebrige soll Alles umgebaut werden. Unser schönes Wilhelmshöh hat der Mann in Napo-

leonshöh umgetauft und geeignet zu dem Bewohnen für den neuen König gefunden. Der Narr und ekle Parvenu der er ist, in welcher Hütte mag wohl seine Wiege dermalen gestanden haben?

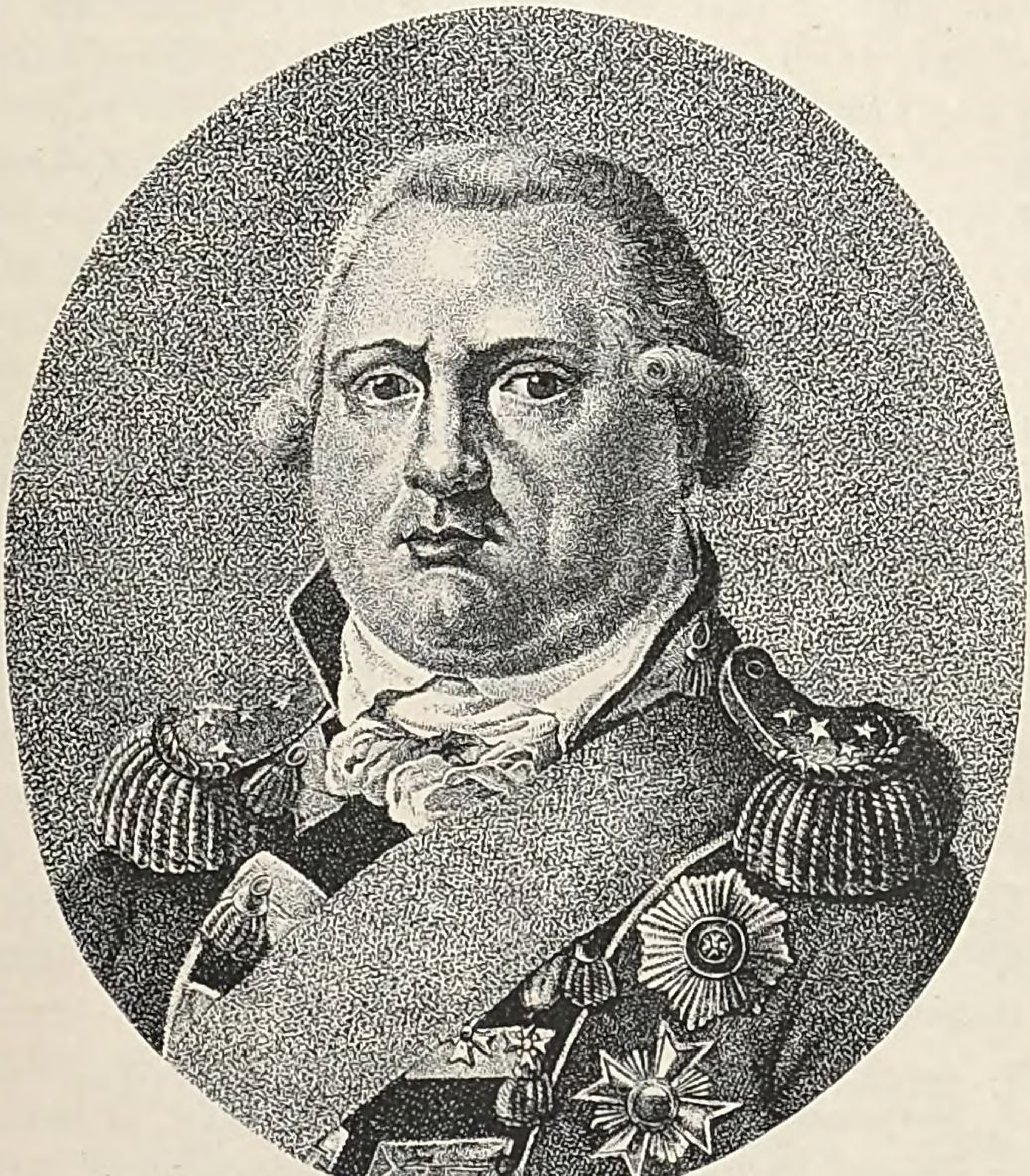
Nach Wilhelmshöh hat der General auch dasjenige an Kostbarkeiten aus den anderen landgräflichen Schlössern schaffen lassen, das der Kurfürst noch hier vergessen hat; ich schätze, daß es des Werthvollen wohl nicht gar zu viel gewesen sein dürfte. — Alle diese ersten, gewaltthätigen Schritte der neuen Regierung haben hier viel böses Blut und Mißstimmung erzeugt, selbst in den Kreisen, die zuerst den neuen Verhältnissen zugeneigt waren. — Der demnächst Ankommende war der Intendant der königlichen Civilliste, ein Monsieur La Flèche, er soll ziemlich unbedeutend sein. Wie alle diese Emporkömmlinge ist er niederen Standes, einer kleinen Marseiller Krämerfamilie entsprossen. Dann erschien ein gar prächtiger Herr, der Großmarschall des Palais, Monsieur Meyronnet.*) Ich habe ihn neulich zu Gesichte gekriegt, er ist ein gar schöner dunkelhaariger Mann, der ein Günstling des Kaisers sein soll. Er ist auch wohl dem Könige von früher her befreundet, da er, wie der Hofrath erzählte, mit diesem früher auf einem Schiffe in Diensten stand. Einige Zeit ist er bei dem Kaiser Napoleon in Ungnade gewesen, weil ihm dieser vorwarf, des damaligen Prinzen Jérome Ehe mit einer schönen Amerikanerin nicht verhindert zu haben. — Ja, meine liebe nièce, der König war nämlich schon einmal verheirathet, und zwar mit einer Miß Patterson in Baltimore in Amerika. Eigentlich ist er es sogar noch und vor Gottes Gesetz Katharina, das schöne Königskind, gar nicht seine richtige Frau. Der Prinz Jérome ist ebenso wie die amerikanische Miß katholisch, und da ihre Ehe nach aller Richtung hin kirchlich und rechtlich vollzogen war, so konnte sie nicht getrennt werden. Trotzdem hat der Kaiser der Franzosen das aus eigener Machtvollkommenheit gethan und nachher auch den Papst willfährig gemacht, diese Scheidung zu bestätigen. Es ist himmelschreiend mit dem armen Weibe, dieser Amerikanerin, verfahren worden, im Besonderen deshalb, weil sie den Prinzen wirklich geliebt hat und gesagt haben soll, „sie wolle lieber eine Stunde Frau Jérome Bona-

---

*) Der spätere Graf von Wellingerode.

Anmerkung des Herausgebers.

parte, als ihr ganzes Leben die Frau eines Anderen sein.“ Und was das Schrecklichste ist, sogar ein Sohn soll aus dieser Ehe vorhanden sein, von dem es nun unbestimmt ist, wie er genannt werden wird. Einige behaupten, der Kaiser habe ihn anerkannt. — Du wirst



Friedrich der Dicke. König von Württemberg.

nun wahrscheinlich, liebe Kathrin, auch etwas darüber vernehmen wollen, was mir über die neue Königin zu Ohren gekommen sei. Ich kann sie Dir natürlich erst näher beschreiben, wenn sie mir selbst vor Augen getreten ist, das soll ja aber auch in der allerkürzesten Zeit geschehen und der Einzug des Königspaares unmittelbar bevorstehen. Ich will Dir an dem heutigen Tage nur mittheilen, was

man sich über die hohe Frau hier erzählt, und das ist eigentlich nur Gutes. Die Prinzeß von Würtemberg soll zu Anfang nur recht geringe Passion gehabt haben, dem König, über dessen Leben ihr doch wohl Manches mitgetheilt worden war, die Hand zu reichen. Ja, es heißt, daß sie vor ihrem Vater, dem Könige, auf den Knieen gelegen und viele Thränen geweint habe, daß er doch diesen Kelch an ihr vorübergehen lassen möchte. Aber der Kaiser Napoleon zwang den König und dieser seine Tochter, und so wurde sie denn unsere junge Königin. — Der König von Napoleons Gnaden, Friedrich der Dicke, von Würtemberg, muß ein ganz eigenthümlicher Mann sein. Gilsa, der gar oft bei der Hofhaltung in Stuttgart anwesend gewesen ist, beschrieb ihn uns vor etlichen Tagen in einer Assemblée bei Tr . . . ts folgendermaßen. Er sei so dick und von so starkem Leibesumfange, daß er in seinen Eßtisch einen Ausschnitt habe anbringen lassen, sonst konnte er nicht zu den Speisen gelangen. Der Kaiser Napoleon soll einmal scherzend von ihm gesagt haben: „Der König käme immer ventre à terre nach Paris." Und dieser körperlich so ungefüge Herr soll dabei in seiner Familie der reine Tyrann sein. Seine erste Frau, Friederike von Braunschweig, ist gar elendiglich in der Fremde zu Grunde gegangen. Der König stand damals als Prinz in russischen Diensten in Petersburg. Die Prinzessin, seine Frau, erregte aus irgend einem Grunde die Eifersucht der Kaiserin Katharina II., die sie auf eine Festung schaffen ließ. Man sagt, daß die sehr schöne, aber stark liederliche Frau dort ein Verhältniß mit dem Kommandanten angefangen habe und dann bald darauf gestorben sei. — T . . . t, der immer Alles wissen will, behauptete einmal, von einer Kammerfrau in Stuttgart gehört zu haben, die Fürstin sei auf Befehl der Kaiserin Katharina ermordet und mit ihrem kleinen Kinde in einem Wallgraben der Festung verscharrt worden. — Doch man muß auch eben nicht Alles glauben, was die Leute sagen. —

Sei mir nicht böse, meine Liebe, daß ich etwas ausführlich geworden bin, aber Du mußt das mit in den Kauf nehmen, Aller Gedanken und Aller Gespräche sind ja jetzt nur auf die neue Königsfamilie und Alles, was mit ihr zusammenhängt, gerichtet. Der Königin Verwandte werden auch viel besprochen.

Es ist doch eine eigenthümliche, ganz wunderbare Zeit, in der

wir anjetzo leben; was entstehen Einem hier Alles jetzt für neue, nie gehabte Eindrücke!

Wenn man so die Bevölkerung auf den Gassen sieht, erkennt man das biedere Hessenvolk gar nicht wieder. Ein Jeglicher hat stets etwas Neues zu erzählen, und immer neue Gerüchte durchfliegen die Stadt. Aber es kann hinwieder auch nicht verschwiegen werden, daß dieses frische und rege Treiben, welches als Folge der neuen Dinge die Bevölkerung aus ihrem Spießbürgerthum aufrüttelt, sowie die Umgestaltung alles Bestehenden dem hiesigen Leben einen eigenthümlich wohlthätigen Aufschwung giebt. —

Doch, meine theuere Kathrin, ich will es nun heute auch genug sein lassen, ich habe Dir schon neulich Manches von hier brieflich mitgetheilt, aber einen so langen Schreibebrief wohl noch kaum an Dich abgesandt. Wenn das neue Königspaar erst seinen Einzug in die Mauern dieser Stadt gehalten hat, schreibe ich Dir gleich wieder, denn mein Herz verlangt nach einer öfteren Aussprache mit Dir. Du, meine Theuere, mußt Dich wohl jetzt sehr wegen der Zukunft meines lieben Neffen Leopold, Deines geliebten Gatten, in Aufregung befinden. Die nächsten Wochen werden Dir ja bald eine Entscheidung darüber bringen. Grüße Deinen lieben Mann recht sehr von mir und auch die lieben Töchter Poldchen und Minchen, sowie auch den Monsieur Louis, der sich ja nach Deiner Schilderung sehr zu entwickeln scheint, und auch den kleinen Nanti. Ich schreibe bald wieder. Gedenke bisweilen in Liebe Deiner treuen Tante Marianne von Sothen

geb. von Kaisenberg.

Dritter Brief der Frau von Sothen.

Ueber den Einzug des Königs Jérome an meine Großmutter in Nesselröden.

Kassel, den 10. Dezember 1807.

Zunächst meinen freundlichsten Dank, geliebte nièce, für Deinen so liebevollen Glückwunsch zu meinem Wiegenfeste. Man hat auch hier diesen meinen Geburtstag festlich zu feiern die Güte gehabt, man hat mich mit Liebe überhäuft, und ich habe mein neues Lebensjahr mit einem großen Vorrath von Seelenruhe und stiller Zufriedenheit angetreten. Man hat dieser Seelenruhe aber anjetzo auch dringend nöthig, in diesem Wirrsal von neuen, ungewohnten Verhältnissen, die

hier allerorts auf einen einstürzen. Habe auch noch vielen Dank für Dein so zierliches Poëm, lächelten mir die Musen wie Dir, so würde ich Dir ebenso zierlich, aber gewiß nicht aufrichtiger meine Erkenntlichkeit versichern. — O meine liebe Kathrine, was ist hier anjetzo des troubles die Menge! Ich erkenne mein liebes, stilles Kassel gar nicht mehr in diesem jetzigen Glanz, in besonderem, da Seiner Gnaden, unser Kurfürst, bekanntlich als sehr knauserig bezeichnet werden konnte.

Doch nun will ich Dir über die inzwischen arrivirten Ereignisse hier zu berichten suchen. Ganz natürlich hatten sich die Neuigkeiten über unser junges Königspaar in den, der Ankunft desselben vorhergehenden Tagen sehr gehäuft; ein Jeder wollte von ihm das Allerneuste wissen, und die bereits hier eingetroffenen Hofbeamten wie z. B. der grand maréchal de palais Meyronnet wurden mit Anfragen geradezu überlaufen. So hat mein Neffe Julius erfahren, daß der maréchal über den König des Lobes gar voll sein soll. Er hat gesagt, daß des Königs Mutter, „Madame mère“ Lätizia, einst über ihren jüngsten Sohn geurtheilt habe, er besitze unter allen ihren Kindern das beste Herz, auch soll er natürlichen Scharfsinn hinreichend sein eigen nennen. Das würde ja für die Zukunft die erfreulichsten Hoffnungen bieten. —

Am 7. war denn Alles zu dem erwarteten Einzuge fertig bereitet. Die neuen Königswappen waren überall an den Staatsgebäuden angebracht, die Kronen und die Kapitäler neu vergoldet, Triumphpforten erbaut, und die französischen Beamten hatten in der Bevölkerung für den Einzug Stimmung zu machen gewußt. — Es sollte nicht an Ovationen fehlen, um den König in seiner Residenz zu begrüßen.

Am 7. begann sich das Gerücht in der Stadt zu verbreiten, daß der König in dem Laufe des Nachmittages mit der Frau Königin eintreffen werde.

Du kannst versichert sein, daß sich eine große Neugierde aller Menschen bemächtigt hatte, und auch ich war derselben nicht bar. So begab ich mich denn, als es drei Uhr vom Thurme geschlagen hatte, in Begleitung meines Neffen durch die bekränzten Gassen nach der Aue, um mir den königlichen Zug auf seinem Wege nach der Napoleonshöhe anzusehen. Es war ein gar prächtiger Sonntag, und man hätte es kaum vermuthen dürfen, daß das Christfest schon so nahe sei. Mitten in der Aue steht, wie Du wohl weißt, auf einer kleinen Anhöhe ein Tempelchen, zu dem mich Julius geleitete, an ihm sollte der König

vorüberfahren. Unangenehm berührte mich auf unserem Wege der Anblick der alten ehrwürdigen Linden in den Alleen, die vormals einen so schattenreichen Dom bildeten. Man hatte sie gekappt, so standen sie da, als wären sie von einem Blitze getroffen. Holzverständige Menschen wollen den so mißhandelten Riesenbäumen, unter deren Schatten wir bisher wandelten, den Jammertod prophezeien, weil man sie lebendig so zerlegte. —

Schon näherte sich der Abend, das Wetter war trübe und duftig geworden, da erklang auf einmal in der Ferne ein lautes Jubelgeschrei, das näher und näher kommend unter den Massen der Zugeströmten immer lauter wurde.

Pauken und Trompeten schmetterten dazwischen einen höllischen Lärm, und von manchen Stimmen wurde auch „Vivat — vivat" geschrieen.

Und da zeigten sich auch schon nach dem Eingang der Aue hin die roten Röcke einzelner Reiter, es waren die der Vorreiter, die der königlichen Karosse voranritten. Gleich dahinter kam eine mit sechs schneeweißen Schimmeln bespannte Kalesche, deren Verdeck zurückgeschlagen war, und neben dem Wagen ritt in glänzender, mit Gold überladener, Uniform der grand écuyer, wie ich nachher erfuhr, ein General, Namens Lefèbre Desnouilles. Hinter der Kalesche folgten wieder zehn, in reichbordirte Uniformen gekleidete Stallmeister. —

Wie Du wohl annehmen kannst, waren meine Augen mit größter Spannung auf die Insassen der Kalesche gerichtet; ich konnte dieselben von meinem Hügel aus gut betrachten, da der Kutscher, scheinbar auf einen Wink des Königs hin, seine Pferde in den Schritt übergehen ließ. Der König und die Königin nahmen den Fond des Wagens ein, und ihnen gegenüber saßen eine Hofdame und ein Kammerherr. Der junge König mit seinem gelblich blassen, aber interessanten Gesicht mochte die liebliche blonde Königin wohl gerade auf die Schönheit, die man von dem Punkte genießt, aufmerksam machen, und ich hatte dahero Gelegenheit, mir ihn recht genau anzusehen.

Er ist ein kleiner, zierlicher Mann, mager, mit dunklem Haar und schwarzen Augen. Sein Gesicht hat etwas starke, vorstehende Backenknochen, und um die Augen herum zeigen sich trotz seiner Jugend bereits einige leichte Falten. Sein Kinn und der starke Nacken erinnern an die Bilder des Kaisers, seines Bruders, dem er sonst aber nicht

ähnlich sieht. Er ist hübscher. Seine Hand, die er zeigend ausstreckte, war klein und zierlich wie die einer Dame. Die Königin Katherine hat schöne blaue Augen und wundervolles, blondes Haar. Es war darauf ein haubenartiges Hütchen von weißen Spitzen und Bétille mit einem halben Schleier daran, befestigt. Sie schien mir nicht sehr groß, aber gut gewachsen zu sein, ihre Büste ist für ihr Alter sehr stark entwickelt, beinahe üppig. Sie trug ein blaues Tafftkleid und darüber einen surtout von goldgesticktem, blauem Sammet. Der Ausdruck ihres Gesichtes ist sehr hold und liebenswürdig, und sie lächelte den König gar freundlich an. — Wieder ertönten dann einzelne Vivatrufe aus der Menge umher, der König hob die Hand zu seinem Federhut, den er leicht lüftete, und der Wagen rollte davon. Der König trug, so viel ich sehen konnte, eine reich mit Gold gestickte grüne Uniform, dazu weiße Beinkleider und Escarpins und einen wundervollen goldenen Säbel an der Seite.

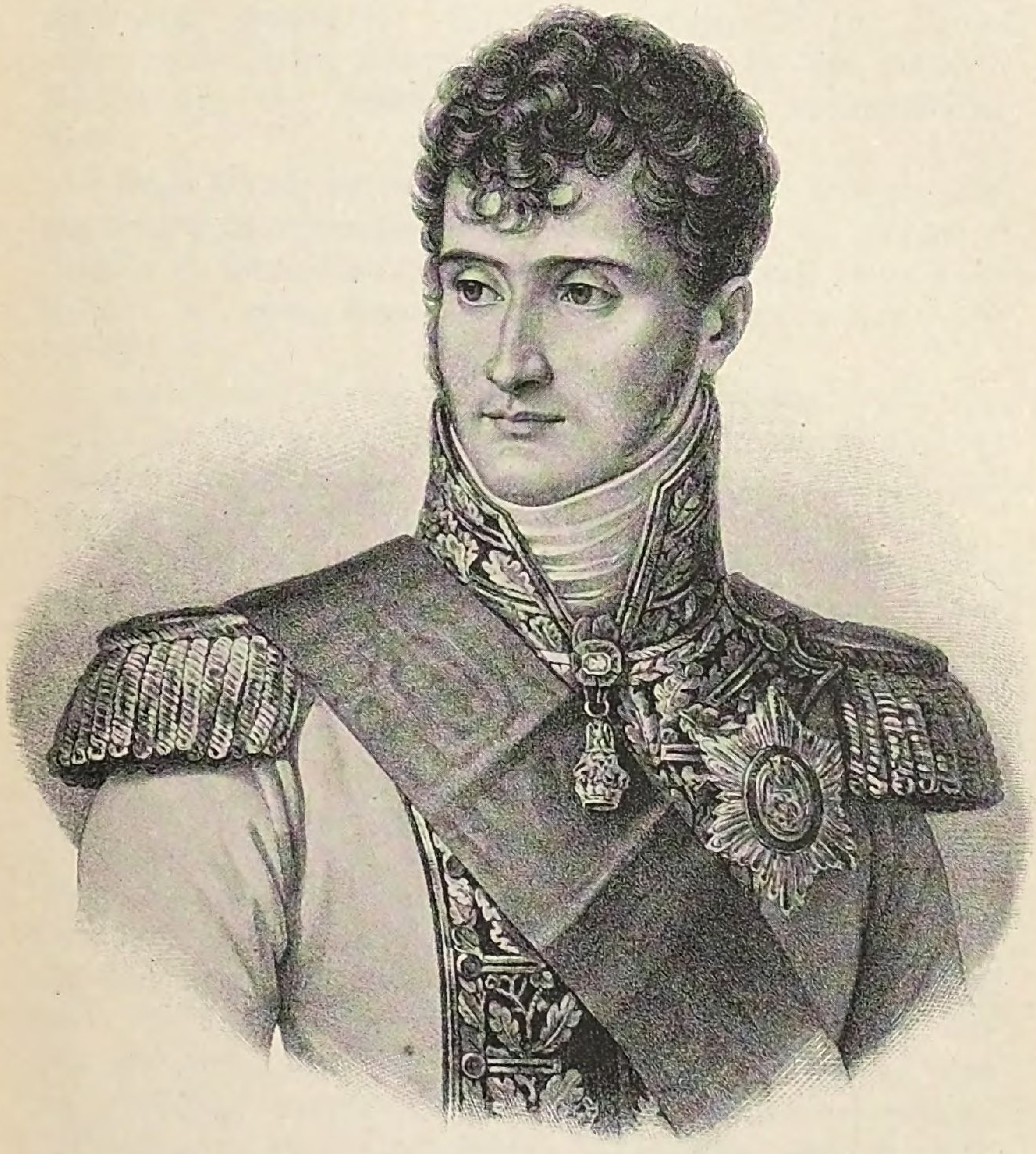
Hinter dem königlichen Wagen folgten noch drei andere Kaleschen, in deren ersterem vier Hofdamen und in den nachfolgenden je vier Herren des Hofstaates saßen. Julius meinte, es wären unter Anderen der Staatssekretär Lecamus*) darunter gewesen, ein aus Martinique stammender Mann, im Weiteren ein Monsieur Boucheporne, der nach Julius' Aussage früher Hausirer mit Toiletteartikeln in Hamburg gewesen sein soll und durch seine Beziehungen zu den Buonapartes in Korsika Carrière gemacht habe. Ferner der Generaladjutant Morio, ein früherer Genieoffizier, der ein fähiger Herr sein soll. Einige Kammerherren waren auch noch dazwischen, wie der Vicomte Beauharnais, ein Vetter der Kaiserin, und Andere. In dem Damenwagen saßen die Palastdamen, die Gräfin de Laville, die Generalin Morio und noch zwei, die mein Neffe nicht kannte. Alle vier waren in hypermodernste Toiletten gekleidet. —

Siehst Du, meine liebe Seele, das war mein erster Anblick unserer neuen Königsherrlichkeit. Der Zug zog wie ein Traumbild von Glanz und Pracht vor meinen Augen vorüber. Daß ich alte Frau so etwas noch zum Schluß meines Lebenslaufes erleben muß, wer hätte so etwas je geahnt?

---

*) Der spätere Graf von Fürstenstein.

Anmerkung des Herausgebers.



Jérome Napoleon, König von Westphalen.
(Aus der historischen Sammlung der Zeit Napoleons I. des Herrn H. Buhrig in Leipzig.)

Wir kehrten darauf nach Hause zurück, und H. erzählte mir noch, daß der König bis auf einige kleine Abwege ein guter Ehemann sein solle, und seine schöne Königin sehr liebe. Auch die tugendhafte Frau erwidere ihm jetzt diese Liebe, obgleich er nicht der Mann ihrer Wahl gewesen sei. Sie lebten zusammen wie die Turteltauben, zum großen Kummer einiger Libertins aus dem Hofstaate, die sich gern durch Zwischenhändlerdienste bei dem Könige insinuirt hätten.

Gegen Mittag des darauf folgenden Tages fand denn der Einzug der königlichen Herrschaften in das, inzwischen auf das Glänzendste ausgestattete Stadtschloß statt. O, Du alte Kattenburg, hätten Deine Erbauer das ahnen können, daß Du solche Inwohner einst haben würdest! —

Bald darauf ist eine feierliche Audienz abgehalten worden, bei welcher der König in einem prachtvollen Krönungsornat, mit dem Königsmantel um die Schultern, erschienen sein soll. Abends fand Illumination statt, die ich mir in einzelnen Gassen mit ansah.

Es war den ganzen Tag die Rede davon gewesen, wird illuminirt oder nicht? Gegen Abend lachte der Himmel, aber es war spitzkalt. Schon um acht Uhr bestiegen Arbeiter die Gerüste der Paläste, um anzustecken. Wir hatten uns einen Wagen genommen und mußten auf Befehl der Polizei damit um neun Uhr Abends auf dem Paradeplatz eintreffen, um uns dem königlichen Zuge anzuschließen. Dies war ganz zweckmäßig, um Unglück zu verhüten, obgleich es ein sehr lästiges Fahren war, wo Alles anhalten mußte, wenn die vorderen Wagen etwas Schönes sahen, und man weiter zu fahren gezwungen war, wenn grade die merkwürdigsten Illuminationen zu sehen waren. Ich genoß die Schönheiten in aller Pracht. Um neun Uhr war es dunkle Nacht und in allen Straßen blendendes Licht, um zehn Uhr aber fand unser Zug schon viele Flammen durch die scharfe Zugluft auf der Ostseite ausgelöscht. Manche Straßen waren gar prächtig, besonders nahm sich die hoch liegende Bellevuestraße gegen den Park zu trefflich aus. Im Einzelnen wunderte ich mich jedoch, nicht mehr sinnreiche Ideen ausgeführt zu finden. Ganze zwei Stunden fuhren wir in den Gassen umher und sahen immer wieder Lampions und Transparents. Im Ganzen machen ja wirkliche Lampions am mehrsten Lärm, wo sie außen an den Häusern in Reihen angebracht werden,

ganze Transparenthäuser sind ästhetischer, doch wollen sie mit Muße betrachtet sein, und die stand uns nicht zu Gebote. Am besten hat mir das Schlotheim'sche Haus in der Bellevuestraße und das des ehemaligen Ministers von Waitz gefallen, sie waren nach italienischer Art dekorirt, mit Transparents versehen und mit höchstem Pomp erleuchtet. Hoch über dem Hause des letzteren erhob sich eine Sonne von trefflicher Wirkung, die wie ein Gestirn am Firmament stand, das langflügelige Hotel stand ganz im Feuer. Gegenüber dem Hotel des Gesandten wohnt, wie Du wohl Dich erinnerst, ein Spiegelfabrikant, der sein ganzes Haus mit Spiegelglasplatten bedeckt hatte. Die Auszierungen und Inschriften waren von geschliffenem Glase, wie man wohl in Stahlarbeit Worte auf Armbändern findet. Dieses Alles durch den hellsten Kerzenschein erleuchtet, gab dem Hause das nur möglichste Feen-Air, denn alle Lampen der Welt könnten den Gedanken des Reichthums und der Eleganz nicht hervorrufen, den diese Brillantirung bewirkte. In den Inschriften und Tafeln zeigte es sich so recht, was wir doch für unmündige Deutsche sind, es waren da nur französische Inschriften zu sehen, und es war doch ein deutsches Fürstenfest, das da gefeiert wurde, ein deutsches Volk begrüßte seinen König, ob derselbe auch ein Ausländer war. —

Wie wurde doch auf diesen Transparents der König gefeiert. Eins ist mir noch besonders in der Erinnerung geblieben, da stand Minerva und zeigte auf eine Büste des Königs, auf den sie die Verse der Ilias anwendete:

„Dieser ist der Atride, der weit herrschende Agamemnon, als König sehr gut, als Streiter tapfer."

Auch humoristischen Genres gab es da Transparents; ein schmales Häuschen in einem Cul de Sac war durchaus mit ausgeblasenen Eiern behängt und beleuchtet. Ein Bäcker hatte das Transparent eines großen Kuchens angebracht mit der Umschrift:

Wer den König Jérome nicht will lieben,
Den thu' ich in den Ofen schieben.

Doch nun sei es genug von Alledem, denn mein altes Herze thut mir weh, wenn ich an alle diese Lobhudeleien des neuen, uns aufgedrängten Königs zurückdenken muß. —

An dem nächsten Tage wurde ein Dekret des Königs zur öffentlichen Kenntniß gebracht, welches die Minister ernannte. Siméon wurde Justizminister, Beugnot Finanz- und Jollivet Schatzminister, General Lagrange erhielt das Portefeuille des Krieges und Monsieur Marinville, ein junger Mann in dem Alter des Königs, wurde mit der Vertretung des noch abwesenden, zum Staatssekretär ernannten Johannes von Müller, des Gönners Deines Mannes, beauftragt. Außerdem wurden der Palastpräfekt Boucheporne, der Staatssekretär Lecamus und die Generaladjutanten Morio und Giraud in ihren Aemtern bestätigt. — So hat denn die neue Regierung ihre Stellung angetreten. Ich schreibe das Vorstehende gleich heute, und magst Du es, liebe Kathrin, Deinem Leopold mittheilen, für den es ja, wie natürlich, von größtem Interesse sein dürfte. — Von Männern meiner Bekanntschaft, welche in der Lage sind, diese neuen Minister beurtheilen zu können, wird mir mitgetheilt, daß ihre Auswahl theilweise eine ganz ungeeignete sein dürfte, und daß diese wohl nur von des Kaisers Napoleon Seite gar stark beeinflußt sei. — Bisher wird der König von denjenigen, die mit ihm in Berührung gekommen sind, wegen seines gerechten Sinnes und guten Urtheils gelobt, er soll trotz seiner Jugend schon einen scharfen Blick für die Regierungsangelegenheiten gezeigt haben. Aber allein der Umstand, daß kein einziger eingeborener Hesse einen Ministerposten erhalten hat, und es wären doch wohl hinreichend dazu geeignete Männer zu finden gewesen, ich möchte Dir dabei nur die Namen Malsburg, Dohms, Henneberg oder Martens nennen, läßt darauf schließen, daß der Kaiser das Königreich nicht als einen selbstständigen Staat, sondern nur als ein Anhängsel Frankreichs betrachtet.

Dafür spricht auch eine Geschichte Hansteins, der als Sekretär in dem Ministerium Siméon Anstellung gefunden hat. Danach soll Napoleon gesagt haben, que ses frères, placés sur les divers trônes de l'Europe „se devaient d'abord à lui et à la France avant de se devoir à leurs peuples“. —

Wenn dieser Ausspruch wahr ist, so dürfte sich für unser Königreich eine gar traurige Aussicht für die weitere Zukunft eröffnen; der junge König dürfte dann nur ein Titularherrscher und der Kaiser allein unser wirklicher König sein.

Eine Stunde darauf.

Soeben war Hanstein bei mir und theilte mir wieder Mancherlei mit, vor Allem das Wichtigste, daß in einem Dekret des heutigen Tages auch des Namens unseres Leopolds Erwähnung gethan ist. Er hat den Posten eines Civiltribunalpräsidenten in Heiligenstadt erhalten. Ich nehme an, daß er wohl schon selbst diese Ernennung empfangen haben dürfte.

Die mir zugegangene Nachricht, Du meine liebe Seele, wird gewiß bei Dir eine gar herzliche Freude erwecken. Die Stelle erhält Dir ja den Vielgeliebten in Deiner Nähe.

Du wirst mit Deinen Kindern jetzt wohl bald von Nesselröden nach Heiligenstadt übersiedeln, und denke ich, Euch dort in der möglichst kurzen Zeit einen Besuch abstatten zu können.

Grüße und beglückwünsche Deinen lieben Mann und küsse Deine Kinder.

Ich verharre, meine liebe Herzensseele, in treuester Liebe als

Deine alte Tante Marianne.

---

*) Vorschlag des Prèfèt du Harz, de Bülow über die Anstellung meines Großvaters zu obiger Stellung; in französischer Sprache abgefaßt. Siehe Nachtrag.

Anmerkung des Herausgebers.

VI.

Mein Großvater erhielt, wie die Urgroßtante von Sothen es in dem vorstehenden Briefe schreibt, bei der Errichtung des Königreiches Westphalen den Posten eines Civiltribunalspräsidenten in Heiligenstadt. Er hatte bis dahin unter Preußens Scepter gleichzeitig auch die Stellung eines Justizpräsidenten in Erfurt inne gehabt. Da dieses nun unter französischer Herrschaft verblieb, so stand er als Chef der den beiden Ländern zugehörigen höchsten Justizbehörden hinsichtlich des Eichsfeldes unter westphälischer Oberhoheit, in Erfurt aber unter dem, die höchste Regierungsgewalt ausübenden Militär- und Civilgouverneur des Kaiserreiches. Dieses führte in der Folge zu manchen Inkonvenienzen, er lehnte deshalb die ihm sowohl von französischer Seite angetragene Stelle eines Justizchefpräsidenten, sowie die eines Ministerportefeuilles in Kassel ab und begnügte sich unter Aufopferung der Hälfte des, ihm durch die Friedensbedingungen garantirten Gehaltes mit der Stelle eines Präsidenten in Heiligenstadt. Es war die Liebe zu seiner engeren Heimath, in der auch seine Güter lagen, die ihn hierzu veranlaßte. Außerdem aber fürchtete er, daß diese verantwortliche Stelle in Heiligenstadt bei Annahme einer der obigen Posten vielleicht gar mit einem Franzosen besetzt werden könnte, was er durchaus vermieden sehen wollte. — Meine Großmutter lebte in dieser Uebergangszeit mit ihren vier Kindern, den zwei Töchtern Wilhelmine und Leopoldine und den zwei Söhnen, dem Mitte der neunziger Jahre geborenen Louis (meinem Vater) und dem damals achtjährigen Ferdinand auf dem alten Familiengute Nesselröden bei Duderstadt und widmete sich hier lediglich der Erziehung

ihrer Kinder. Nesselröden, ein verhältnißmäßig kleines Familiengut, war bereits seit dem 16. Jahrhundert als Lehnsgut in den Händen meiner Familie, und meine Großmutter liebte es besonders, weil es das erste Lehen in jener Gegend war, das die Kaisenbergs, nachdem sie durch die Bauernkriege von ihren Burgsitzen Altstedt und Henrisroda in Thüringen vertrieben waren, hier im Eichsfelde, und zwar von den Bodungens, erwarben. Das Gut selbst war verpachtet, das Wohnhaus jedoch für die Herrschaft reservirt, und der Aufenthalt wurde durch die Nähe Duderstadt's sehr erleichtert, in dessen Schule die Knaben ihren Unterricht genossen. Das ländliche Leben in dem zu dem Hause gehörigen großen Garten bekam sämmtlichen Kindern sehr gut, und mein Vater dachte noch in seinem Alter mit Vergnügen an die dort verlebte erste Jugendzeit und an die liebevolle Mutter zurück. — Es muß diese meine Großmutter aber auch eine gar prächtige Frau und vorzügliche Mutter gewesen sein. Ich selbst habe sie zwar nicht mehr gekannt, was aber mein Vater von ihrer gläubigen Frömmigkeit (sie war katholisch, wie auch mein Vater und Großvater) erzählte, das läßt darauf schließen, daß sie eine selten gute und liebenswürdige Frau gewesen sein muß. Sie war die Tochter eines bürgerlichen Hauses, hatte sich aber eine Geistes- und Herzensbildung erworben, wie sie in jener Zeit, besonders in einer so kleinen Stadt, wie Heiligenstadt, selten war. — Die Verheirathung meines Großvaters mit Demoiselle Katharina, der Tochter des Senators Prenzis zu Heiligenstadt, bildete den Abschluß eines jahrelangen romantischen Liebesverhältnisses, dessen nähere Schilderung mich hier zu weit führen würde. Die adelsstolzen Urgroßeltern verweigerten dem Sohne ihre Einwilligung zu der Ehe mit der Tochter des Senators und gestatteten erst die Verheirathung, als der Kaiser Franz auf Bitten des Kurfürsten von Mainz die Demoiselle Katharina Prenzis laut Diplom unter dem Namen von Prenzis und Verleihung von acht Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits in den Adelstand erhob.

Es war das damals eben eine andere Zeit, und es ist ein Beweis von der Stellung der Kinder und deren Pietät gegen die Eltern, daß mein Großvater, trotzdem er zu jener Zeit schon über dreißig Jahre alt war und längst in Amt und Würden stand, doch nicht dem Willen seiner Eltern entgegen handelte und das Mädchen seiner Liebe heimführte. Andererseits läßt sich aber auch erkennen, welche Schönheit



Leopold von Kaisenberg im 62. Lebensjahre. (Großvater des Autors.)

und Liebenswürdigkeit dieser Katharina Prenzis zu eigen gewesen sein muß, um einen geistig so bedeutenden Mann, wie es mein Großvater nach dem Urtheil der „Zeitgenossen“ war, derart zu fesseln, daß er ihretwegen alle diese Kämpfe mit den Eltern bestand und schließlich denn auch seinen Willen durchsetzte. —

Die nebenstehende Silhouette giebt nur ein undeutliches Bild des Liebreizes meiner Großmutter, der in Wirklichkeit sehr groß gewesen sein muß. Von ihren Kindern waren die beiden Töchter Wilhelmine und Leopoldine damals siebzehn und sechzehn Jahre, mein Vater Louis dreizehn und der jüngste, Ferdinand, wie bereits gesagt, acht Jahre alt.



Katharine von Kaisenberg, geb. von Prenzis, in ihrem 19. Lebensjahre. (Großmutter des Autors.)

Die Großmutter leitete während des, oft Monate währenden Aufenthaltes in Nesselröden selbst die Erziehung ihrer Töchter, während die Söhne den guten Unterricht in Duderstadt genossen.

Es muß in diesem, meinem großelterlichen Hause ein gar herzliches und inniges Familienleben, besonders zwischen Mutter und Kindern, bestanden haben. — Ich gedenke noch immer der Erzählung meines Vaters über ein Weihnachtsfest aus dieser Zeit, das ihm in besonderer Erinnerung geblieben war. Die Großmutter feierte in dem Winter 1807 diesen Weihnachtsabend in dem Kreise ihrer Kinder auf dem Gute Nesselröden. Als Gast war nur der Sohn eines Pächters meines Großvaters, Namens Fritz Wolf, zugegen. Mit diesem, einem jungen Manne von neunzehn Jahren, werden wir uns noch öfters beschäftigen. „Da hatten, wie mein Vater erzählte, die Dorfkinder auf dem Hofe soeben mit ihren hellen Stimmen das Weihnachtslied; ‚Ihr Kinderlein kommet‘ gesungen und waren dann reich beschenkt weitergezogen.“ Hierauf war die Mutter in den großen Gartensaal gegangen, in dem sie schon seit mehreren Tagen sehr geheimnißvoll gewaltet hatte und würziger Harzesduft drang durch die Thür zu uns Kindern hinaus. Der Weihnachtsengel sollte ja seit einiger Zeit auf Besuch in jenem Zimmer weilen, und wir Kinder glaubten noch an ihn. Da hieß es denn für Bruder Ferdinand, unseren Kleinsten, hübsch

artig sein und andächtig auf die Weihnachtsmärchen lauschen, die ihm von der Schwester Minchen erzählt wurden. Ja, lauschen that er schon mit halbem Ohr, aber seine Gedanken und Wünsche waren doch bereits hinter jener Thür, hinter der er noch immer den Weihnachtsengel vermuthete. Wie war dieses Walten des Weihnachtsengels doch so geheimnißvoll und wie emsig suchte Ferdi an jedem Morgen nach seinen Spuren, wie jauchzte er bei jedem Goldschaumflitter, den der Engel auf seinem Fluge verloren haben sollte! O du dreimal selige Weihnachtszeit! Wie waren unseres Kleinen Hände so kalt und seine Wangen vor Aufregung so heiß, bis dann endlich die Schelle ertönte, die großen Flügelthüren sich öffneten und ein Meer von Licht und Glanz uns entgegenfluthete! Dann stürzten wir jubelnd in die Arme der Mutter und bedankten uns, ehe wir noch die einzelnen Geschenke gesehen hatten. Wußten wir doch, daß uns aus der lieben Mutterhand nur Gutes kommen konnte. Nachher kamen auch der Kutscher und die Mädchen hinein und nahmen dankend die Geschenke entgegen, die ihren Wünschen gemäß ausgesucht waren.

Dann klopfte es an die Thür, und herein trat unser alter Pastor, um sich etwas Kinderglück und Weihnachtsjubel in sein einsames Pfarrhaus zu tragen. Er freute sich unseres Jubels und theilte auch das Abendessen mit uns. Der Weihnachtskarpfen war gut gerathen, der Stollen sowie die Mohnpielen mundeten köstlich, und wir tranken in dem schönen Weihnachtspunsch das Wohl unseres, leider abwesenden Herrn Vaters. Später saß lieb Mütterlein mit dem Pastor und uns Kindern in dem Zimmer des Weihnachtsbaumes, dessen mit Watte verzierte Zweige wie mit frischem Schnee bedeckt erschienen. Der Weihnachtsengel wippte oben auf der höchsten Tannenspitze im Kerzenglanz, die Tannenzweige dufteten und knisterten, und hier und da langte auch wohl eine Hand nach einer Zuckersüßigkeit des Baumes, um mit den Zähnen daran zu knabbern. Welch' Heimathssegen ruht noch heute in der Erinnerung auf diesem Bilde," sagte mein lieber Vater, „der kleine Ferdinand ritt auf seinem großen Schaukelpferde, er blies dazu auf der neuen Trompete seine schmetternden Fanfaren, und des Christbaums Kerzen spiegelten sich in seinen großen, blauen Augen.

„Auch mich sehe ich noch, den damals eben dreizehnjährigen Jungen", fuhr Vater fort, „unter dem Tannenbaum sitzen, ich hatte

den Kopf auf beide Hände gestützt und las trotz des Lärmens um mich her mit höchster Andacht in dem soeben erhaltenen Weihnachtsbuch eine Geschichte aus dem fernen Westen Amerikas. Schwester Wilhelmine probirte vor dem Spiegel, wie ihr wohl die goldene Halskette stehe, die ihr der Weihnachtsmann gebracht, und freute sich dabei ihrer Schönheit. Da hinten aber, halb verdeckt von dem Weihnachtsbaum, flüsterte Fritz (Wolf) mit meinem lieben Poldchen. Was die beiden sich wohl zu sagen hatten? Er schien sie um etwas zu bitten, sie aber stand halb abgewandt mit niedergeschlagenen Augen und tief gerösteten Wangen da und schüttelte nur leicht ihr blondes Haupt. —

„So war der Abend im Vergehen, wir saßen auch noch, als die Lichter längst heruntergebrannt waren, alle still bei einander und freuten uns des trauten Familienglückes. —

Da erklang von dem Hofe her das Schmettern des Posthornes, ein Wagen fuhr vor das Haus, und der Extrapost entstieg unser Herr Vater, der sich zu dem Weihnachtsfeste von seinen Geschäften frei gemacht hatte und aus Heiligenstadt herbei geeilt war, um wenigstens noch einen Theil des heiligen Abends mit seiner Frau und uns Kindern zu verleben. Wie steht er noch vor mir, der hohe stattliche Mann mit seiner hohen Stirn und den klugen blauen Augen, wie er uns freundlich seine Hände entgegenstreckte. Er wurde dann von allen Seiten umringt, und ein jeder von uns drückte seine Freude aus, ihn so unerwartet zu sehen.

Der kleine Ferdinand mußte dann bald zu Bett gehen, ich aber durfte aufbleiben, und so saßen wir Familienglieder mit dem Pastor und meinem Freunde Fritz noch lange und lauschten andächtig auf das, was uns der Vater über die neuen politischen Verhältnisse und über die neue Königsstadt Kassel erzählte. Der Vater stand damals in seinen besten Lebensjahren, er sah aber ernst, oft beinah finster aus und wurde deshalb trotz seiner schönen, durchgeistigten Züge von Fremden für älter gehalten. Er war von inniger Liebe für uns Alle beseelt, wenn er das auch nicht so zu zeigen vermochte, und so kam es, daß wir ihn stets für kalt hielten und eine, beinah ängstliche Scheu vor ihm hatten. Eine andere Ansicht wie die seine gab es nicht in der Familie und etwa gar einen Widerspruch gegen eine von ihm aufgestellte Ansicht, wäre ganz undenkbar gewesen. So war er der reine Patriarch in seiner Familie und sein Wille un-

umstößliches Gesetz. Bei den Mahlzeiten mußte, wenn der Vater sprach, stets lautlose Stille herrschen, die selbst unsere liebe Mutter kaum einmal zu unterbrechen wagte.

An dem Abend nun, als der Vater erzählte, erklang oft von dem unteren Ende des Tisches her ein leises Gewisper. Dort hatten sich Poldchen und Fritz Wolf zusammengefunden und flüsterten mit einander. Der Vater hatte schon mehrfach mißbilligende Blicke nach der Gegend gesandt, plötzlich stand er auf und sagte, daß es nun Schlafenszeit sei. So schloß der schöne Tag mit einer Art von Verstimmung." —

Das war die Erzählung meines Vaters über den Weihnachtsabend 1807. —

Des Großvaters Aufenthalt währte damals nur die Weihnachtstage, und an dem letzten Nachmittage seiner Anwesenheit ereignete sich, wie uns der liebe Vater mittheilte, eine sehr peinliche Scene, die das Zusammenleben und die friedliche Ruhe des Familienlebens auf mehrere Jahre trübte. —

Doch um dieses klar zu legen, will ich erst die Persönlichkeiten der beiden Liebenden zu schildern versuchen, die damals meines Großvaters Unzufriedenheit erregten. Fritz Wolf war, wie bereits oben gesagt, der Sohn eines Pächters meines Großvaters, eines braven, aus dem Bauernstande hervorgegangenen Mannes. Er war ein bildhübscher, zu jener Zeit neunzehnjähriger junger Mensch, besuchte die Schule in Heiligenstadt und wollte sich der Jurisprudenz widmen. Die innigste Freundschaft verband ihn seit Jahren mit meinem Vater und dessen Geschwistern, und sie setzten diesen intimen Verkehr auch noch fort, wenn Fritz in den Ferien sein elterliches Haus (die Pächterwohnung stand ganz in der Nähe des Herrenhauses) besuchte. Trotz des Altersunterschiedes bestand zwischen ihm und meinem Vater, dem damals dreizehnjährigen Knaben, eine innige Freundschaft, wie man ja solch ein Verhältniß bisweilen findet, das in erster Kindheit begonnen, die Jahre überdauernd, bis in das späte Alter hineinreicht. Ob der ursprüngliche Grund dieser Freundschaft in meines Vaters Aehnlichkeit mit seiner Schwester Leopoldine zu suchen war, der von früh auf Fritz Wolf's ganzes Herz gehörte, wer vermag das jetzt noch nach fast hundert Jahren zu sagen? Jedenfalls hielten diese Drei fest zu einander, mehr als mit den anderen Geschwistern. Wohin

dieses Verhältniß führte, wird dieses Lebensbild zeigen. Ich führe es nur hier an, weil darauf spätere interessante Briefe Fritz Wolf's beruhen, die mit dem König Jérome und seinem Königreich Westphalen in Zusammenhang stehen. —

Ob nun in jenen Weihnachtstagen die jungen Leute, deren jugendliche Herzen sich zu einander neigten, mit ihren zärtlichen Blicken nicht vorsichtig genug gewesen waren, oder was sonst der Grund war, genug, mein Großvater erhielt Kenntniß von der Neigung Beider zu einander und ließ sich den angehenden Studenten Wolf an dem Nachmittage des letzten Tages auf sein Zimmer rufen. Hier muß er ihm wohl sehr deutlich seine Ansicht klar gemacht haben. Was da eigentlich zwischen den Beiden vorgegangen ist, darüber erhielten mein Vater und seine Geschwister nie genaue Kenntniß, jedenfalls muß aber eine sehr ernste Scene stattgefunden haben, denn Fritz Wolf mußte noch an demselben Tage Nesselröden verlassen und nach Göttingen, der Universitätsstadt, zurückkehren. Die schöne Leopoldine aber schlich lange Wochen hindurch trübseligen Angesichts in dem Hause umher, und ihre verweinten Augen gaben Zeugniß von ihrem tiefen Herzenskummer.

Nach der Ansicht meines lieben Vaters in späteren Jahren hätte der Großvater zu Fritz Wolf gesagt, daß er für sein schönes Kind andere Pläne habe, Fritz solle erst einmal etwas werden und zeigen, daß er etwas leisten könne, dann möge er wiederkommen. Solch' junger Student und seine sechszehnjährige Tochter! Das wäre ja der reine Wahnsinn. Er verbiete ihm jeden ferneren Verkehr mit seiner Tochter. Genug, das Resultat der Unterredung war, daß Fritz tiefbetrübt von seinem Freunde Louis (meinem Vater) schied, mit ihm aber einen steten Briefwechsel verabredete. Leopoldine bekam er nicht mehr zu sehen. Meine Großmutter siedelte damals kurz darauf nach Heiligenstadt zu dem Großvater über, da dessen Reise nach Kassel vorläufig vertagt war.

VII.

Am 1. Januar 1808 leistete mein Großvater als Chef der von dem Eichsfelde erwählten Huldigungskommission und als Mitglied der westphälischen Stände dem Könige Jérome den Eid der Treue. Das Wahlkollegium des Département du Harz, dessen größeren Theil das Eichsfeld bildete, hatte ihn einstimmig zum Mitgliede dieser Reichsstände gewählt.

Der von den Ständen in deutscher und in französischer Sprache geleistete Eid lautete:*)

„Nous jurons pour nous et le pays, que nous gérons, le respect au roi et fidélité à la constitution.“

„Wir schwören für uns und das Land, das wir repräsentiren, Gehorsam dem Könige und Treue der Constitution.“ —

Darauf antwortete der König Jérome nur in französischer Sprache:

„Dès les jours, lorsque je montais sur le trône je m'ai choisi un idéal et tendu d'atteindre deux choses devant toutes les autres: ‚L'amour de mes sujets et l'estime de la postérité.‘ Nul sacrifice doit être trop chèr, nul travail trop grand de les aquérir. Une politique rationelle avait alié jusque le milieu du dernier siècle mes états avec la France et les bandes, quelles à présent me

---

*) Der Eid der Stände und die Rede des Königs sind in dem Moniteur vom 3. Januar abgedruckt, und diese Nummer befindet sich in den hinterlassenen Papieren. Das Blatt ist mit manchen Ausrufungszeichen und kritischen Bemerkungen, von der Hand meines Großvaters, versehen.

Anmerkung des Herausgebers.

réunissent avec cette grande force, produisent un système, après quel l'Allemagne septentrionale toujours soupirait. Le renoncement de quelques advantages pour les classes priviligées est naturellement nécessaire. Il faut que la Westphalie reçoit enfin des citoyens. Elévé à la campagne sous les tumultes politics j'ai eu l'occasion de connaître tout jeune, que l'égalité devant les lois, bravoure et fidélité sont la vraie force d'une nation et fondent leur dignité. Ces deux vertues sont à vous à un degré supérieur et à elles je pose la première de mes espérances."

„Von den Tagen an, da ich den Thron bestieg, habe ich mir ein solches Vorbild erwählt, und zwei Dinge vor allen anderen zu erreichen gestrebt: ‚die Liebe meiner Unterthanen und die Achtung der Nachwelt.' Kein Opfer soll mir zu theuer, keine Anstrengung zu groß sein, diese zu verdienen. Eine vernünftige Politik hatte bis in die Mitte des letztverflossenen Jahrhunderts meine Staaten mit Frankreich verbündet und die Bande, welche mich gegenwärtig mit dieser großen Macht vereinen, bringen nun wieder ein System auf die Bahn, wonach das nördliche Deutschland stets sich zurücksehnte. Das Aufgeben einiger Vortheile für die privilegirten Klassen ist allerdings nöthig. Westphalen muß endlich Bürger erhalten. Im Felde, unter politischen Stürmen erzogen, habe ich, wenngleich noch jung, zu erkennen Gelegenheit gehabt, daß Gleichheit vor dem Gesetz, Tapferkeit und Treue die wahre Stärke einer Nation ausmachen und ihre Würde begründen. Diese beiden Tugenden sind Ihnen in hohem Grade eigen, und auf sie setze ich die erste meiner Hoffnungen." — —

Es hieß, daß Johannes von Müller der Verfasser vorstehender Rede gewesen sei. Der Kaiser Napoleon fand sie zu lang und nicht präcise genug.

Die Feier der Huldigung fand in dem großen Saale des Schlosses statt; der König stand in seinem Krönungsornat unter einem rothsammetnen Thronhimmel, unter dem charakteristischer Weise auf einer Säule die Marmorbüste des Kaiser Napoleon stand. Allerdings bildete sie bei dieser Huldigung ein nothwendiges, dazu gehöriges Attribut.

Es hatte ein großer Zudrang zu dieser Huldigung stattgefunden; schließlich waren aber nur die Korporationen, Deputationen der Uni-

versitäten, die Mitglieder des alten hessischen Adels und die Stände des Reiches zu dem Erscheinen befohlen.

Mein Großvater wurde im Juli in dieser Eigenschaft zu der ersten Reichsständeversammlung nach Kassel einberufen, wobei ihn der König Jérome gleichzeitig zum Mitgliede der Gesetzgebungskommission ernannte. Er mußte als solcher vorläufig seinen Wohnsitz nach Kassel verlegen, während meine Großmutter mit den Kindern wieder nach Nesselröden hinauszog.

Mein Großvater machte in obiger Reichsständeversammlung öfters freimüthig seine Ansicht geltend, da ihn, den guten Patrioten, damals noch der frohe Glaube an die Selbstständigkeit der Reichsverfassung beseelte. In diesem Sinne hielt er auch am 6. August in obiger Gesetzgebungskommission einen Vortrag über die von ihm ausgearbeitete neue Prozeßordnung, der in so besonderer Weise die Zustimmung des Ministers Siméon fand, daß er ihn in dem „Moniteur" zur öffentlichen Kenntniß brachte.*)

In dieser Zeit war es, daß der Kaiser Napoleon zuerst die Maske fallen ließ und es der westphälischen Regierung klar wurde, daß das Königreich nur ein Vasallenstaat Frankreichs und sein König nur ein, mit seiner Civilliste als Gehalt, angestellter Untergebener Napoleons sei. Der französische General Daru erschien wieder auf Ordre des Kaisers in Kassel, um dem Lande eine bedeutende Kontribution aufzulegen. Diese Kontribution in der Höhe von 25 Millionen Francs war bei den durch die Lieferung des Heeres und die Einrichtung des Hofstaates, sowie die der neuen Regierung stark in Anspruch genommenen Finanzen eine Unmöglichkeit. Es erschien undenkbar, die Summe aufzubringen, ohne das Land mit Schulden zu belasten.

Der König Jérome selbst that gegen dieses kaiserliche Reskript, was er thun konnte, aber alle seine Einwendungen, alle Privatbriefe an seinen Bruder blieben erfolglos. Der General Daru blieb auf seiner Forderung bestehen und lehnte die Einwendungen der Minister stets mit der Redensart ab: „Je le veux et l'empereur entend, que cela soit ainsi."

---

*) Den Originalabdruck dieses Vortrages siehe Nachtrag.

Anmerkung des Herausgebers.

Die Summe der 25 Millionen wurde schließlich durch Verschleuderung eines Theiles der Staatsdomänen beschafft, ja der unerbittliche Forderer ließ dem Könige Jérome nicht einmal die Güter der landesherrlichen Chatoulle, auch diese wurden zum Theil verkauft.

Das war der Zeitpunkt, in dem er an seiner Aufgabe der Selbstregierung zu verzweifeln begann, er fühlte, daß er eine unzerreißbare Kette mit sich herumschleppe. Jérome, der so junge, ursprünglich mit edlen Geistesgaben ausgestattete, wenn auch leichtsinnige Mann, der erst lernen mußte, ein König zu sein und einzusehen, daß das Volk nicht der Könige wegen, sondern die Könige des Volkes wegen da sind, fühlte, daß alle seine Bemühungen für seines Volkes Wohl an dem Despotismus seines kaiserlichen Bruders scheitern mußten.

Von diesem Zeitpunkte an trat ein Umschwung in seinem Wesen, ja in seinem ganzen Charakter ein, er knirschte zuerst wütend auf den Zügel; als er aber merkte, daß er nur dem Namen nach „ein König" sei, da ließ er schließlich die Sache gehen, wie sie wollte, suchte sich durch Vergnügungen zu betäuben und stürzte sich bald in einen Freudenrausch, der für das ganze Land eine Beamtenoligarchie, das denkbar Schlimmste für einen Staat, erzeugte. —

Der König berief, ehe es so weit kam, im August wieder die Stände seines Reiches nach Kassel, um ihnen die abhängige Situation, in der er sich selbst dem Kaiser gegenüber befand, klar zu legen. Doch über die damalige politische Lage und über die Ständeversammlung berichtet am besten ein Brief meines Großvaters an seine Frau, in dem er ihr die ganze Situation schildert.

Erster Brief des Großvaters.

Kassel, den 20. August 1808.

„Meine liebe Herzensseele, meine liebe gute Frau!"

Dieser gegenwärtige Brief soll Dir Nachricht bringen, wie es mir hier ergeht. Ich erkenne ja dankbar die, mir durch meine Stellung gewordene Auszeichnung meiner lieben Landsleute an, aber die Trennung von Euch Allen, an denen mein Herz mehr hängt, als Ihr es vielleicht wißt, als ich es wenigstens für gewöhnlich zu äußern pflege, wird mir sehr schwer. Die ungewohnten, neuen Verhältnisse, und ich muß es Dir hier gleich gestehen, die Aussichtslosigkeit für die Zukunft, die

Ueberzeugung, daß ich gar nicht in diese Verhältnisse hineinpasse, inmitten dieser unverständigen französischen Beamten, das verkümmert mir die Tage und Wochen immer mehr. Ich entbehre Dich, Du meine Geliebte, unaussprechlich, Dich, meinen treuesten Kameraden, denn ich habe hier keinen Menschen, dem gegenüber ich einmal mein Herz ausschütten könnte. Ich fand hier in der Bellevue ein hübsches logement und freundliches Quartier, das mir die gute Tante Marianne ausgesucht hatte, und wenn ich Dich, meine herzliebe Kathrin, hier hätte, würde es mir ganz gut sein. Die Tante besuche ich zwar öfters, denn man kann bei ihr alle Zeit viel des Neuen erfahren, und es laufen in ihrem kleinen Zimmer gar mancherlei Fäden aus allen Schichten der Gesellschaft zusammen, aber es giebt doch auch gar viel der Klatscherei bei ihr. Die Hauptsache, meine liebe, gute Frau, ist, ich sehne mich nach Dir, und diese Sehnsucht in Worten auszudrücken, würde mir unmöglich sein. Ich bin jetzt schon etliche Mal mit dem Könige Hieronymus zusammengekommen, und auch Ihrer Majestät habe ich die Ehre gehabt, bei der letzten cour präsentirt zu werden. Beide Herrschaften waren sehr wohlwollend zu mir, und der König sprach mir sehr gnädige Worte über meine letzte Rede in der Kommission aus. Er ist ja nun doch einmal die, uns durch Gottes, bisweilen für uns Sterbliche recht unverständlichen Willen, eingesetzte Obrigkeit, die wir respektiren und der wir gehorchen müssen. Unser Eid verpflichtet uns hierzu. Weshalb haben uns unsere Fürsten verlassen? — Die Konversationssprache ist bei dem Könige immer nur die französische, man sagt, daß er noch kein einziges Wörtlein deutsch parliren könne. — Es ist das nicht recht, ein Fürst, der über ein deutsches Volk herrscht, muß mit seinen Unterthanen auch in deren Sprache reden können.

Wie Du, meine Traute, es Dir wohl vorstellen wirst, bildet der König, seine Regierung, die Minister und alle Regierungsbeamten die Veranlassung zu dem meisten Gerede hier. Wie ich zu fürchten glaube, ist die Stellung des Königs eine gar schwierige. Er muß die Befehle des Kaisers Napoleon vollziehen, und da dieser durch seine Beamten in gar schrecklicher Weise die Mittel des Landes brandschatzt, so muß der König dem Volke gegenüber, dem er gern Gutes erweisen möchte, dafür die Verantwortung tragen. Ein ganz enormes Deficit soll sich bereits in allen Kassen befinden. In Folge dieser Verhältnisse berief der König vor vierzehn Tagen uns Stände zusammen.

Die Versammlung fand in dem Saale der Orangerie statt. Es waren wohl so ziemlich alle Mitglieder der Stände zusammen, ungefähr zehn fehlten, siebzig Herren waren da. In meiner Nähe standen: Graf Keller aus Steinheuterode (mit dem ich bereits in die ersten Verhandlungen wegen Ankauf des Rusteberges und seines Gutes getreten bin,*) ferner der Baron Hammerstein aus dem Allerdepartement, der Zichtauer Alvensleben, die Grafen Schulenburg-Angern und Emden, Baron Wangenheim aus Wibrechtshausen, Bodungen aus Marienfelde und Andere, deren Namen Dir unbekannt sein dürften. Schulenburg und Bodungen haben mir die allerherzlichsten Empfehlungen für Dich aufgetragen. — Als es ein Uhr geschlagen hatte, erschien der König unter Vorantritt des Palastpräfekten Boucheporne und stellte sich auf den mit Purpursammet überzogenen Hautpas über dem der Vorhang des Baldachins durch eine Königskrone zusammengehalten war. In seiner Nähe stand das Gefolge, die diensttuenden Kammerherren Graf Löwenstein, Baron Higot de Villandry, der Ceremonienmeister Marseille Laflèche und mehrere Andere, deren Bekanntschaft ich noch nicht gemacht habe. Hinter dem König selbst standen alle die Minister. Mein Freund Johannes**) war zu meinem großen Bedauern noch immer nicht dabei, wenn er auch, wie Du weißt, seit dem Januar nur Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts ist, so hatte er doch natürlich eine Aufforderung zum Erscheinen erhalten. Seine Gesundheit ist aber leider durch alle die Anstrengungen untergraben, Gram und Mißmuth haben von seinem edlen Herzen Besitz ergriffen, der herzzerreißende Anblick des unter dem französischen Druck stehenden Volkes und seine eigene Schuldenlast brechen seine Kraft. Ich bange mich recht um ihn und fürchte, daß dieser edle Freund nicht gar lange mehr leben dürfte. —

— Der König hatte an dem Tage einen gar prächtigen Anzug angelegt, ein Gewand von mit Gold reich gesticktem grünen Sammet von militärischem Schnitt, dazu weißseidene Escarpins und kleine Schuhe. Ein goldener, mit Diamanten besetzter Säbel hing an einer goldenen Koppel an seiner Seite. Er begrüßte die Versammlung, indem er

*) Der Ankauf dieser Besitzungen fand Seitens meines Großvaters erst drei Jahre später statt. Anmerkung des Herausgebers.

**) Der Minister und Staatssekretär Johannes von Müller. Anmerkung des Herausgebers.

den, mit großer weißer plumage dekorirten Hut lüftete, dann bedeckte er das Haupt wieder und nahm aus den Händen des Ministers Siméon eine Handschrift entgegen, die er uns, meist freisprechend, natürlich auf Französisch vortrug. — Seine Rede war durchaus vornehm und würdig. Er legte uns darin seine Lage Frankreich und dem Kaiser Napoleon gegenüber klar vor Augen und sagte, wie alle Bemühungen, die Last der Kontribution von seinem Lande abzuwälzen, vergeblich gewesen seien, und daß nicht er daran schuld sei, wenn die Kontribution trotzdem erhoben würde. — Es waren edle Worte, die wir da zu hören bekamen, und ich glaube meinerseits auch an deren Aufrichtigkeit. Die meisten Anderen aber mißtrauten ihm und Bodungen meinte zweifelnd, daß diese Bonapartes alle unter einer Decke steckten. Aber selbst die Franzosen spotteten über des Königs Rede, so soll der Staatssekretär Lecamus nachher gesagt haben: „Der König habe gesprochen wie ein Dorfprediger" (curé de village). Das mag aber wohl daher gekommen sein, daß er selbst bereits eine andere Rede ausgearbeitet hatte, die von Seiner Majestät verworfen war. —

Der ganze Erfolg von des Königs Rede in der Versammlung war der, daß der Kaiser Napoleon seinem Bruder wenige Tage nachher ein Schreiben zugehen ließ, in dem eine sehr ernste Reprimande wegen des Verhaltens Jéromes enthalten war.

Außerdem soll seit dem Tage die Zahl der französischen Spione hier noch vermehrt sein, die über einen jeden Schritt des Königs nach Paris berichten müssen. Es wurde bei dieser Gelegenheit hier öfters von einem in Wirklichkeit bestehenden Bonapartischen Familienstatut gesprochen, das, vom 30. März 1806 datirt sein soll. Hiernach sollen des Kaisers Napoleon Brüder wohl den Namen von Königen führen, in der That aber nur willenlose gehorsame Diener ihres gewaltigen Bruders, und stets unterwürfige Präfekten des Kaisers und der übermüthigen französischen Regierung sein. Diese Brüder bände ihre erste Pflicht an den Kaiser, ihre zweite an Frankreich, und erst nach diesen beiden folge die für ihre Völker. Man sagt nun, daß unser eitler König über die ihm angebotene Königskrone jene Statuten vergessen habe und erst durch die, mehr als deutlichen Briefe Napoleons darauf hingewiesen sei. —

Dieser Umstand ließe wohl gar Mancherlei erklärlich finden. —

Bis zu der jetzigen Zeit wurde von dem Könige sonst der äußere Anstand nicht verletzt, ja er zeigte sogar in dieser Beziehung einen zarten Sinn. Das hat sich aber seit einigen Monaten sehr zu ändern begonnen. Er fängt jetzt an, die ihm abgehende Herrschergewalt durch äußeren Prunk und die üppigsten Feste zu ersetzen. Ja, es heißt, daß er sogar schon häufig die eheliche Treue gegen die so sanftmüthige Königin gebrochen haben soll. Ich fürchte, diese Höflinge, wie Meyronnet, Lecamus und wie sie Alle heißen, werden hier doch noch zu ihrem Rechte kommen. Man sagte mir, der Erstere habe neulich einmal geäußert: „Warten wir es ab, wie lange es mit der Ehrbarkeit dauert, ich kenne meinen Jérome.“ Was aber die hiesigen Frauen anbelangt, so muß ich Dir zu meinem Leidwesen gestehen, daß sich gar viele von ihnen und schmachvoller Weise nicht nur allein Französinnen, sondern auch Deutsche und zwar solche aus unseren besten Familien dem Könige gegenüber sehr entgegenkommend zeigen.

Darüber jedoch, meine herzliebe Kathrin, werde ich Dir in meinem nächsten Briefe berichten. Ich will Dir aber nur Eins sagen, erfreulich ist das Leben für mich hier nicht, und ich möchte bisweilen am liebsten mit einem argen Donnerwetter dazwischen fahren. Nur Eins muß ich bedauern, daß es mit dem Könige eben s o ist, wie es ist. Er hat, so jung er auch ist, ein gutes Urtheil und ist auch nicht ohne Geist. Jedes Mal, wenn er nicht durch seine intriguanten Höflinge irre geführt wird und der Eingebung seines Herzens folgt, beträgt er sich richtig. Hätte er Minister, die mit der Kenntniß des Landes Ehrlichkeit verbänden, so würde er von seinem Volke geliebt werden.

So aber gleicht er, leichtsinnig, wie seine Anlage überhaupt ist, und berauscht durch seine Königsmacht, dabei stets kontrollirt von dem Kaiser, seinem Bruder, einem Schüler, der um die Schule herumläuft, um sich heimlich zu amüsiren.

Er versucht in der Öffentlichkeit äußerlich Napoleon zu imitiren, aber er soll sich in den Gemächern des Schlosses oft seinen genußsüchtigen Trieben und in letzterer Zeit sogar argen Debauchen hingeben.

Dieses Leben des Königs bleibt nicht ohne Einfluß auf die Residenz. Kassel bietet anjetzo ein gar eigenthümliches Bild; fremde,

freie Sitten bürgern sich immer mehr ein. Es giebt jetzt hier Spielhäuser und Tanzlokale nach Pariser Mustern mit leichtgeschürzten, nur allzu gefälligen demoiselles und Pariser Cafés sowie Restaurants. Die Franzosen bringen nur Laster hierher und ihre Künste und Anschauungen verderben den biederen Sinn der Hessen. Die guten Bürger fangen bereits an, alles das, wovon sie zu Zeiten der Kurfürsten keine Ahnung hatten, charmant zu finden. Das Geld wird dadurch ja in einen schnelleren Umsatz gebracht, aber die Sitten werden verdorben. Die Gewohnheit und das tägliche Mitansehen aller dieser Laster ist eine gar gefährliche Sache. Die jungen Mädchen, die bisher nur ihre häuslichen Pflichten kannten, halten es jetzt für nöthig, in die Theater und auf die Tanzfeste zu laufen, und was sie dort an lasciven Tänzen und Aufführungen zu sehen kriegen, dürfte ihnen wohl von keinem Nutzen sein. Diese von oben eingeführte Verderbniß steigt immer mehr in die guten bürgerlichen Kreise hinab. O meine Kathrine, wie gut ist es, daß Du nicht mit mir nach hier gekommen bist, Deine reine Stirn würde oft erröthen bei dem Greuel, das man hier bisweilen zu betrachten Gelegenheit hat.

Deine Nachrichten, mein liebes Weib, über unsere Leopoldine erfreuen mich; es ist mir angenehm zu hören, daß sie anfängt, sich diese thörichte, aussichtslose Jugendliebe aus dem Herzen zu reißen. Du weißt, meine Liebste, daß meine Abneigung gegen die ganze Sache nicht etwa auf Familienstolz beruht, darin kennst Du mich wohl zur Genüge, aber des jungen Mannes Aussichten sind doch zu gering, außerdem ist es aber nach meinem Dafürhalten nie gut, wenn zwei Ehegatten fast des gleichen Alters sind. — Aus diesem Grunde berührt mich auch die Kunde angenehm, die Du mir über den Fritz mittheilst. Ich hatte sie übrigens bereits von seinem Vater erfahren. Ich halte es unter diesen Verhältnissen für den jungen Mann ganz geeignet, daß er in den Militärdienst überzutreten beabsichtigt, und bin gern bereit, ihm dazu die Wege zu ebnen, auch ihm behülflich zu sein, seinen Eintritt in eins der hiesigen Infanterieregimenter zu bewirken.

Es wird jetzt unseren, noch in dem Auslande lebenden Verwandten kaum etwas Anderes übrig bleiben, als hierher zu retourniren und in den Kriegsdienst des Landes zu treten. Die königlichen Dekrete vom 9. und 12. lauten dahin, daß alle in dem Ausland lebenden

oder in auswärtigen Diensten stehenden Offiziere und Soldaten bei Verlust ihres Heimathsrechtes und Vermögens binnen sechs Monaten nach Westphalen zurückkehren sollen; ja, es heißt in dem letzten Dekret sogar, daß überhaupt alle noch nicht zurückgekehrten, in fremden Diensten stehenden Westphalen, die dort ein Administrations-, diplomatisches oder richterliches Amt bekleiden, binnen vier Monaten zurückzukehren hätten. Erschienen sie nicht, so soll ihr sämmtliches Eigenthum konfiscirt, sie selbst aber für bürgerlich todt erklärt werden. — Du siehst also, meine Liebe, wie richtig mein Verhalten bei dieser Frage war und wie günstig für Dich und der Kinder Zukunft. Den Vettern Franz und Rudolf wird nichts übrig bleiben, als dieser königlichen Aufforderung Folge zu geben. Thue aso, liebe Kathrin, dem Fritz zu wissen, daß ich ihm behülflich sein wolle, sein Ziel behufs Eintritts in die Armee zu erreichen. Grüße die Kinder alle von mir und nun lebe wohl, Du mein theueres Weib, durch das der Liebe Segen mir zu Theil geworden. In steter innigster Zuneigung

Dein Leopold.

VIII.

Bis zu dem Ende des Jahres 1808 versuchte es König Jérome, wenn auch auf seine Weise, seinem Lande ein guter König zu sein, das heißt, den Staat als solchen zu heben und für seine Unterthanen zu sorgen. Als er aber immer mehr die Bevormundung des Kaisers Napoleon empfand, da gab er seinen fruchtlosen Widerstand auf und war eigentlich auf seinem Throne nur dem Namen nach König. Von da erst fing er an, an dem leichtsinnig-liederlichen Leben Gefallen zu finden, er ließ die Minister regieren, wie es der Kaiser diktirte, und bekümmerte sich nur hier und da einmal um die Staatsgeschäfte.

Ein energischerer Fürst würde vielleicht einen anderen Weg zu dem Heile seines Landes gefunden haben, ein solcher war Jérome aber nicht, und der Kaiser hatte sich vielleicht gerade deshalb seinen, ihm wegen seiner Lenksamkeit bekannten jüngsten Bruder zu diesem Zweck für den Thron Westphalen's ausgesucht. Er wollte kein selbstständiges starkes Königreich Westphalen haben und hatte schon mit seines Bruders Lucian und Schwagers Murat Widersetzlichkeit genug unangenehme Erfahrungen gemacht. —

Bis zu dieser Zeit war das Privatleben Jérome's noch ein ziemlich ehrbares, und er hatte darin noch kein öffentliches Aergerniß gegeben. Nun aber waren die Flitterwochen mit der liebenswürdigen Königin längst vorüber, und er begann Geschmack an anderen, sich ihm leider sehr offen anbietenden Frauen zu finden. Nun fing jene sprichwörtlich gewordene: „Morgen wieder Lustik-Zeit" für Kassel an,

jene Zeit der Balleteusen und Sultaninnen, in der der König selbst sein Regentenamt verhöhnte. Es brach ein wahres Débâcle von Ueppigkeit und Verschwendung in Kassel aus.

Die französischen Höflinge hatten mit Ungeduld schon lange diese Zeit erwartet; nun hatten sie ihren König Jérome endlich so weit, wie sie ihn haben wollten. Nun fing die Zeit für sie an.

In dem November des Jahres berief Jérome abermals die Stände des Königreiches nach Kassel. Es waren dem Lande seitens des Kaisers neue Kontributionen auferlegt, wozu die Stände die Mittel beschaffen sollten. Die Armee sollte endlich auf die, durch die Konstitution bestimmte Höhe von 25 000 Mann gebracht werden, und auch hierfür bedurfte es des Geldes, das der Finanzminister von Bülow nicht mehr beschaffen konnte. Da mußten denn die Mittel durch die Stände bewilligt werden. — In Folge dieser Berufung der Stände mußte mein Großvater damals von Neuem seinen Wohnsitz nach Kassel verlegen und ist aus dieser Zeit der folgende Brief an seine Frau erhalten, der ein anschauliches Bild der damaligen Zustände bietet.

Zweiter Brief des Großvaters.

Kassel, 20. November 1808.

Mein liebes theueres Herz!

Es ist mir ein wahres Labsal, jetzt nach all' dem Trouble dieses heutigen, so angreifenden Tages mit Dir plaudern zu können und Dir die Erlebnisse mitzutheilen, in die ich in der letzten Zeit verwickelt gewesen bin. Obgleich nur wenige Wochen seit meinem Hiersein in das Land gegangen sind, haben sich doch die Verhältnisse hier in dieser kurzen Zeit wieder sehr geändert. Es liegt wie ein Taumel, wie eine schwüle Atmosphäre von Ausschweifung und Lastern jetzt über dem Leben dieser Stadt. — Ich schrieb Dir schon neulich, meine liebe Frau, daß ich mich in alles das hier gar nicht mehr hineinfinden könne. Es ist jetzt mit der Ehrbarkeit unseres Volkes vorbei, und leider muß ich Dir bekennen, daß der hiesige Adel dem Volke theilweise darin mit einem recht schlechten Beispiel vorangeht.

Die ganze Veränderung der Anschauungen hat bereits seit der Rückkehr des Königs und der Königin aus Paris stattgefunden. Es ist wohl denkbar, daß die dortige Anhäufung von Pracht und Glanz

den Fürsten berauscht hat. Wie ich von Siméon erfuhr, der den König dahin begleitete, hat in Paris die reine Königsversammlung stattgefunden. Es mag wohl wenig Beispiele in der Geschichte geben, wie diese Vereinigung, wo fast alle Fürsten ihre Staaten verließen, um sich um diesen wunderbaren Mann, den die Schöpfung zu dieser Macht auserwählt hat, diesen Heros des Jahrhunderts, zu versammeln. Er trägt ja wie Atlas die Welt auf seinen Schultern. — Wie in einem Rausch ist unser König von diesen Pariser Festen zurückgekehrt, denn es muß von aller dieser Herrlichkeit auch ein starker Abglanz auf ihn gefallen sein. — Er ist durchaus verändert retournirt und es hat seitdem hier die reine Paschawirthschaft begonnen. Waren bisher des Königs einzelne Liebschaften ziemlich verschleiert betrieben worden, so ist das jetzt vorbei. Der Skandal beginnt jetzt öffentlich zu werden. Alles Gefühl für Sitte und Anstand ist bereits völlig geschwunden, und die Achtung vor dem Königthum sinkt immer mehr.

Da ist vor einiger Zeit der Graf Truchseß-Waldburg mit seiner Frau hier angekommen und hat hier bleibend seinen Aufenthalt genommen, während sie bisher doch sonst immer nur einige Wochen hier weilten und die übrige Zeit auf ihren Gütern verlebten. Da wurde er plötzlich zum königlichen Kammerherrn und seine Frau, die Gräfin, sogar zur Großceremonienmeisterin der Königin ernannt. Jedermann schüttelte zuerst hierüber das Haupt, man hatte zwar schon lange den Wunsch des Königs erkannt, den hessischen Adel in den Hofdienst zu ziehen; was aber diese vornehmen, mit Gütern reich versehenen Menschen dazu veranlassen konnte, das begriff man nicht. Es wurde allerdings später erzählt, daß sie sich in starken Schulden befänden. Da hörte ich denn vor einigen Tagen von der Tante Marianne, die ja immer Alles weiß oder wenigstens wissen will, daß ein gar unlauteres Verhältniß zwischen dem Könige und der Gräfin bestehen solle. Es wird mir gar schwer, daran glauben zu sollen, aber leider hat sich diese Kunde nur bestätigt. Es ist doch unfaßlich. Diese Frau, über die erste Jugend längst hinaus, nicht einmal schön, höchstens niedlich in ihrem Aeußeren, mehr listig als geistreich, mit ihrem steifen Anstand, sie, über deren Stolz wir so oft gelacht haben, giebt sich nun diesem fremdländischen Könige hin.

Und denke Dir, meine Liebe, das Empörendste, das alles geschieht mit Einverständniß ihres Gemahls, ja er soll diese Stellung

seiner Frau zu dem Könige sogar dazu benutzen, um Ordensdekorationen und Geld zu erlangen. Und sieh, dieses Leben wagt der König vor den Augen der so tugendsamen Königin zu führen, ja man sagt, daß deren Hofdamen oder, wie sie anjetzo genannt werden, „dames de service“, sich auch fast alle seiner Gunst erfreuen sollen. O, diese Schmach ist gar nicht auszudenken. So etwas war ja nicht einmal bei dem Landgrafen Friedrich möglich, der doch auch kein Tugendspiegel war. Der hatte aber doch wenigstens keine Frau oder war vielmehr geschieden, aber so, wie es König Jérome jetzt mit der Gräfin Truchseß, der Gräfin Bocholtz und Anderen treibt, das ist doch ohne jegliches Beispiel. Als letztere vor einiger Zeit wegen ihrer Umstände an der Theilnahme eines Hofballes verhindert wurde, soll der König sie gefragt haben, ob sie einen kleinen Grafen erwarte, und denke Dir, da hat sie geantwortet: „Sire, ich hoffe, es wird ein Prinz sein.“ — Diese niedrige Personage die sie ist.

Doch ich will, meine Kathrine, Deine lautere Seele nicht länger mit der Schilderung dieser Niedertracht beflecken, ja ich würde ihrer auch gar nicht Erwähnung thun, wenn diese Sachen nicht schon das allgemeine Stadtgespräch bildeten. Es wurden bei der Tante noch eine Menge derartiger Geschichten erzählt. Du weißt ja, alte Frauenzimmer hören so etwas bisweilen gern. Da erzählten sie noch von einem Sohn aus der Bocholtz'schen Ehe, dieser edle Junge soll neulich gesagt haben: „Mein Vater ist ein treuloser Verräther seines Vaterlandes, von meiner — Mutter muß ich — schweigen, aber ich hoffe dereinst mit meinem deutschen Schwerte diese Schande abwaschen zu können.“

Siehst Du, mein Weib, das sind die Folgen solches sündhaften Betragens. Der arme Junge kann Einem leid thun. So brandmarken deutsche Frauen, von giftigem Hauche französischer Sittenlosigkeit befleckt, die erhabene Sittenreinheit ihrer Ahnen.

Das Allererbärmlichste aber ist, daß die Niedertracht der Ehemänner so weit geht, daß sie sich den Mißbrauch, den der König mit ihren Frauen treibt, bezahlen lassen. — O, meine Kathrine, und dabei dieser Luxus, diese fast wahnsinnige Verschwendung, die in dem Schlosse getrieben wird, man sollte fast glauben, daß sie da oben selbst nicht an die Beständigkeit der Verhältnisse hier denken möchten, denn daß es so nicht lange weiter gehen kann, das sieht ein Jeder

ein. Um Dir nur Eins zu erwähnen, aus dem Du die königliche Verschwendung ermessen kannst, will ich Dir von dem Kleiderluxus erzählen. Da hatte sich neulich unter den gar vielen Geliebten des Königs der Wunsch nach indischen Shawls ausgesprochen; sogleich ließ der König fünfzig Stück davon aus Paris kommen, von denen ein jeder 1200—1500 Laubthaler kostete; diese verschenkte er an seine adorées als Preis für ihre Tugend.

So ist denn also diese jetzt hier eine verkäufliche Waare geworden, die von den Frauen zu einem bestimmten Preise feilgeboten wird. Und der Schweiß des armen Volkes, der muß alle diesen Luxus und diese Pracht bezahlen.

Ich habe in den letzten Tagen von diesem Luxus eine kleine Anschauung erhalten, als ich an des Königs Geburtstagsfeste an dessen Feier theilzunehmen gezwungen war. Doch, meine liebe gute Frau, das werde ich Dir lieber in einem Briefe der nächsten Tage beschreiben, da der heutige sonst wohl an Ausdehnung zu groß werden dürfte. Lebe wohl für heute, meine Kathrin, grüße die Kinder.

In treuer Liebe Dein

Leopold.

IX.

Dritter Brief des Großvaters.

Kassel, 25. November 1808.

Meine liebe theuere Kathrin!

Dein lieber letzter Brief hat mich ganz unsäglich erfreut, was sprichst Du darin wieder so liebe Worte! Ich fühlte dabei wieder so recht, mein trautes Weib, daß Du einzig bist und so viel Liebe und schöne Weiblichkeit nirgends in der Welt sind, als in Dir. Neulich sprach auch Tante Marianne auf eine so hübsche und rührende Weise über Dich und sagte sogar, daß Du die erste Frau der Welt seiest. Dadurch hat sich die Alte mein Herz wieder gewonnen, das sie durch ihre so mannigfachen Schwätzereien in etwas verloren hatte. — Doch mein liebes Herz, nun will ich Dir zunächst meinem Versprechen gemäß erst einmal das Hoffest zu dem Geburtstage des Königs beschreiben, das am 15. November stattfand und das ich mitzumachen veranlaßt worden war. Ich werde Dir dabei Deine lieben gestellten Fragen über die Einrichtung des Schlosses gleich mitbeantworten. Der König wurde an dem Tage 24 Jahre alt, ist also, wenn man es bedenkt, in einem Alter, in dem andere junge Menschen erst in das Leben eintreten. Er sitzt nun schon auf einem Thron und ist so vielen Versuchungen ausgesetzt. Das ist es, was ich bei so manchen seiner Vergehen als Entschuldigung anführen möchte. Der Geburtstag wurde hier mit größtem offiziellen Prunk gefeiert. Bei Sonnenaufgang, um die Mittagsstunde und um fünf Uhr Abends wurden

zu Ehren des Tages je drei Artilleriesalven abgegeben. Wir von den Ständen waren zu um elf Uhr in den Thronsaal des Schlosses befohlen und hatten dabei Gelegenheit, die ganze Front der Zimmer zu durchschreiten.

In der Vorhalle zu den königlichen Gemächern standen in großer Livrée mit Hellebarden in der Hand zwei Huissiers. Sie trugen goldgestickte lange blaue Röcke, über die ein breites goldenes Bandelier gelegt war, sie hatten Dreispitze mit weißer Plumage, goldene Galonen, große Epaulettes und einen güldenen Säbel. In den Vorzimmern standen an jeder Thür je zwei Kammerdiener, ebenfalls in blauer, goldgestickter Livrée. In dem ersten der Prunkgemächer, einem Saal, standen Meubles, die mit einem weiß-goldenen Gobelinstoff überzogen waren. Dieses ist der Raum, in dem auch die zu einer Audienz bei der Königin bestellten Personen sich gewöhnlich zu versammeln pflegen. An der Thür des nächsten großen Zimmers standen wieder zwei Lakaien und mehrere Kammerherren vom Dienst waren in dem Gemach anwesend. Hier befanden sich mit blauer Seide überzogene Möbels, prachtvolle Oelgemälde und schöne venetianische Kronleuchter. Die hohen Flügelthüren waren ganz vergoldet. Es folgte darauf ein Zimmer, das wohl der Königin besonderes Gemach sein dürfte, hier standen Divans, Tabourets und Stühle, die mit gesticktem Gobelinstoff überzogen waren, auch war ein kostbares Spinet von Boule dort aufgestellt und ein kleiner mit Kostbarkeiten aller Art bedeckter Schreibtisch. Viele Oelbilder hingen an den, mit dem gleichen Stoff überspannten Wänden, wie die des Kaisers Napoleons, des Königs von Württemberg, Jéromes, von dem großen Künstler Gérard gemalt, das Madame Mères Lätizia und andere. — Hierauf folgte noch ein Zimmer, die Wände bedeckt mit weißer Seide, dazu weißseidene Gardinen vor den Fenstern und Thüren, alle mit langen, goldenen Franzen, ein kostbares Gemach. Von dort gelangten wir dann in den rothen Thronsaal, den ich dir mit seinen goldenen Thronsesseln, der wundervollen, mit goldenen Kronen geschmückten Sammettapete und dem prachtvollen Deckengemälde schon mündlich beschrieben habe.

Es war bereits eine Unzahl von reich kostümirten Menschen in dem Saale versammelt. Nach uns kamen die Großoffiziere der Krone, die Minister, die höchsten Beamten und die Offiziere. Als

Alles versammelt war, erschien der, den Großmarschall des Palastes vertretende Palastpräfekt, Herr Honoré von Boucheporne und verkündete durch Klopfen mit seinem großen Stabe das Nahen des Königspaares.

Der König, der Ihre Majestät die Königin an seinem Arme führte, trug an dem Tage Generalsuniform, die Königin hatte eine wundervolle Robe von weißem Crêpe angelegt, dessen lange Schleppe von vier Pagen getragen wurde. Jérome soll sie besonders gern in weißen Farben sehen. Auf ihrem blonden, hochfrisirten Haar und dem schönen Halse glitzerte und funkelte ein wundervoller Schmuck aus orientalischen Rubinen und Türkisen, es war das möglicherweise das Hochzeitsgeschenk des Kaisers. Es fällt mir hierbei ein, daß bei der Tante Marianne neulich erzählt wurde, die Königin erhielte von der Kaiserin Josephine oft die schönsten Roben zum Geschenk, die diese kaum einmal getragen habe. Es scheint mir diese Geschichte nicht sehr wahrscheinlich, da doch die Figuren der beiden hohen Frauen sehr verschieden sind. — Hinter dem Königspaare folgte ein großer Schwarm von Gefolge. Darunter wurden mir genannt: Die Großkammerherren: Seine Durchlaucht, der Fürst von Hessen-Philippsthal (Was sagst Du dazu, mein Weib?) und der Graf Pappenheim, dann die Kammerherren: Graf von Löwenstein-Wertheim, Baron Bigot de Villandry, Graf von Jagow und viele Andere, die Dich nicht interessiren werden. Der König nahm neben der Königin auf den Thronsesseln Platz, und es begann darauf die Gratulationscour.

Nach derselben begab sich Seine Majestät unter Vorantritt des Hofstaates in den weiß dekorirten Muschelsaal, wo der Minister von Bülow die Mitglieder des Staatsrates zu einem Cercle vereinigt hatte. Es folgte die feierliche Ansprache seitens des Aeltesten des Staatsrates, des Grafen von Merveldt, an den König, natürlich in französischer Sprache. In Deutsch übersetzt, sagte er ungefähr das Folgende:

„Sire. Ein neues Jahr der Regierung Euer Majestät vermehrt die Gefühle tiefer Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit, deren ehrerbietigste Huldigung der Staatsrat zu den Füßen des Thrones niederzulegen wagt. Zeugen der Sorgfalt, die Euere Majestät täglich anwenden, um das Glück Ihrer Völker zu sichern und

die Hindernisse zu besiegen, welche die Umstände herbeiführen, bleibt dem Staatsrat nichts übrig, als zu wünschen, daß die Lebensjahre Ihrer geheiligten Person von recht langer Dauer und das Glück Ihrer Regierung Ihrer wohlwollenden Gesinnung gleich sein möge."

Hierauf antwortete der König in freier Rede, die er sehr gut beherrscht, wie er ja auch ohne Zweifel oft Zeichen von Scharfsinn zeigt, Folgendes in französischer Sprache: „Meine Herren Mitglieder meines Staatsrates! Ihre Wünsche sind mir angenehm. Ich rechne auf Ihre Anhänglichkeit und der mir wohlgefällige Beweis derselben wird sein, daß Sie bei Ihren Berathschlagungen allein das Beste des Staates und meiner Völker berücksichtigen. Ich weiß, Ihre Aufgabe ist schwer, aber auch die meine als König dieses Landes ist nicht leicht. Dessen können Sie versichert sein. — Ich danke Ihnen."

Nach der Cour wurde in der Schloßkapelle die Messe celebrirt und ein Tedeum auf den König abgehalten.

Die ganze Stadt war Abends gar prächtig erleuchtet, es herrschte ein mächtig lautes Treiben in den Straßen und der Pöbel war sehr ausgelassen. Der Napoleonsplatz war mit Festons und Laubgehängen verziert, und sah sehr festlich aus. Abends um zehn Uhr hub der Ball in dem Schlosse an. Hierbei wurde unter persönlicher Leitung des Königs eine gar prachtvolle Quadrille von besonders hierzu ausgesuchten Personen getanzt. Du glaubst gar nicht, meine Liebe, in welch kostbaren Gewändern dabei die Mitwirkenden erschienen. Die Tänzer starrten von Gold und Silber, und die Frauen waren in üppigster Bekleidung, oder richtiger gesagt Entkleidung. Sie trugen lange weißseidene Beinkleider, die überall fest anschlossen. Bis zu den Knien floß ein Florkleid hinab, das eigentlich nichts verbarg, Hals und Brust waren fast ganz entblößt und nur deren unterer Theil mit einem durchsichtigen Flor bedeckt. — Denke Dir, auch der König selbst scheute sich nicht, sich vor seinen Ministern, Staatsräten und uns Ständen an diesem üppigen Tanze zu betheiligen. Er tanzte mit der madame la Flèche, der Frau des maréchal du Palais, dem schönsten Weib, das je meine Augen sahen. Auch zu dieser Frau soll der König in einem unlauteren Verhältniß stehen und auch hier soll das wieder mit Einverständniß ihres Mannes geschehen, der sich

dafür von dem Könige seine Schulden bezahlen läßt. Ja sogar Unterschlagungen soll der Mann begangen haben, deren Bestrafung der König Jérome der Frau wegen unterdrückte.

Ihre Majestät die Königin war auch auf dem Feste anwesend und redete immer gar freundlich mit ihrem Gemahl, wenn er einmal Zeit fand, zu ihr zu kommen. Es besteht da ein ganz eigenthümliches Verhältniß zwischen den Beiden und sollte man beinahe zu der Vermuthung gelangen, daß der König doch auch liebenswerthe Eigenschaften besitzen müsse, da es sonst doch schier unbegreiflich erscheint, daß sich die Königin, der seine verschiedenen Treubrüche doch wohl unmöglich unumbekannt geblieben sein dürften, nicht schon längst von ihm getrennt hat. Worin solche Vorzüge bestehen, das können aber wohl nur die betreffenden, ihm Näherstehenden begreifen.

Ich ergriff an dem Abend mit Freuden die Gelegenheit, mich unbemerkt fortzuschleichen; wie froh ich war, meine Festkleidung abzulegen, wirst Du begreifen, meine liebe Frau.

Alle diese ungewohnten Festivitäten, denen beizuwohnen ich hier von Amts wegen gezwungen bin, alle diese faden und widersinnigen Schmeicheleien, die ich hier anhören muß, ermüden mich derart, daß mir meine Pflicht hier zur Last wird.

An dem Tage darauf ertönte in dem hiesigen Moniteur ein Jubel über das schöne Fest, und die Schilderung dieser Freudenbezeugungen mußten die préféts der Provinzen in ihren Landstrichen verbreiten.

So habe ich Dir denn, meine Liebe, wieder Etliches von hier erzählt, es ist nur e i n Blatt aus dem Kranze dieser die Mitwirkenden erniedrigenden Feste. Der Grundzug meines hiesigen Seins aber ist die Traurigkeit über die Entartung des deutschen Volkes, die durch diese Franzosen veranlaßt ist. —

Ich werde wohl noch einige Wochen hier verbleiben müssen, ehe ich zu Dir zurückkehren kann. Es wird hier in der nächsten Zeit bei Hofe der Besuch der Mutter des Königs, der Madame Lätitia, „Madame mère“, welche Benennung ihr der Kaiser Napoleon gegeben hat, erwartet; dazu wird es wieder gar mancherlei Festivitäten geben. Grüße auch alle die lieben Kinder von mir. Also der Fritz ist, wie Du schreibst, bereits in das Heer eingetreten. Ich habe den jungen Mann noch nicht gesehen, kann mich aber in seine Ansicht hinein-

versetzen, daß er meine Beihülfe abgelehnt hat. Der Tante Marianne stattete ich gestern meine Visite ab, sie befindet sich wohl und bestellte mir unter vielen Grüßen an Dich, daß sie Dir in der kürzesten Zeit eine längere Epistel schreiben würde. Und nun lebe wohl, mein liebes, gutes Weib. In alter Liebe und Treue Dein

Leopold.

X.

In den hinterlassenen Papieren meines Großvaters findet sich aus der Zeit zu Anfang des Jahres 1809 ein kurzer Brief des bisherigen Staatssekretärs Johannes von Müller, des berühmten deutschen Geschichtsschreibers, dessen Anführung hier von Interesse sein dürfte, da auch er sich über die westphälische Zeit ausspricht. — Wie bekannt, war dieser Gelehrte Ende der achtziger Jahre in Mainz einer der höchsten Beamten des Kurfürsten und von dort einem Rufe nach Wien gefolgt, wo er zuerst Hofrath und in dem Jahre 1800 Kustos der kaiserlichen Bibliothek wurde.

Die Freunde waren auf diese Weise zwar räumlich auseinander gekommen, das hatte aber ihrer Freundschaft keinen Abbruch gethan; sie blieben in regem brieflichen Verkehr mit einander und tauschten während der Jahre oft ihre Ansichten aus. In Wien traf ihn ein Unglücksfall, dessen in dem Briefe Erwähnung gethan wird und der sein ganzes Leben veränderte. In dem Jahre 1803 wurde er von dem Könige Friedrich Wilhelm III. als wirkliches Mitglied der Akademie und Historiograph des Hauses Brandenburg mit einem Gehalte von 3000 Thalern angestellt und siedelte nach Berlin über, wo er bis zum Ende des Jahres 1806 verblieb. Er war ein durchaus deutscher Mann und verachtete als solcher die Franzosen mit ihren Freiheitsideen. Da kamen die welterschütternden Siege Napoleon's und seine Unterdrückung der Revolution. Müller sah durch den Allgewaltigen die preußische Armee und sein Vaterland zu Boden geschlagen, das verdrehte ihm den Sinn, er wurde ein begeisterter Anhänger des „phénomène Napoléon“, wie er ihn nannte.

Diese Begeisterung wurde noch gesteigert, als der Kaiser ihn 1807 unter glänzender Anerkennung seines Werkes „Die Schweizer Geschichte"*) und seines Aufsatzes „vom Ruhme Friedrich's des Großen" nach Paris berief. Dort war gerade die Kommission zur Berathung der Konstitution des neuen Königreiches Westphalen versammelt. Johannes von Müller traf am 12. November in Paris ein, an dem Tage, da der Kaiser gerade diese Konstitution vollzogen hatte. In dieser Zeit fanden mehrere Unterredungen zwischen dem Kaiser und Müller statt, und Beide waren sehr befriedigt von einander. Am 17. November ernannte ihn Napoleon zum Minister und Staatssekretär des Königreiches Westphalen. Kaum hatte er jedoch diesen verantwortlichen Posten angetreten, da zeigte es sich bereits, daß der stille deutsche Gelehrte dieser Stellung nicht gewachsen war. Die fortwährenden Kontributionen, der Druck der französischen Regierung auf alle Verhältnisse und die Vergewaltigung des Deutschthumes machten ihn seelisch und körperlich krank und lähmten ihn. Er erlag den vergeblichen Anstrengungen, gegen den, von Paris kommenden Einfluß anzukämpfen, und bat den König Jérome um seine Entlassung. — Diese wurde ihm von Jérome sehr bereitwillig gewährt, da er einen seiner Günstlinge, Lecamus, den späteren Grafen von Fürstenstein, an seine Stelle setzen wollte. Der König ernannte Müller zum Staatsrath und Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtes. Er wirkte in dieser Stellung noch einige Monate, und die Universitäten zu Marburg, Göttingen und Halle verdanken ihm ihr Fortbestehen. Seine Kraft aber war gebrochen, die Unzufriedenheit mit den Verhältnissen, der Gram über sich selbst, auch daß er eine Zeit lang, durch Napoleon's Persönlichkeit geblendet, sein Deutschland vergessen konnte, nagten an seinem Herzen, und eine ihn fast erdrückende Schuldenlast verbitterte seine letzten Lebenstage. Aus dieser Zeit ist der folgende Brief an meinen Großvater geschrieben.

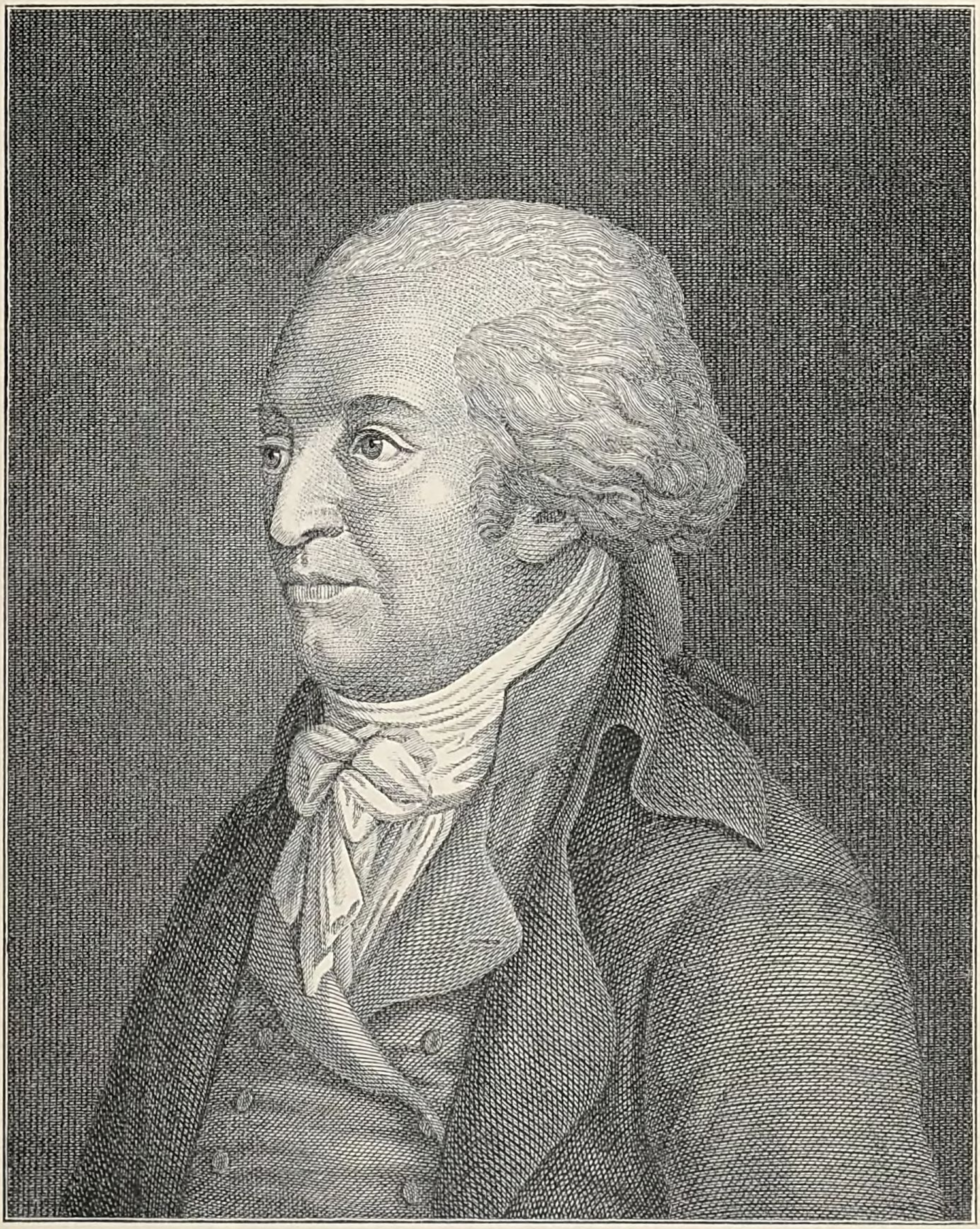
Göttingen, den 16. Januar 1808.

Mein lieber, werther Freund!

Wenn ich je betrübt gewesen bin, so war es bei dem Gedanken, was Sie wohl zu meinem Scheiden von dem Ministerposten gesagt

---

*) Siehe Nachtrag.



Johannes von Müller.
(Gemalt von Baumann. Gestochen von Zschoch.)

haben mögen. Sie haben mich gewiß für fahnenflüchtig gehalten und gemeint, nun geht auch er und überläßt sein Amt den Franzosen. Aber ich glaube doch auch, Sie kennen mich genug, um mir die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß Sie mich für unschuldig daran halten werden, und das bin ich auch in der That. Ich habe mir die größtmöglichste Mühe gegeben, um das Königreich aus seiner traurigen Lage zu ziehen, aber es wurde mir das unmöglich. Ich befand mich während meiner ganzen Ministerzeit in einer falschen Stellung, und es gelang mir nicht, mit meinen Vorschlägen durchzudringen. — Jetzt hat mir der König diesen Posten gegeben, und ich würde mich procul negotiis auch ganz wohl befinden, wenn nicht eine furchtbare Schuldenlast mich bedrückte. Ich hoffe, daß Sie mich genügsam kennen, um mich nicht für leichtsinnig in dem Geldausgeben zu halten, aber Sie wissen auch, daß ich in Wien durch jenen Schurken, den Aloys Berger, dem ich acht Jahre hindurch nur Wohlthaten erwies, um mein ganzes Vermögen betrogen wurde, und in Kassel kamen nun die großen Ausgaben hinzu, um die Würde meines Ranges aufrecht zu erhalten. Sie wissen, daß ich niemals einen großen Werth auf das Geld gelegt habe, aber unter diesen Verhältnissen wuchsen meine Schulden so lawinenartig, daß ich bald nicht mehr aus noch ein wußte. Als ich von dem Könige meinen Abschied von der Stellung eines Ministers erbat, wurde von ihm auf das Gefälligste eine vollständige Indemnität meiner für den Dienst gemachten Ausgaben verheißen und mir bereitwilligst eine Regelung meiner Schuldenverhältnisse versprochen. Ich rechnete auf dieses königliche Versprechen und sicherte mich durch nichts. — Nun hat man das alles vergessen, ich habe mich an das Gouvernement mit meiner Vorstellung gewendet, dieses schickte sie an den Minister, dieser an den Staatsrath und der an den König. Der aber schlug die Sache in den Wind, und ich kann keine Antwort erhalten. — Doch brechen wir ab von dieser mir ebenso verhaßten als für mich betrübenden Sache und kommen wir auf die Gegenwart und auf die Bitte, die ich an Sie, geschätzter Freund, zu richten habe. Ich bin ob aller dieser Sorgen und Aufregungen nicht nur seelisch ganz heruntergebracht, sondern meine Körperkräfte haben auch sehr gelitten, ich werfe immer Galle aus, und ich glaube, nicht mehr lange zu leben. Und wenn mich nun ein baldiger Tod ereilt, so muß ich es mir gestehen, daß an alle diesem allein

mein Wahnsinn, mich für diesen Franzosen begeistert zu haben, die Schuld trägt. O wäre ich doch damals in meiner so gesegneten Stellung in Berlin geblieben, wo ich mit den Freunden Ancillon, Fichte, Humboldt, Hufland und den Anderen so glückliche Tage verlebte, und nicht nach diesem Kassel gegangen, wo mich nur Geringschätzung und Vernachlässigung erwartete. Mein Leben bildet eine Lehre für alle Männer der Wissenschaft, sich nicht dem Ehrgeiz zu überlassen und nicht leeren Titeln nachzujagen. — Ich fühle, daß mein Leben sich seinem Ende zuneigt, und da ist es mir ein entsetzlicher Gedanke, bei meinem Tode meine großen Schulden nicht decken zu können. Und sehen Sie, mein Freund, mein hochgeschätzter Freund, dazu müssen Sie mir behülflich sein, daß ich von dieser Last erlöst werde, und daß mit meinem Dahingehen alle meine Schulden getilgt werden. Wollen Sie das in die Hand nehmen, so schreiben Sie mir bald, ich habe nicht mehr viel Zeit hier auf Erden übrig. Verkaufen Sie alle meine Manuskripte, die erste Abtheilung des fünften Bandes meiner Schweizer Geschichte ist vollendet, auch die Lebensbeschreibung Friedrichs II. liegt fertig da, verkaufen Sie alle meine Sachen und geben Sie nur meinem treuen Diener meine Uhr. Sollte aber Alles das noch nicht ausreichen, so wenden Sie sich an meine Freunde, sie werden dem Landsmann behülflich sein, den dieser undankbare Franzosenkönig betrog.

Und nun leben Sie wohl, mein lieber hochgeschätzter Freund, nehmen Sie die Kleinigkeit, welche ich Ihnen beilege, freundlich von mir an. Wenn meine Liebe für Sie sich nicht durch große Wirkungen darthun kann, so mag sie wenigstens eine Erinnerung hervorrufen an den, der bald nicht mehr sein wird. Ich bin überzeugt, daß Sie es mit guter Gesinnung annehmen werden.*)

Indem ich recht bald auf ein hoffentlich zustimmendes Schreiben zu hoffen wage, bin ich, mein theuerer Freund, für die Gegenwart und die Ewigkeit Ihr Ihnen treu ergebener und Sie liebender

Joh. von Müller.

*) Diese Beigabe bestand in den drei Theilen von Johannes von Müllers „Schweizer Geschichte", die zuletzt erschienen waren. In dem Nachtrage befindet sich ein Originalbrief Johannes von Müllers an seinen Verleger vom Jahre 1787 über die Herausgabe obiger Schweizer Geschichte. Aus der Autographensammlung des Verlagsbuchhändlers Carl Günther in Firma Schmidt & Günther in Leipzig.
Anmerkung des Herausgebers.

Unter dem obigen Brief steht von meines Großvaters Hand geschrieben: „Mein Freund Johannes von Müller starb am 27. Mai desselben Jahres. Ich konnte ihn noch wenige Tage vor seinem Tode sehen und ihn durch die Nachricht erfreuen, daß der Haupttheil seiner Schulden bezahlt sei. — Seine letzten Worte vor dem Sterben lauteten: ‚Alles, was ist, ist von Gott, und Alles kommt von Gott.‘“ —

„Meines seligen Freundes wahre Genialität lag in seinem Gemüth. Eine aufrichtige, herzinnige Frömmigkeit gab diesem jene höhere Weihe, die unter allen Verhältnissen den rechten Adel der Seele, das Göttliche im Menschen in lebensvoller Klarheit bewahrt. — Möchten Viele ihm gleichen!“ — L. v. K.

König Jérome's Auffassung und Behandlung der Verhältnisse des verdienstvollen Mannes entzog ihm die Herzen einer Menge von deutschen Männern, die zu Anfang seine Bestrebungen unterstützt hatten.

Der Nachfolger Johannes von Müller's als Generaldirektor des öffentlichen Unterrichtes wurde der Professor von Leist. Dieser konnte es nicht verhindern, daß durch königliches Dekret vom 1. Mai 1810 die Universitäten Rinteln und Helmstädt sowie das Pädagogium in Magdeburg aufgelöst wurden und das Collegium Carolinum in Braunschweig in der dortigen Militärschule aufging. —

XI.

Das Jahr verging und das neue Jahr 1809 begann; mit ihm fing ein Umschwung in dem Königreich Westphalen an. Wenn sich auch manche treue Patrioten der Ansicht nicht verschließen konnten, daß die neue Lage der Dinge bisher doch auch manchen wohlthätigen Einfluß auf das Land gehabt hätte, so vernichtete der Uebermuth und das Raubsystem der französischen Beamten jetzt schnell genug diese Ueberzeugung. Es ließ sich nicht ableugnen, daß sich mit der Errichtung des neuen Reiches ein frisches, reges Treiben des ganzen Volkslebens bemächtigt hatte. Es war von der neuen Regierung manches alte, verrottete Gesetz, mancher Zopf beseitigt worden und besonders ein verbessertes Rechtsverfahren eingeführt. Auch die Handelsgeschäfte blühten in Folge des vermehrten Umsatzes auf. Was half das aber Alles? Es war ja doch nur ein „travailler pour les Français", diese nahmen den Schaum des Profites vorweg, sie heimsten die Ernte ein und verfolgten außerdem das Deutschthum mit grimmem Haß. Unter diesen Verhältnissen blieb für die Residenz nur die glänzende Außenseite, für das Land nur das Elend zurück. Der Glanz und Schimmer des neuen Königreiches zog aber auch eine Menge von abenteuerlichen Elementen nach Kassel, von allen Seiten strömten französische Parvenus herbei, und so kam es, daß über die Hälfte der höchsten und wichtigsten Staatsstellen bald mit Franzosen besetzt war. Auch die der Armee nahmen meistentheils französische Offiziere ein.

Die deutschen Unterthanen wurden aber besonders durch die Abneigung des Königs und seiner Beamten gegen das Deutschthum an

sich gereizt. Jérome that gerade das Gegentheil von dem, was sein viel klügerer Bruder Louis gethan hatte. Der König von Holland schmeichelte dem Nationalsinn seiner Unterthanen und regierte sie mit Milde und Weisheit, er respektirte die Landessprache und ließ sein Volk die Fremdherrschaft beinahe vergessen. Er wurde deshalb von den Holländern geliebt. Jérome aber haßte und verhöhnte alles Deutsche, stellte immer das Französische in den Vordergrund und kränkte dadurch auch die Staatsbürger, die ursprünglich Anhänger der neuen Verhältnisse waren. So kam es, daß sich bald eine allgemeine Unzufriedenheit des Landes bemächtigte und das Volk schon in dem Jahre 1809 nur mit Gewalt verhindert werden konnte, seine Fesseln zu brechen. —

In den Anfang des Jahres fiel ein Besuch der „Mutter der Könige", der Madame mère Lätizia, an dem Hofe König Jérome's. Diesen Besuch und die Verhältnisse des neuen Jahres schildert ein Brief der Großtante Marianne von Sothen an meine Großmutter.*)

Vierter Brief der Großtante.

Hierdurch sage ich Dir, meine herzliebe nièce, meinen besten Dank für die beiden lieben Briefe, welche Du mir zu schreiben die Freundlichkeit hattest. Zürne mir nicht, daß ich Dir nicht gleich den ersteren der beiden beantwortet habe, und war es zu lieb von Dir, mir trotzdem abermals zu schreiben. Dafür sollst Du auch heute von mir einen desto ausführlicheren Brief erhalten.

Zuerst versichere ich Dir meine besondere Freude darüber, daß es Euch nach Deinen Briefen ja Allen gut zu gehen scheint. Es macht mir zwar den Eindruck, als seiest Du mit Poldchens Gesundheit nicht ganz zufrieden und meinst, es sei das noch immer auf den Schmerz wegen des Verbotes zurückzuführen, mit dem Leopold das Verhältniß zu dem jungen Menschen, dem Fritz Wolf, abgebrochen hat. Hoffentlich bessert sich ihr Zustand bald. In ihrem Alter da pflegen solche kindlichen Neigungen ja noch nicht zu tief in das Herz

*) Dieser Brief der Großtante Marianne von Sothen enthält keine Bezeichnung des Jahresdatums, er dürfte sich nach den darin geschilderten Ereignissen aber wohl an dieser Stelle einreihen. Anmerkung des Herausgebers.

einzudringen. Was nun den Wolf anbelangt, so denke Dir, Kathrine, ich hatte neulich ein rencontre mit ihm. Es mögen anjetzt wohl so zehn Tage vergangen sein, da ließ sich der junge Mensch einmal bei mir melden. Ich nahm ihn denn auch an, und da trat ein Soldat von dem hiesigen zweiten Linienregiment in mein Zimmer. Ich erkannte ihn kaum in der Uniform wieder, da ich ihn ja auch nur einmal in Eurem Hause erblickt hatte, derart veränderte ihn das militärische Kleid. Er steht hier bei der ersten Compagnie des Hauptmanns von Haller, den ich sehr wohl kenne, und sein Bataillonschef ist der Major von Schmidt. — Nun, ich ließ ihn sich denn setzen, und dann betrachtete ich mir ihn etwas genauer. Siehst Du, Katherine, und da muß ich Dir doch sagen, daß der junge Mensch mir eigentlich recht gefallen hat. Er war sehr modeste und hatte auch convenable Manieren. Er kam dann in seinem Gespräche auch bald auf Euch, meine Lieben, und beklagte sich gar bitter über Leopold's Weigerung. Dann sprach er mir von seiner innigen Liebe zu dem lieben Poldchen, und schien es mir beinahe so, als wolle er mich als solche Art von protectrice für seine Neigung anwerben. Ich habe es ihm aber gleich sehr deutlich exprimirt, wie sehr ich solchem Verhältniß abgeneigt sei und keinerlei Neigung dazu fühle, eine Rolle zwischen Eltern und Kindern zu spielen. Er redete mir dann auch viel von seinem treuen Freunde, meinem herzlieben Neffen Louis, und welch' eine innige Freundschaft sie für das ganze Leben verbände. Der junge Mensch äußerte dabei recht brave Ansichten, genug, er gefiel mir in seiner Frische, Ehrlichkeit und Reinheit. Er war ganz anders als die jungen Männer hier, diese libertins, die man jetzo hier zu sehen bekommt. Dann sprach er auch davon, wie Euer Louis für seine Jahre so groß geworden sei und daß der auch gern Soldat werden möchte. Ich war über diese Nachricht recht erstaunt, da es doch bisher in Euerer intention gelegen, meinen Großneffen die Rechte studiren zu lassen. — Aber auf der anderen Seite ist ja hier jetzt Alles einerlei, die einzelnen Berufszweige sind überfüllt und die fettsten Stellen sind in den Händen von Franzosen. Wer am Besten zu schmeicheln versteht, aus dem wird was; die Anderen können warten. — Der junge Wolf empfahl sich dann, und er thut mir eigentlich recht leid; er ist zwar nicht von Familie, hat aber etwas sehr Braves und scheint Poldchen ja auch sehr geneigt zu sein. — Aber Ihr müßt

das ja Alles am Besten wissen, ich mische mich nicht hinein. — Und damit basta. —

Du verlangst in Deinem letzten lieben Brief eine recht eingehende und genaue Schilderung der hiesigen Verhältnisse und Zustände, liebe Katherine, und möchtest das auch wegen unseres, jetzt zu Dir zurückgekehrten Leopolds genau wissen.

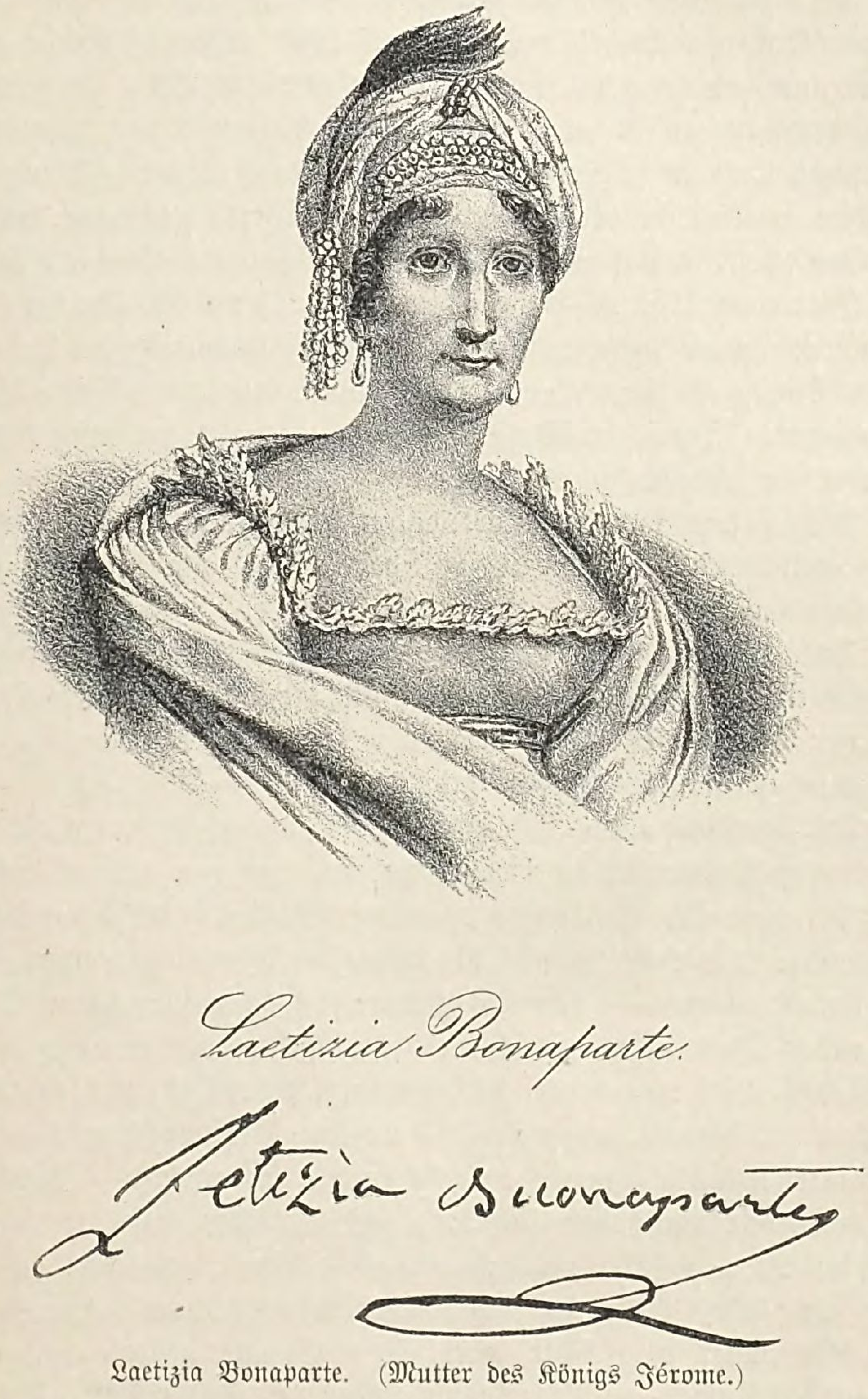
Ach, damit ist es schlimm bestellt, Katherine. Du kannst versichert sein, es ist damit seit Leopolds Anwesenheit hier nicht besser, nur noch viel schlimmer geworden. Kassel ist anjetzo der wahre Sündenpfuhl, es können in Sodom und Gomorrha keine liederlicheren Verhältnisse existirt haben, als solche jetzt hier herrschen. Doch darauf will ich nachher noch zurückkommen. Ich werde Dir zuerst einmal von dem Besuche der berühmten „madame mère“ rapportiren, der schon seit Wochen erwartet wurde und nun jetzo erfolgt ist. Du hast, meine Liebe, wohl schon hinreichend von der Frau Lätizia gehört, der „Mutter der Könige“, wie sie hier schmeichlerisch benamset wird. Nun, ich habe die Frau denn auch zu sehen bekommen, und war es wieder Hanstein, der mir die agréable Gelegenheit dazu verschaffte. Er machte mir die Freude, mir mitzutheilen, daß der König mit seiner Mutter, sowie der Königin, an dem nun vergangenen Dienstag zwei Uhr das Museum einer Besichtigung unterziehen würde. Ich freute mich sehr, das so frühzeitig in Erfahrung zu bringen, denn da konnte ich es doch mit einer Neuigkeit meinen Freundinnen zuvor thun, namentlich wollte ich der Gerhardyen, die immer von Allem, was sich in der Residenz arrivirt, zuerst wissen will, einmal das praevenire spielen.

Ich fand mich denn also zu der bestimmten Zeit an dem Museum ein, Hanstein hatte die Freundlichkeit gehabt, mir auf dem Wege den Arm zu reichen, und auf diese Weise konnte ich das Gehen mittelst meines Krückstockes auch ganz leidlich ertragen.

Es war also nach zwei Uhr, als der „Hof“ vor dem Museum vorfuhr, und es hatten sich gar zahlreiche Menschen angesammelt, die ihr Vivat riefen. Es waren der König, die Königin, die Königinmutter, außerdem der Minister von Wolfradt und die Begleiterinnen der Königin, die Palastdamen von Otterstedt und von Keudelstein. Meine Augen waren allein auf die interessante Frau, diese Madame Lätizia, Napoleons Mutter, gerichtet. Ich hatte mir dieselbe ganz

anders gedacht. Die Dame war sehr einfach gekleidet, ein Turban von schwarzen Spitzen bedeckte ihr graues Haar und sie trug ein in schlichten geraden Falten herabhängendes Kleid von schwerem, schwarzem Dammassée.

Doch ich muß Dir, meine Liebe, wohl erst Einiges von dem schreiben, was man sich hier über diese, durch ihren großen Sohn so berühmt gewordenen Frau erzählt. Es dürfte Dir davon wohl gar Manches noch unbekannt sein. Ich hatte mir von der Frau bis dato eine ganz andere Vorstellung gemacht und sie mir als Mutter unseres, an Figur so kleinen Königs auch von nicht großer Statur gedacht. Nun ist sie zwar nicht sehr groß, hält sich aber so gerade und aufrecht, daß sie doch groß und majestätisch aussieht. Ihre Figur ist stark und die Gesichtszüge sind die der Antique. Sie hat eine nicht klein zu nennende, aber schöne Nase, welche die gerade Fortsetzung der Stirn bildet. Ich stelle mir vor, daß die Römerinnen so ähnlich ausschauen müssen. Der Ausdruck ihrer Züge ist streng, beinah finster. — Es ward mir erzählt, daß sie aus einer Familie Ramolino herstamme, welches kleiner Adel, wie der der Buonapartes, sein soll. Sie ist früh eine Wittwe geworden und soll es einst sehr schwer gehabt haben, alle ihre vielen Kinder durchzubringen. Man sagt, sie sei sehr sparsam, ja beinah geizig, und ihr ganzer Sinn solle darauf hingehen, ein großes Buonapartisches Familienvermögen zusammen zu scharren. Der Kaiser, ihr zweiter Sohn, schätzt sie aufrichtig und verehrt sie sehr, er soll sie auch immer von Neuem mit großen Summen Geldes beschenken. Trotzdem hat sie noch immer nicht genug davon und rafft davon zusammen, wo sie nur kann. Es heißt, daß die Frau nicht mehr recht an ein langes Bestehen der obwaltenden Verhältnisse zu glauben schiene. Bisweilen soll sogar dieses Zusammenraffen des Geldes auf eine nicht ganz rechtmäßige Art und Weise von ihr betrieben werden, wie Du aus dem Weiteren noch vernehmen wirst. Es ist mir nach den Erzählungen meiner Freunde zweifelhaft geworden, ob die Mutter trotz seiner Geschenke und Liebesbeweise ihren großen Sohn Napoleon liebt. Er soll ihr in seiner Jugend am meisten Sorge bereitet haben, und man spricht sogar von häufigen körperlichen Züchtigungen, die ihm die Mutterhand wegen Ungehorsams angedeihen ließ. Dagegen soll sie von allen ihren Kindern unseren König Jérome, Geronimo, ihren Jüngsten, am meisten mit Liebe umfangen. Ja sie



Laetizia Bonaparte. (Mutter des Königs Jérome.)

soll sogar von Jugend auf für ihn eine gar unrichtige verhätschelnde Zärtlichkeit gehabt und den wilden, hübschen Jungen sehr verzogen haben. — Dieselbe Verwöhnung ist ihm auch bishero von dem Kaiser selbst zu Theil geworden, der ja dem Alter nach sein Vater sein könnte. Er hat ihm von frühester Jugend an seine wilden Streiche nachgesehen und ihm oft ganz fürchterliche Schulden bezahlt. Unser junger König muß doch wohl einen ganz eigenen Reiz und eine wunderbare Anziehungskraft in seinem Wesen besitzen, denn der Erzählung nach hat seine unglückliche verlassene Frau, die Mistreß Patterson, damals, vor der Verlobung mit ihm, gesagt, daß sie lieber sterben möchte, als ihren Jérome verlassen. — Wie es hier neulich munkelte, soll der König auch noch immer dieser seiner ersten Frau in aufrichtiger Liebe zugethan sein, ja sie sogar aufgefordert haben, mit ihrem Sohne hierher zu kommen. Doch ich weiß nicht, ob das wahr ist, sowie ich Näheres darüber höre, schreibe ich es Dir.

Auch unsere schöne, gute Königin Katharina hält ja unbegreiflicher Weise trotz der schrecklichen Debauchen des Königs, noch immer treu bei ihm aus.

Doch ich will wieder zu dem Besuch des Museums durch die Frau Lätizia zurückkehren. Es hat sich bei diesem Besuche nämlich eine ganz eigenthümliche Affäre arrivirt, welche das Gerücht ihrer Aneignungspassion so recht bestätigt.

Als madame mère auch in d a s Gemach gelangte, wo die Kostbarkeiten und Juwelen aufbewahrt werden, und eine genaue Besichtigung der herrlichen Geschmeide vornahm, soll der in der Nähe stehende Aufseher, „der alte Geschwind“, die Worte der Dame vernommen haben: „Ici il faut voler.“ — Der König habe sich dann von seiner Mutter fort und zu dem alten „Geschwind“ hinbegeben, dem er einige freundliche Worte über die in dem Museum herrschende Ordnung sagte. Inzwischen hat die madame mère die einzelnen Kostbarkeiten aus ihren Behältern herausgenommen und sie einzeln betrachtet. — Die königlichen Herrschaften haben sich dann später wieder entfernt. Als der Aufseher aber darauf die einzelnen Kostbarkeiten nachzählte, da fehlte einer der schönsten Diamantringe, dessen Werth in dem Verzeichniß auf 600 Laubthaler abgeschätzt war. Der Beamte meldete sofort das Fehlen des Ringes, die Untersuchung über den Fall wurde jedoch von dem Könige niedergeschlagen. Von meinen Bekannten glauben alle,

daß auch dieser so werthvolle Ring, den einst der Landgraf Wilhelm VI. dem Schatze zufügte, wohl dem Buonapartistischen Familienschatze dürfte einverleibt worden sein. Es ist das ein gar trauriges Erinnerungszeichen, das die Mutter der Könige an ihren hiesigen Besuch zurückgelassen hat. Eins ist mir bei der ganzen Erzählung nur étonnant, daß nämlich unser Herr Kurfürst einen Gegenstand von solchem Werthe hier zurückgelassen haben solle. Der hat doch ziemlich Alles, was Geldeswerth hatte, mit sich fortgeführt, da kann doch nur ein Versehen obwalten. —

Du fragst mich, meine liebe Traute, nach den hiesigen Schauspielverhältnissen. Es ist gar traurig, was ich Dir darüber zu berichten habe. In den Theatervorstellungen auf der königlichen Bühne, bei den Operetten und Balletten, herrscht eine beinah asiatische Pracht, deren Unterhaltung wohl unermeßliche Summen kosten mag. Auf das deutsche Publikum wird aber dabei auch nicht die geringste Rücksicht genommen, denn die Aufführungen finden stets in französischer Sprache statt. Der König liebt ja, wie ich Dir schon sagte, die deutsche Redeweise nicht und soll davon selbst nur einige wenige Redensarten anwenden können. Nur wenn er einmal verreist ist, wie vor einigen Monaten in Paris, dann werden Komödien in deutscher Sprache aufgeführt. —

Für seinen besonderen Geschmack aber hat sich der Herr in dem linken Flügel des Schlosses von Napoleonshöh' ein Schauspielhaus einrichten lassen, welches durch einen besonderen Gang mit seinen Gemächern in dem Schloß in Verbindung stehen soll.

Wenn dort gespielt wird, so vertheilt der Hofmarschall Meyronnet*) vorher Freibillets an die Mitglieder der Stände, wenn diese hier versammelt sind, an die ersten Staats- sowie Hofbeamten, die höheren Offiziere und die Gesandten der Staaten. Es werden schon an dem Morgen solchen Tages gar großartige Vorbereitungen zu den abendlichen Aufführungen getroffen, da rollen eigens dazu erbaute Wagen mit mächtigen Dekorationsstücken sowie Coulissen heran, und Abends werden in zwanzig, mit Postpferden bespannten Equipagen die Schauspieler und Schauspielerinnen herzugefahren. Nachher kommen

*) Der spätere Graf von Wellingerode.

Anmerkung des Herausgebers.

wieder an vierzig Wagen voll von Tänzern und Balleteusen, und gegen acht Uhr versammelt sich die ganze geladene Gesellschaft in dem, nicht gerade geschmackvollen, mit sehr vielen Nuditäten geschmückten Schauspielhaus.

Die Wände desselben sind himmelblau mit goldenen Sternen besät, und an dem Plafond hängt ein großer goldener, mit zwei Reihen agrantischer Lampen aufgesteckter Kronleuchter herab. Der Bühne gegenüber ist die Königliche Loge für die Königin, während der König meist eine kleine, wie gesagt wird, mit der Bühne in direkter Verbindung stehende Loge benutzt. Von dem Publikum zu sehen ist er da nicht. So viel von dem Theatersaal, den ich mir neulich in freundlicher Begleitung Hansteins, als der König verreist war, angesehen habe. Ich alte Frau dürfte wohl keiner invite zu einer Vorstellung seitens des Hofmarschallamtes gewürdigt werden und würde eine solche entgegengesetzten Falles auch nicht annehmen. Ich kann Dir das Nachstehende nur nach der Erzählung eines Bekannten und zwar des Herrn Bataillonschefs und Vorstehers der Königlichen Militärschule, von Sommers, mittheilen, der die letzte Vorstellung (in jeder Woche des Sommers findet nur eine statt) mitmachte. Die Toiletten der Damen sollen danach von einer wahrhaft orientalischen Pracht gewesen sein. Die Damen hätten mit sehr entblößter Brust die ersten Ranglogen eingenommen und hinter ihnen die Minister, die Gesandten und hohen Offiziere gestanden. In dem Parterre saßen die Staatsräthe, die Kammerherren, aber keine einzige Dame. Diese Aufführungen mit ihrer großen Pracht sollen einen jährlichen Kostenaufwand von 400 000 Francs erfordern. Man sagt, der Kaiser Napoleon habe dem Finanzminister von Bülow bei Gelegenheit von dessen Vorstellungen wegen Erlassung der Kontribution geantwortet:

„Si mon frère trouve de l'argent pour donner des fêtes, pour avoir des comédiens, des danseuses, des saltimbanques, il doit en trouver pour remplir ses engagements," — das wäre doch hinreichend deutlich. —

Ist die ganze Theatergesellschaft versammelt, dann öffnet ein Kammerherr die Thür der großen Königlichen Loge und ruft mit lauter Stimme: „La reine." Alle Anwesenden müssen dann aufstehen, die im Parterre sich befindlichen umdrehen und die Gesichter nach der Königin hinwenden. Alles verneigt sich tief, und die Musik be-

ginnt zu spielen. Die Königin tritt dann, gefolgt von dem Großhofmeister von Gilsa, in die vorderste Stuhlreihe, grüßt freundlich nach allen Seiten und nimmt in der Mitte auf dem mit der Königskrone geschmückten Sessel Platz; sie winkt dann eine ihrer Palastdamen, wie die Baronin Otterstädt oder Witzleben an ihre Seite. Ist fürstlicher Besuch da, so hat dieser natürlich die Ehre, neben ihr zu sitzen.

Dann beginnt das Schauspiel, und es wird irgend eine französische Operette oder ein Ballet gegeben.

Der König zeigt sich selten in der großen Hofloge, soll aber dafür meist in seiner, durch ein goldenes Gitter verhüllten Loge sitzen. Was er da treibt, darüber giebt es einem on dit zufolge gar eigenthümliche skandalöse Gerüchte, die ich Dir, meine Liebe, gar nicht einmal andeuten will. Aber Eins kann ich nicht unterdrücken, Dir zu berichten, daß das ursprüngliche Turteltaubenleben zwischen dem Könige und der Königin, wenigstens von seiner Seite vorüber zu sein scheint. Die erste maîtresse en titre ist jetzt die Gräfin Truchseß-Waldburg. Wie lange noch, das vermag ich nicht anzugeben. O ma chère, es ist ja jetzt hier das reine Babel. Dabei ist der König sehr wankelmüthig, heute hat er die, morgen jene. Wohin soll dieses Lasterleben noch führen? Es ist gar nicht zu leugnen, daß es auf Erden kein sittenloseres Volk giebt als die Franzosen. Verachtung der Gesetze anständiger Sittsamkeit und Verspottung aller Gebote lauterer Tugend sind die Grundzüge des Wesens dieser Nation; vorzüglich in den Ständen, welche die gebildeten heißen wollen, wird am meisten gesündigt. Was sich die Deutschen von diesen französischen Beamten gefallen lassen müssen, das schreit zum Himmel. Immer und immer höre ich darüber neue Klagen. Dabei müßtest Du das Scharwenzeln dieser Hofschranzen vor einer jeden der feilen Weiber sehen, die sich gerade am Ruder befindet, es ist zu verächtlich und kann es zu Zeiten Ludwigs XV. und Friedrich Wilhelms II. in Berlin nicht schlimmer gewesen sein. Leider muß ich es Dir aber bekennen, daß es nicht nur Ausländer sind, die das thun, sondern auch etliche Deutsche und zu meinem größten Leidwesen muß ich sogar sagen, manche aus den hiesigen Adelsfamilien. Sie bringen ihre Frauen und Töchter auf den Markt, wie es zu der Zeit des verrufenen Hirschgartens unter Ludwig XIV., des roi soleil vorgekommen sein soll. Jetzt heißt es wieder, die Gräfin Truchseß erfreue sich nicht mehr der königlichen Gunst (schöne Gunst),

und er neige sich der Gräfin Bocholz zu. So geht es halb als öffentliches Geheimniß immer fort.

Jetzt sind die Höflinge oben auf. Es sind vor allen drei, welche die königlichen Liebesaffairen besorgen, ein niedliches Triumvirat von Kupplern. Diese Herren von Boucheporne, der Kammerherr Laflèche und ein Musikmeister der Signor Blangini, außerdem die Kupplerinnen Gall und Henze. Das ganze Balletcorps, alle diese demoisellen, wie die Louis, die Lavancourt, Romain, Lacomme und welche Namen die theilweise bildschönen Weibsbilder sonst führen, bilden den reinen „Harem" für Seine Majestät. O Katherine, es ist schändlich, zu schändlich, dieses königliche Lodderleben. — Du, meine Theure, ahnst in Deinem schönen friedlichen Familienheim nichts von alle diesem abominablen, das jetzt hier passirt. Aber wer wie ich alte Frau in dieser Stadt der Wollust und des Sündentaumels zu leben gezwungen ist, der kann davon erzählen.

Ich werde diesem Babel auch nächstens entfliehen und zu Dir kommen, meine Liebe, um mich in Eurem Idyll wieder zu rafraichiren suchen von alle dem Greuel. — Und nun, meine liebe nièce, lebe wohl, lebe recht herzlich wohl, grüße Leopold und Deine lieben Kinder und gedenke freundlichst Deiner alten Tante

Marianne von Sothen
geb. von Kaisenberg.

XII.

Fünfter Brief der Frau von Sothen an meine Großmutter.

Kassel, 20. Mai 1809.

Meine sehr geliebte Nichte!

Die Wochen bei Euch, mein liebes Kind, sind mir in Euerem trauten Familienkreise zu Nesselröden wieder in so lieber Weise, in so angenehmer Stille verstrichen, daß mir das hiesige Leben mit seinen Wirren in den ersten Tagen meines Hierseins einen ganz furchtbaren Eindruck machte. Ich eile aber, Dir gleich von hier Nachricht zu geben, wie ich es Dir versprochen hatte.

Nimm aber zuerst nochmals meinen Dank entgegen für das mir erwiesene Labsal an Freundlichkeit und gütiger Pflege, die Ihr Lieben alle mir in so reichem Maße habt zu Theil werden lassen. Es ist doch wohl sehr richtig, daß Ihr Lieben unseres Louis Körperkonstitution, oder wohl besser gesagt, seines jugendlichen Alters wegen, ihn noch nicht genügend kräftig für den Eintritt in das Heer haltet; wäre er schon Junker geworden, so hätte er vielleicht gleich mit in diesen schrecklichen Krieg nach Spanien ziehen müssen. Es sind nämlich wirklich, wie mir schon Hanstein damals schrieb, und was wir noch in Zweifel zogen, 6000 Mann Kavallerie, Infanterie und Artillerie dahin abmarschirt. Denke Dir nur, so viel deutsche Landeskinder müssen auf Befehl des französischen Kaisers in dieses ferne Land ziehen, um ihr Blut für eine, ihnen ganz fremde Sache hinzugeben. Wie viel Hessenblut wurde schon zu Zeiten der letzten Landgrafen für fremde Mächte vergossen, und nun müssen unsere Landeskinder wieder ihr Leben und

ihre Gesundheit für diesen Napoleon lassen. Denke doch nur, meine Liebe, wenn Dein Louis hätte auch darunter sein müssen, danach magst Du den Schmerz der armen Mütter ermessen.

Auch einzelne mir bekannte Offiziere sind mit ausgezogen, wie z. B. die beiden Barone Hammerstein und zwar der eine als Obrist von den Chevauxlegers, der Andere als Kapitän.

Hanstein hat den Auszug mit angesehen und sagt, daß die Truppen alle mit Montirungszeug neu ausgerüstet gewesen und daß sie nachher bei dem Passiren des Rheines von allen den übrigen deutschen Truppen am besten ausgesehen hätten. Sie müssen durch ganz Frankreich hindurch marschiren, um auf den Kriegsschauplatz zu gelangen, auf den sich auch der Kaiser begiebt, um den Oberbefehl zu übernehmen. Das gar Schrecklichste ist, daß sich in Spanien deutsche Landeskinder einander gegenüber stehen, indem bei den englischen Hülfstruppen sich viele aus Hannover geflohene Krieger befinden. Der König hat den Oberbefehl über die Division seinem Günstling, dem General Morio, übertragen, den der Kaiser bisher nicht leiden mochte, der soll sich in dem Kriege Lorbeeren erwerben. Doch, was verstehe ich alte Frau von allen diesen Geschichten, ich schreibe sie Dir nur Leopolds wegen, der daran wohl Interesse finden dürfte. —

Vor einigen Tagen fand hier ausnahmsweise einmal eine deutsche Theateraufführung statt und zwar wurde Kotzebues Octavia gegeben, was ich mir doch mit anschauen mußte. Ich wunderte mich, das Haus bei dieser Gelegenheit nicht besser besetzt zu finden, was aber hier jetzt nicht französisch ist, das wird nicht estimirt. Ich nahm meinen Platz in meiner alten, Dir bekannten Loge ein und muß Dir gestehen, daß bei dem Lesen des Theaterzettels ein ironisches Lächeln auf meiner Lippe schwebte, als ich las: „Cäsar Octavian durch Herrn Haßloch gegeben." — Wenn man sich die ungeheuere römische Macht denkt, die gerade in jenem Zeitraum, in dem das Stück spielt, wo der neue Koloß einzig durch die Schultern des Octavian getragen und geleitet aus dem Schooße der zertrümmerten Republik entstand und wie nun das Abbild dieses Octavian in der Form eines kleinen, winzigen Männchens, eben jenes Haßloch's dargestellt werden sollte, da war mein Sinn widerstrebend. Aber als der Vorhang aufging, da wurde ich doch eines Besseren belehrt, der kleine Octavian und seine große Schwester Octavia (Madame Haßlochen) spielten ganz

vortrefflich. Es fehlte deshalb an dem Abend auch nicht an gar manchen Kundgebungen seitens des kleinen, meist aus gut gesinnten deutschen Patrioten bestehenden Publikums, namentlich da die Aehnlichkeit zwischen diesem Octavian und dem Kaiser Napoleon einem Jeden vor die Seele trat. An manchen Stellen, die nicht gerade ein Lob auf den Kaiser bedeuteten, regten sich applaudirend die Hände.

In der Zwischenpause nach dem ersten Akt, wurde eine Loge mir gegenüber geöffnet, und herein rauschte eine Dame, die zwar mit der ausgewähltesten élegance neuester Mode gekleidet, deren Busen aber natürlich wieder ganz entblößt war. Ich wurde auf meine Frage durch meine Nachbarin, die Kriegsräthin Schütze, belehrt, daß diese Dame die bekannte, oder wohl richtiger gesagt, die berüchtigte Gräfin Bocholzen sei.

Aber ich muß Dir sagen, meine Liebe, daß diese Frau, obgleich nicht mehr in den Jahren der höchsten Blüthe, sich doch die Reize der Jugend noch in dem Hochsommer ihres Lebens zu bewahren verstanden hat. Ein großes, vielsagendendes Auge, schöngelocktes Haar glänzend weiße Haut, dabei eine nicht gemeine Grazie machen sie noch immer zu einer schönen Frau. Es mag ja vielleicht der Fall sein, daß sie diese ihre Reize, wie die Kriegsräthin ironisch bemerkte, durch allerlei kosmetische Mittel zu erhalten weiß und Nachts ihre Wangen mit rohem Kalbfleisch belegt, um sie frisch zu erhalten, oder graissirte Handschuh trägt und Handpomade gebraucht, aber der Zweck wird dadurch erreicht, die Frau sah schön aus. Das muß ich Dir hier bemerken, obgleich ich sie wegen ihrer Schlechtigkeit verachte. Die Schützin meinte auch, der Reiz, den sie auf den König ausübe beruhe nur darauf, daß sie es verstanden habe, ihn an ihre wirkliche Neigung, an ihre Seelenliebe, glauben zu lassen und daß diese Abwechselung für den König eine liebliche Aenderung böte, ja eine höhere Gewalt auf seine bereits abgestumpften Gefühle ausübe, als die knospende Blüthe der Jugend seiner anderen adorées.

Der König soll in den Armen dieser schönen, aber nur durch eine kühle Berechnung geleiteten Frau den Vollgenuß der Liebe empfinden und ganz von ihr beherrscht werden.

Hinter der Gräfin saß ein verlebt aussehender Herr, nach der Schütze ihrer Erklärung, der Gemahl dieser Frau. Der Elende soll mit seinem Schicksal ganz zufrieden, ja sogar sehr erfreut über das

große Glück seiner Ehehälfte sein. So wehrt er mit dem Stabe der ehelichen Weihe die Tugend und Züchtigkeit von dem Schauplatz der ehebrecherischen Liederlichkeit ab. — Daher erhält sich diese raffinirte Frau auch länger, als alle ihre Vorgängerinnen in ihrer Stellung als anerkannte maîtresse du roi und entwickelt sogar großen Stolz dabei, — Weißt Du noch, meine Liebe, wie wir damals darüber lachten, daß die Kinder jenes Prinzen von Hessen aus dem Verhältnis mit jener Frau, das er selbst als verheiratheter Mann eingegangen war, sich dieser Herkunft rühmten und sogar einen gewissen Stolz darüber entwickelten? Siehst Du, so ist es jetzt bei diesen amouren auch, diese Weiber rühmen sich ihrer Schmach, anstatt schuldbewußt ihr Haupt zu verhüllen.

Ich schrieb Dir, so viel ich mich erinnere, schon einmal, meine Liebe, daß der König Jérome seine erste, das heißt eigentlich seine einzige rechtmäßige Frau, da sie ihm durch einen katholischen Priester Namens Caroll in Baltimore angetraut war, jene Mistreß Elisa Patterson hierher kommen lassen wolle. Diese tugendhafte Frau lehnte das aber seiner Zeit auf das entschiedenste ab. Der König hat dann immer von Neuem versucht, sie zu überreden, aber alle seine Künste blieben bisher erfolglos. Da ihm die Königin nun noch immer kein Kind schenken zu wollen scheint, er aber von der Mistreß Patterson einen Sohn besitzt, so versuchte er diese zu überreden, ihm wenigstens seinen Sohn zu überlassen. Die gute Königin Katharina wollte ihn sogar adoptiren und sorgfältig erziehen. — Mit diesen Vorschlägen hatte der König seinen Hauptfavoriten, den Monsieur Lecamus nach Baltimore geschickt. Dieser ist vor etlichen Tagen hierher zurückgekehrt. Hanstein, der hier in allen Kreisen zu finden ist, will nun von dem Msr. Marinville, der in alle Sachen des Königs eingeweiht ist, erfahren haben, die Pattersons hätten die glänzenden Anerbietungen, wonach der König seiner ersten Frau in dem Falle ihrer Hierherkunft den Titel einer Fürstin von Schmalkalden und eine Revenue von 200 000 Francs versprochen haben soll, von Neuem abgelehnt. Ja der alte Mister Patterson sei sogar gegen den Unterhändler so deutlich geworden, daß der Monsieur Lecamus sich beeilt habe, wieder auf sein Schiff zu kommen. — Es giebt doch noch brave Menschen in der Welt, die sich durch Ehren und Gold nicht kirren lassen.

Sieh, meine Katharine, so geht es jetzt hier zu. Unsere Gedanken, die in der früheren Zeit auf so schöne herrliche Dinge, wie die Geisteswerke unserer Dichter und Denker gerichtet waren, die drehen sich um das Leben dieses Parvenukönigs, um sein luxuriöses, verderbliches Treiben und das seiner ebenso verbrecherischen Günstlinge. Leider muß ich Dir schreiben, daß sich in letzterer Zeit auch die Schaar derer vermehrt hat, die aus unseren Adelskreisen an dieser Günstlingsschaft Theil nehmen, wie z. B. jener Militär, der General von Lepel sich besonders durch Liederlichkeit auszeichnet und von dem Könige dafür den Gnadenbeweis erhalten hat, seinem alten Adelsnamen einen Jérome'schen Baronstitel anhängen zu dürfen. — Wenn man das Treiben der Franzosen betrachtet, dann wird man oft auf den Gedanken geleitet, daß der König und seine Genossen selbst nicht an den Fortbestand des neuen Reiches glauben möchten, aus diesem Grunde sich an die Gegenwart hielten und unbekümmert um das, was ihnen die Zukunft bringe, das Glück der Gegenwart schlürften.

Dieser Gedanke aber ist es auch, der die Gutgesinnten nicht in Verzweiflung verfallen läßt, es muß, es muß ja besser werden und der Erlöser aus dieser Schmach wird einst schon erscheinen. Der große allmächtige Gott, der einst Sodom und Gomorha wegen ihrer Sünden untergehen ließ, er wird auch diesen Frevel nicht lange mit ansehen und dieser Franzosenherrschaft ein Ende mit Schrecken bereiten.

Nun lebe wohl, Du meine theuere junge Freundin, und grüße mir Deinen Gatten und Deine Kinder. Leopold kann frohen Muthes sein, daß er nicht gezwungen ist, immer dieses hiesige Leben mit ansehen zu müssen.

Gieb mir recht bald Nachricht von Euch und Euerem Ergehen.

Ich bin und bleibe Deine Dich schätzende und sehr liebende alte Tante Marianne von Sothen geb. von Kaisenberg.

XIII.

Die in dem vorstehenden Briefe erwähnte westphälische Division sowohl, wie eine gleiche Anzahl von Truppen, zusammengesetzt aus den Staaten des Rheinbundes, war von dem Kaiser Napoleon nebst einem französischen Armeecorps zu der Vermehrung des Heeres auf der Peninsula bestimmt. Die Spanier hatten es, in Verbindung mit den englischen Hülfstruppen und der diesen zugetheilten, sogenannten „englisch-deutschen Legion" verstanden, den Krieg in Spanien in die Länge zu ziehen, und die sonst überall siegreichen französischen Generale waren von ihnen in gar mancher Schlacht besiegt worden. Der Krieg auf der Halbinsel hatte in der letzten Zeit einen nationalen Charakter angenommen, genug, die Sache stand für den Kaiser nicht so, wie er es wünschte.

Er beabsichtigte die Führung nun selbst in die Hand zu nehmen und den zähen Widerstand der Spanier nach seiner Art durch einige Hauptschläge ein Ende zu machen. Er vermehrte zu diesem Zweck die Armee in Spanien und begab sich selbst dorthin.

Die deutschen Hülfstruppen aber bestanden zum großen Theil aus neu eingestellten, nur wenig ausgebildeten Soldaten, mit denen höchstens ein Feldherrngenie wie das Napoleons Erfolge erzielen, andere Führer aber nur wenig machen konnten. Denn wenn die Maschine in ihren einzelnen Theilen versagt, so fehlt es dem Ganzen am Besten.

Es befanden sich auch in der Königlich westphälischen Division nur wenige alte Soldaten, und selbst auf diese war wenig Verlaß, da sie bisher als eine Art von Landsknechte diesem oder jenem ge-

dient hatten, der sie gerade am besten bezahlte. So kam es denn, daß gerade diese altgedienten Troupiers in großer Zahl desertirten, als sie sich ihren Landsleuten in der deutsch-englischen Legion gegenüber gestellt sahen, und dabei noch viele junge Soldaten mit sich nahmen.

Vielleicht wäre es aber doch Napoleon gelungen, selbst mit den so mangelhaften Truppen die Spanier zu schlagen, wenn er die Leitung der Armee hätte behalten können. Er hatte bereits sein ganzes Heer in der Gegend von Salamanca konzentrirt, und Alles bereitete sich dort zu einer Entscheidungsschlacht vor, — da erhielt er plötzlich die Nachricht, daß Oesterreich zu einem neuen Kriege rüste und bereits mit seinen Heerestheilen auf Regensburg marschire. —

Durch diese unerwartete Nachricht wurde er gezwungen, den Oberbefehl über die Armee in Spanien dem General Jourdan anzuvertrauen und sich selbst schleunigst nach Paris zurückzubegeben. —

Die Stärke des gegen Oesterreich aufzustellenden Heeres war aber durch die Entsendung so vieler Truppen nach Spanien sehr vermindert, trotzdem gelang es Napoleon's bekanntem Organisationstalent, in kurzer Zeit den Oesterreichern ein Heer gegenüber zu stellen, das an Stärke dem feindlichen gleich kam. — Er dirigirte seine Streitkräfte aus allen Theilen Deutschlands gegen die Donau, ging sofort zum Angriff über, schlug die eine der beiden österreichischen Armeen in mehreren Schlachten und zog zum zweiten Male in Wien als Sieger ein.

Von hier aus begann aber für ihn gewissermaaßen ein neuer Feldzug. Sein eigenes Heer hatte in den verschiedenen Gefechten starke Verluste erlitten, und die bis dahin intakt gebliebene, zweite österreichische Armee stand ihm unter dem Befehl des Erzherzogs Karl auf dem anderen Donauufer gegenüber.

In dieser, für ihn bedenklichen Zeit nahmen die Engländer Flissingen und bedrohten Antwerpen, ja ganz Holland. Die politische Lage wurde dadurch für den großen Schlachtenlenker kritisch. In den deutschen Landen aber begannen die guten Patrioten Hoffnung zu fassen und blickten gespannt nach der Donau hin, wie dort die Entscheidung fallen würde.

Da drang die Kunde der Schlachten von Aspern und Eßlingen nach Deutschland, in denen es dem Erzherzog Karl am 21. und 22. Mai gelungen war, den bisher Unüberwindlichen zu schlagen. Es war das

der erste Sieg über Napoleon, und sein Prestige begann dadurch zu sinken. War er einmal geschlagen, so konnte das auch wieder geschehen, die Völker begannen, neuen Muth zu fassen, und überall schürten national gesinnte deutsche Männer den Aufstand gegen den verhaßten Unterdrücker. —

Das Königreich Westphalen war zu dieser Zeit fast gänzlich von Truppen entblößt. Der Herzog von Eckmühl, der bis dahin mit seinen Truppen Hamburg und einen großen Theil Westphalen's besetzt hatte, war nach der Donau abgerückt und hatte nur eine kleine Besatzung in der Festung Magdeburg zurückgelassen, die 6000 Mann aus Kassel waren in Spanien, es erschien also für den König Jérome die höchste Zeit, neue Truppen aufzustellen. Es wurden daher durch Konskription zu den beiden, noch in Kassel verbliebenen Infanterieregimentern, dem ersten und zweiten Linienregiment, und einiger Kavallerie, sowie Artillerie, noch schleunigst vier weitere Regimenter aufgestellt. Es trat hier zum ersten Mal anstatt der bisherigen Anwerbung diese neue Maßregel ein, die bis dahin in dem Lande noch ungewohnt war und viel Unwillen erregte. Die beiden altgedienten Regimenter mußten per Compagnie dreißig Mannschaften und mehrere Offiziere und Unteroffiziere abgeben, die gewissermaaßen den Rahmen für die Formation der neuen Regimenter bildeten. Daß hierunter die alten Regimenter litten, die neuen, zum größten Theil aber aus unausexercirten Soldaten bestehend erst recht nicht viel taugten, liegt auf der Hand. Das Königreich befand sich in Folge dessen in einer mehr als kritischen Lage, und die Patrioten hielten deshalb die Gelegenheit für gekommen, die Fahne des Aufstandes zu entrollen. —

Dieser Aufstand war schon seit längerer Zeit vorbereitet. Besonders in den Landgemeinden Ober- und Niederhessens waren deutsche Männer von Dorf zu Dorf gewandert und hatten die Bauern durch patriotische Reden aus ihrer Apathie zu wecken versucht. Sie machten ihnen klar, daß jetzt die Zeit zu der Rache gekommen sei, wo sie die fremden Eindringlinge verjagen könnten. Viele hatten sich gemeldet, und die Fäden des Aufstandes liefen durch das ganze Land. Unbegreiflicher Weise hatte der Polizeiminister Bercagny, mit seinen 900 über alle Kantone vertheilten Gensdarmen, nichts von dem Komplott erfahren. Es wimmelte in dem Lande von geheimen Agenten, Spionen und erkauften Dirnen, die alle Geheimnisse aus-

zuspioniren wußten; es ist daher noch heute als ein Wunder anzusehen, daß trotz alledem der Aufruhr, sowie der Vormarsch der meuterischen Bauern die Regierung fast unvorbereitet fand. Die durch den Baron von der Malsburg überbrachte Meldung von dem Aufstande rief daher in der Residenz einen wahrhaft panischen Schrecken hervor.

Diese Vorfälle schildert am anschaulichsten ein Brief des treuen Freundes meines Vaters, Fritz Wolf, vom Anfang Juni des Jahres 1809.

Dieser war in dem Laufe des Jahres zum Lieutenant in dem zweiten Infanterieregiment avancirt, das in Kassel in Garnison stand. Er war die ganze Zeit hindurch mit seinem Jugendfreunde in stetem Briefwechsel geblieben und mein Vater hat alle seine Briefe aufbewahrt. Ich greife aus dieser Sammlung einige heraus, die Bezug auf die historischen Verhältnisse jener Zeit haben.

Erster Brief des Lieutenant Wolf.

Kassel, den 10. Juni 1809.

Mein theuerer Louis!

Endlich, nach langem Hoffen und Harren, einmal wieder ein Zeichen Euerer Erinnerung. Hätte ich nicht daran gedacht, daß Gott Mars Dich mir bald als Kamerad zuführen und Du Dich daher stark mit den litteris zu der Ablegung Deiner Prüfungen beschäftigen dürftest, so wäre ich vielleicht auf böse Gedanken gekommen, aber Dein, von Dir an dem verflossenen Sonnabend geschriebener Brief ist mir ein schöner Beweis Deiner mir so theueren, fortlaufend thätigen Freundschaft. Gestern Morgen habe ich diesen Deinen Brief erhalten, ich beantwortete ihn an dem gestrigen Abend von elf Uhr an, habe dabei an Poldchen gedacht, darüber ist es halb zwei Uhr geworden, so daß ich diese Antwort bereits mit dem 10. bezeichnen muß. Es war Dein liebes Schreiben mir desto angenehmer, weil es mich endlich wieder in einer gewissen Ruhe überraschte. Wir haben hier schwere, aufregende Tage zu durchleben gehabt und Ereignisse bestanden, deren Fluthen wohl auch bis in Euer stilles Nesselröden gedrungen sein dürften und Eueren schönen Frieden gewiß beunruhigt haben. In den gefahrvollsten Augenblicken dieser jetzt vergangenen Zeit habe ich viel an Dich, mein Louis, und an mein theueres, innig geliebtes

Poldchen denken müssen, wie Ihr ja stets mein einziger Gedanke seid. Doch laß Dir schildern, was sich hier Alles ereignete. Eins nimm aber gleich vorweg, es waren gar trübe Stunden, die ich durchleben mußte, in denen mein, dem Könige geleisteter Fahneneid in einen gar schweren Konflikt mit meinem Nationalgefühl und dem Patriotismus als deutscher Mann kam. — Es mögen jetzt an die acht Tage her sein, daß plötzlich die Nachricht hier eintraf, daß von allen Seiten, von Wabern, Witzenhausen, Eschwege u. s. w. her, zahlreiche bewaffnete Bauernhaufen, unter der Führung ehemaliger hessischer Offiziere, gegen die Residenz im Anmarsche seien. Als diese Kunde sich bewahrheitete, war es nicht nur die dem Könige und der Regierung drohende Gefahr, die uns erschreckte, sondern auch der schlechte, den neu eingestellten Soldaten innewohnende Geist begann uns mit banger Sorge zu erfüllen. Die, durch die Konskription ausgehobenen und schon aus diesem Grunde widersetzlichen Mannschaften konnten nur durch Handhabung der strengsten Mannszucht und durch Furcht bei der Fahne gehalten werden. Nur Wenige waren darunter, die aus eigenem Antrieb und Pflichtbewußtsein ihre Schuldigkeit thaten, sehr viele Andere ergriffen eine jede Gelegenheit zu desertiren, um sich entweder den revoltirenden Landleuten anzuschließen oder in ihre Dörfer zurückzukehren. Bald mußten viele dieser Refracteurs von den Gensdarmen zurücktransportirt werden, und das waren nun die Truppen, mit denen wir die Regierung vertheidigen sollten.

Kein dem Hofe näher Stehender hatte eine Ahnung von dem Aufstande, und des Königs Gedanken mochten allein auf eine Landung der Engländer und Bedrohung seines Landes von dort her gerichtet sein. Sonst waren Bälle, Feste und die gewöhnlichen Orgien wie immer an der Tagesordnung. — Da brachte am 22. April der Ehrenstallmeister der Königin, Freiherr von der Malsburg-Elmershausen, der am Morgen von seinem Gute hereingeritten kam, die erste Nachricht von großen Haufen von Bauern, die sich bei Wolfshagen und Dörnberg zu dem Marsche auf Kassel rüsteten. Und was das Erschrecklichste war, es hieß, der Oberst von Dörnberg hätte sich an ihre Spitze gestellt, um sie anzuführen. Diese Nachricht wollte zuerst keinen Glauben finden; zwar war schon immer das Gerücht in Verbreitung getreten, daß er Konspirationen gegen die Regierung treibe, aber der König hatte diesen früheren hessischen Offizier im vorigen

Januar zum Chef im Gardegrenadierbataillon gemacht und ihn erst vor etlichen Monaten sogar zum Kommandeur des Gardejägerbataillons erhoben; da wurde die Kunde sehr ungläubig aufgenommen. Aber sie fand doch weitere Bestätigung, indem ein Leutenant von Gayl seinen Oheim, den Kammerherrn von Jagow, davon in Kenntniß setzte, daß der Oberst von Dörnberg Tages vorher heimlich die Stadt verlassen und sich nach Homburg zu den Aufrührern begeben habe.

Die Hauptkolonne der Aufständischen sollte von dort her im Anmarsche sein, um einen Angriff auf das Holländische Thor zu forciren, während eine zweite gegen das Frankfurter Thor marschire. —

Der König befand sich, da keine hinreichenden Truppen zur Verfügung standen, in großer Gefahr. Der Minister Elblé besaß nur 2000 Mann an Infanterie und Jägern, sowie die Chasseurs Carabiniers, die Chevaulegers, die Garde du corps und die Melsunger Kürassiere, nebst wenigen Kanonenbatterien, während die Zahl der Bauern an 20 000 Mann betragen sollte. Diese besaßen aber nur zwei alte Kanonen, und die meisten von ihnen waren nur mit Sensen und Mistgabeln bewaffnet. Wir Offiziere wußten damals noch so gut wie nichts von der Größe des Aufstandes. Es drangen nur sich fortwährend widersprechende Nachrichten zu uns, die, bald durch die Angst der Bürger übertrieben, uns glauben machen sollten, das ganze Hessenland sei gegen die Residenz im Anzuge. — Die Thore wurden geschlossen und die Truppen an mehreren Orten gesammelt. Als unser Regiment am Morgen des 23. in seiner Stellung in der Nähe des Holländerthores stand, erschien plötzlich der König, in französische Generalsuniform gekleidet, auf einem schönen Schimmel, gefolgt von einer glänzenden Suite, vor unserer Front; er ließ das Signal zum Sammeln geben und hielt dem Regiment, als es dann in Parade stand, eine Ansprache, wobei ich ihn zum ersten Mal einige deutsche Worte gebrauchen hörte.

Und siehst Du, mein Louis, bei seinen Worten da konnte man doch erkennen, daß er ein Bruder des großen Kaisers sei. Er hatte sein geziertes Wesen gänzlich abgestreift, seine Haltung zu Pferde hatte etwas Martialisches und seine dunklen Augen blitzten. Er forderte uns energisch auf, unserem Eide getreu unsere Pflicht zu thun, erinnerte uns an die Heiligkeit dieses Eides und stellte darauf einem Jeden die Wahl, zu den Insurgenten überzugehen

oder aber ihn und das Königthum zu vertheidigen. In dem ersteren Falle wolle er die Einzelnen ihres Eides entbinden.

Durch diese chevaleresque Art und Weise gewann sich der König Aller Herzen, seine Ansprache riß die Herzen mit sich fort. Die Soldaten jubelten ihm zu und riefen, sie wollten bis zum letzten Blutstropfen für ihn kämpfen.

Der Enthusiasmus vermehrte sich noch, als er wirklich zwanzig Vortretenden gestattete, die Uniform auszuziehen und zu den Banden überzugehen. Er ließ sie unbehelligt ziehen. Der General Rewbel setzte sich darauf an unsere Spitze, der die Chevaulegers ausforschend voranritten, dann folgten die Gardejäger und vier Geschütze, und so ging es die Wolfshager Straße entlang. Vorher hatte der König noch an die Garde und Carabinierjäger, deren Kommandeur der Oberst von Dörnberg gewesen war, die Worte gerichtet: „Vergeßt, Jäger, daß dieser niederträchtige Oberst die Ehre genoß, an eurer Spitze zu stehen.“ —

Wir sahen nach einem Marsche von zwei Stunden von Weitem die dunklen Haufen der Bauern uns entgegenkommen; es war in der Gegend der sogenannten Knallhütte. Unsere Geschütze fuhren auf, und als die ermüdeten Bauern herankamen, wurden sie durch unser Gewehrfeuer und einige Kartätschkugeln aus einander gejagt.

O, mein geliebter Louis, was empfand mein deutschgesinntes Herz, als ich mein erstes Kommando zum Feuern auf unsere Landsleute abgeben mußte, auf deren Seite meine Heimathsgefühle waren! Ich war so tief traurig, daß mir die heißen Thränen in die Augen stiegen.

Unsere meist nur mit Sensen und Knüppeln bewaffneten Gegner, von denen nur vielleicht tausend Mann Gewehre hatten, die außer den beiden Kanonen des Obersten von Dörnberg keine Geschütze besaßen, was konnten sie gegen unser Feuer ausrichten? Ermüdet, wie sie waren, zogen sie sich auf der Wolfshagener Straße nach Dörnberg zurück. Wir aber behaupteten unsere Stellung und setzten Vorposten aus.

Auch die gegen das Frankfurter Thor vordringenden Schaaren waren zurückgeschlagen worden.

Die Nacht senkte sich herab, die Thore wurden sorgfältig bewacht, und es herrschte tiefe Ruhe.

In der Nacht aber und schon an dem ihr vorangehenden Abend war es besonders ein Mann, der sich als tapferer General bewährte und deshalb wohl als ein Erretter des Königthums anzusehen ist, das war der neue Kriegsminister Elblé. Diesen General habe ich von Anfang meiner Dienstzeit an hochschätzen gelernt. Er macht eine gar ehrenvolle Ausnahme von all' den anderen höheren Offizieren, die nur in Folge ihrer Liebedienerei Generalstellen bekamen und in diesen Stunden der Gefahr vollständig den Kopf verloren. Dieser General Elblé, ein Mann von großer Rechtschaffenheit und bedeutendem Talent, befehligte einst die französische Artillerie in den Kriegen der Revolutionszeit mit excellenter Bravour; er war bisher, wie ich Dir wohl bereits mittheilte, Gouverneur der Festung Magdeburg, wo er sich der allgemeinsten Achtung erfreute. Dieser kühne Artilleur übersah schnell die Situation. Er ließ während der Nacht dreißig schwere Geschütze aus dem Arsenal auf die bedrohtesten Plätze, besonders an das Holländische, das Kölnische, das Weser- und das Todtenthor, schaffen, gab ihnen dort eine sehr sachgemäße Aufstellung, ließ auch genügende Munition dahinbringen und erwartete dann den erneuten Angriff. Dieser erfolgte an dem Morgen des nächsten Tages früh gegen acht Uhr, und der Hauptangriff war wieder gegen das Holländische Thor gerichtet, vor dem wir noch immer unsere Aufstellung hatten.

Als die Schaaren der Bauern in dicken Haufen erschienen, begannen die Kanonen ihr Feuer. Sie waren so musterhaft gerichtet, daß bereits ihre ersten Kugeln die Haufen der Bauern aus einander sprengten, so daß diese in wildem Entsetzen flohen. Die armen Menschen waren entkräftet vor Hunger, ermüdet durch die mehrtägigen Märsche; Viele wurden gefangen, die Anderen flohen durch die Wälder in ihre Dörfer zurück. Als dann die Chasseurs Carabiniers, die Chevaulegers und die Garde du corps eine charge gegen sie machten, als unser Gewehrfeuer in die Reihen der nächsten Kolonnen einschlug, da waren es meist nur die Anführer, die verzweifelt den Tod oder die Gefangennahme erwarteten, die Bauern waren geflohen. Haufen von Leichen bedeckten das Schlachtfeld, die Hoffnung der braven Patrioten war vernichtet. — So wurde der Aufruhr zerschmettert und die Aussicht, einen neuen zu erwecken, wird dadurch bei den Unterthanen schwer wieder zu erwecken sein. —

Und doch wie leicht hätte die Sache gelingen können! Der Angriff ist an der Unschlüssigkeit des Obersten von Dörnberg und an der unerwarteten Energie des Königs gescheitert.

In den anderen Gegenden des Königreiches, besonders in Niederhessen, hat die Flamme des Aufruhrs mehr Schaden gethan, so in Marburg, wo die Schaaren der Bauern die kleine Besatzung von einer Compagnie überrumpelten und in die Stadt eindrangen. Sie plünderten dort die Kassen, rissen die Wappen von den Königlichen Gebäuden und prügelten die Beamten der Regierung. Die Stadt wurde dem Könige nur durch einen Zufall gerettet, indem der französische General Kellermann, mit der Formation einiger Infanteriebataillone für die große Armee in Frankfurt beschäftigt, von diesen zwei, bereits uniformierte Bataillone unter der Führung tüchtiger Offiziere nach Marburg entsandte. Als die Bauern die gefürchteten französischen Uniformen erblickten, flohen sie, und so entging die Stadt der weiteren Plünderung. — Die Rettung des Königreiches war, wie Du siehst, durch lauter Zufälligkeiten erfolgt. — Hättest Du, mein Louis, das so unendliche lächerliche Verhalten der hiesigen französischen, sowie deutschen Beamten betrachten können, hättest Du die Erscheinungen mit anschauen können, die sich auf den Gassen hier boten, wie die Bürger nicht wußten, ob sie sich über die Ereignisse des Aufstandes freuen oder den vielen Franzosen gegenüber traurige Gesichter schneiden sollten, Du hättest so recht diese verderbte Gesellschaft und ihre Franzosenangst erkennen lernen. Es war eine wahrhaft jämmerliche Geschichte, und man dürfte das vergossene Blut der armen Bauern bedauern, das für diese Schwächlinge geflossen war. Ich glaube mich der Ansicht hingeben zu dürfen, daß Viele von ihnen gar nicht *befreit werden wollten*. —

Diese Bürger waren schon bei der ersten Nachricht von dem Anrücken der wüthenden Bauern in eine fast wahnsinnige Aufregung gerathen. Sie stürzten, wohl an die Greuel der einstigen Bauernkriege denkend, in den Gassen durch einander und schleppten ihr Eigenthum planlos von dem einen Ort zu dem andern, um es vor den Bauern zu retten. Gar Mancherlei wurde in diesen Tagen auch durch die, dieses Wirrsal ausnutzenden Marodeure gestohlen und geraubt. Deiner guten Großtante, Sothen, mein Louis, konnte ich in den Tagen einen guten Dienst erweisen. Sie ist mir auch deshalb sehr wohlgesinnt geworden.

Als ich in den Tagen des größten Tummultes an ihrer Wohnung in der Königstraße vorüberging, dachte ich: „Du willst doch einmal nach der alten Dame sehen, wie es ihr ergeht." — Und ich kam gerade zur rechten Zeit, sie wurde von zwei solcher Kerle ihres Geldes wegen gar hart bedrängt. Du kannst Dir denken, wie ich mit dem Säbel dazwischen hieb und die Räuber verjagte. Die alte Dame hatte aber trotz des Bedrängens der frechen Menschen auch nicht im Mindesten ihre Geistesgegenwart verloren und ihnen sogar tapferen Widerstand geleistet. Gut war es aber doch, daß ich ihr gerade zu Hülfe kam, denn man konnte doch nicht wissen, wie sonst der Ausgang gewesen wäre. Die Menschen sind hier durch den französischen Einfluß aller Ehrbarkeit bar geworden. — Der König hat nach Niederschlagung des Aufruhrs viel Milde gegen die Aufrührer walten lassen. Der Oberst von Dörnberg hat sich durch die Flucht seiner Strafe zu entziehen gewußt, er rettete sich über Fulda nach Böhmen. Er wurde jedoch steckbrieflich verfolgt und ein Preis von 500 Francs auf seinen Kopf gesetzt. Eine Anzahl der verschworenen Anführer mußten ihre Schuld mit dem Tode büßen, der Domänendirektor von Witzleben sowie der frühere Minister von Schmerfeld, die in den vorgefundenen Papieren der Gefangenen als Leiter der einzusetzenden Regierung bezeichnet waren, wurden nach Mainz in das Gefängniß transportirt und der Kammerherr Graf Bohlen wurde außer Landes verwiesen. Aber gegen die Angehörigen der Verurtheilten und Verdächtigen zeigte der König große Milde, so ließ er z. B. zwei junge Dörnbergs ganz ungestört auf der Braunschweiger Militärschule, wo sie auf seine Kosten erzogen werden.

Die vergangenen Tage waren an Anstrengungen wahrlich reich genug, kein Mensch wußte etwas Genaues über die politischen Verhältnisse und wie es eigentlich da unten in dem großen Kriege stehe. Einmal hieß es so, einmal so. Der hiesige Moniteur erzählte uns von Siegen des Kaisers, zugereiste Reisende aber wissen wieder von Siegen des Erzherzogs Karl zu berichten, und Andere sagen, es habe bis jetzt noch gar keine Schlacht stattgefunden. Da verbreitet sich heute das Gerücht, der König solle abermals neue Regimenter aufstellen, da der Kaiser ein Hülfscorps in Sachsen benöthige.

Wer weiß, welche neuen Ereignisse uns für die Zukunft bevorstehen?

Was Dein Schreiben anbelangt, so besorgst Du, lieber Louis, am Ende Deines Briefes, daß mir Manches darin unverständlich sein würde und versprichst mir in dem nächsten Briefe Aufklärung, aber ich habe Alles von Silbe zu Silbe verstanden, aus jedem Wort leuchtet ja Liebe hervor.

Ich bin ein Jahr lang im Himmel gewesen, jetzt lebe ich mein Glück noch einmal durch. Es ist das eine verdammte Geistesthätigkeit, die so überaus anhaltend und wiederkehrend ist, daß man sich damit zu Grunde richten kann. Das sind, mein lieber Louis, die Früchte einer ernsten Jugendliebe. Hüte Du Dich einst vor ihr und ihrem bitterem Nachgeschmack. — Sei weise und liebe nur so, daß Du immer sagen kannst: „Bis hierher und nicht weiter", daß Du an Nervenkitzel denkst, wenn Du Deiner Liebe von überirdischem Entzücken vorredest, welches Deinen Busen anschwellt. Begnüge Dich immer mit dem Irdischen und laß die Seele dem Narren, der sich einbildet, sie fesseln zu können. Verachte diesen meinen wohlgemeinten Freundesrath nicht, wenn er auch gar pessimistisch und voll von Weltschmerz klingt, man muß eben an dieses Leben hier auf dieser Welt nicht zu viele Ansprüche erheben.

Mein Leben ist hier noch das alte, ich thue am Tage meine Pflicht und verlasse Abends selten meine Stube. Es ist ein Hundeleben, denn es hat noch Augenblicke des Selbstbewußtseins, in denen ich vergebens gegen die Härte meines Geschickes anzukämpfen suche. Das muß ich wohl noch ganz wegzuschaffen streben, wenn ich vergnügt sein will, so vergnügt, wie einem Solchen, dem es einerlei ist, ob diese Welt morgen oder acht Tage später oder erst in Jahrtausenden in Trümmer geht, der nichts zu wünschen, nichts zu hoffen, aber auch nichts mehr zu fürchten hat, der aus voller Brust mit dem Dichter singen kann: „Si fractus illabitur orbis, impavidum ferient ruinae," der sich das „aequam servare mentem rebus inarduis" tief eingeprägt hat. — O wäre ich doch erst ein Solcher!

Ueber Deine Nachrichten in Bezug meines theuren Poldchens habe ich mich herzinnig gefreut, denn sie athmen eine gewisse Zufriedenheit; möge ihr liebes junges Herz nicht zu tief durch unser Schicksal getrübt werden! Du sagst, daß sie bisweilen auch schon etwas Frohsinn zeige. Das beweist auch ihr Entschluß, bis zum ersten die Verwandten in Teistungen besuchen zu wollen.

Wenn der Himmel ihrem zukünftigen Glück so günstig gestimmt ist, wie ich es bin, so sind Deines Vaters Hoffnungen nicht getäuscht, und des Segens reichstes Füllhorn möge über sie ausgeschüttet werden. Wie gern wollte ich Tag und Nacht laufen, wenn ich nur einen Tag wieder bei Euch, Ihr Lieben, sein dürfte, um an Eurem Herzen genesen zu können. Doch wo gerathe ich wieder hin? Ich muß nur schnell in mich hineindonnern: „O du dreimal gefesselter Narr!" —

Ich bin oft tieftraurig und habe bisweilen gar seltsame Ahnungen, als ob mein junges Leben nicht gar lange mehr währen dürfte. Doch der Tod ist ja des Soldaten Loos, und ich tröste mich:

Eheu fugaces, wenn's vorbei
Mit Freud und Leid;
Wohlan es sei! —

Gute Nacht, mein theuerer Louis, oder vielmehr guten Morgen, denn der Tag bricht schon an und ich bin sehr erschöpft von dem langen Schreiben.

Bestelle meine innigsten, wärmsten Grüße an Deine liebe Mutter sowie an Deine Geschwister. Liebe mich, wie Dich liebt Dein

Fritz Wolf.

P. S. Die Einlage besorgst Du wohl wieder mit gewohnter Güte.

D. O.

XIV.

Aus dem vorstehenden Briefe, namentlich aus der Nachschrift, geht hervor, daß trotz des großväterlichen Verbotes die Verbindung zwischen meines Vaters Schwester Leopoldine und dem Fritz Wolf schriftlich weiter geführt wurde, und zwar, daß mein Vater der Vermittler dieser Korrespondenz war. Ich fand diese Briefe Wolfs erst nach dem Tode meines Vaters in dessen Nachlaß und erinnere mich nur eines einzigen Males, daß mein Vater über das Verhältniß der beiden, ihm so nah gestandenen Menschen sprach. Es war das bei Gelegenheit eines nie aufgeklärten Todesfalles der Stieftochter meiner Tante Wilhelmine, der ältesten Schwester meines Vaters, die, mit dem Präsidenten des Appellationsgerichtes in Frankfurt verlobt, sich an dem Vorabend ihrer Hochzeit selbst den Tod gab. Als die Kunde dieses Schreckensereignisses zu meinen Eltern drang, da sprach mein Vater, vielleicht ohne an meine Anwesenheit zu denken, zu meiner lieben Mutter über das Liebesverhältniß seiner Schwester Leopoldine und des Lieutenants Wolf, und daß er sich Vorwürfe mache, damals dem Verbot seines Vaters entgegen der Beförderer dieser Neigung gewesen zu sein. Er habe aber den so bedeutend älteren Jugendfreund so geliebt, daß er ihm seine Bitte, Beider Briefe zu befördern, nicht hätte abschlagen können. Es wäre damals besser gewesen, das Verhältniß mit einem Mal zu beenden, als durch den heimlichen Briefwechsel Beider Neigung stets von Neuem anzufachen, und Leopoldine, als des Vaters Widerspruch gegen diese Verbindung schließlich gehoben war, doch unglücklich

werden zu lassen. Wie das so kam, wird der weitere Verlauf der Geschichte zeigen. —

Im Weiteren erwähnt der Lieutenant Wolf an dem Schlusse seines Briefes der durch den Kaiser Napoleon befohlenen Aufstellung neuer westphälischer Regimenter. Die ganze Epoche jener Tage ist so recht dazu geschaffen, zu ersehen, wie die sogenannte Weltgeschichte so oft nur auf einem Zufall beruht. Hätte der Oberst von Dörnberg und die anderen Patrioten es ermöglichen können, den Aufstand vielleicht nur um vier Wochen zu verschieben, hätten sie den Bauernanführer, den sogenannten „Obersten Martin" im Zaume zu halten vermocht, so würde der Aufstand unzweifelhaft erfolgreich gewesen sein. Das Königreich wäre dann fast vollständig von Truppen entblößt gewesen, da Jérome mit dem Rest seiner Armee in Sachsen stand und eine Landung der Engländer sicher stattgefunden hätte, es würde daher ein Zusammenwirken, mit dem sich schon längst in der Altmark vorbereitenden Aufstande möglich gewesen sein. Dort, sowie in Berlin und Umgegend hatten schon seit einiger Zeit Demonstrationen gegen die französische Regierung stattgefunden. Es waren schon von mehreren ehemaligen preußischen Offizieren, wie z. B. den Lieutenants von Katte und von Tempsky einzelne, bisweilen auch reüssirende Putsche ausgeführt und schließlich hatte der Major von Schill durch den heldenmüthigen Entschluß, mit seinem Husarenregiment dem mächtigen Kaiser Napoleon den Krieg zu erklären, die Herzen der deutschen Patrioten mit Enthusiasmus erfüllt. Er erwarb sich den Ruhm, mit seinem kleinen, mit der Zeit auf 1000 Mann angewachsenen, Corps drei Monate lang gegen 10 000 Franzosen unter drei Generalen anzukämpfen und einzelne Erfolge zu erzielen, deren richtigere Ausnutzung wer weiß welche politischen Resultate nach sich gezogen hätte. Der Major von Schill aber war zwar ein tapferer Husar, aber kein Feldherr. Er hätte sich sonst nach seinem siegreichen Gefecht gegen den General von Uslar bei Dodendorf mit Leichtigkeit der Festung Magdeburg bemächtigen und damit einen Stützpunkt erwerben können, von wo er, durch den Harz auf Kassel marschirend, dem dortigen Aufstand die Hand hätte reichen können. — So aber vertrödelte er drei Wochen in Dömitz, der Aufstand der hessischen Bauern verlief resultatlos, und sein ganzes, ursprünglich so kühn ausgeführtes Unternehmen scheiterte bald. Bei der Beurtheilung

seines Mißerfolges darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß er in der Land- und Stadtbevölkerung diesseits und jenseits der Elbe nur wenig Entgegenkommen fand. Er, der gehofft hatte, durch sein persönliches Auftreten allein und das Entrollen der preußischen Fahne die Landbewohner in Schaaren um sich zu sammeln, mußte sich in dieser Hoffnung bitter getäuscht sehen. Er überzeugte sich bald, daß in den meisten Städten keine Spur von Unzufriedenheit mit der westphälischen Regierung vorhanden sei und Bürger und Bauern nicht seinem Aufruf folgten, sondern im günstigsten Falle neutral blieben. So schlossen sich z. B. in Halberstadt, Quedlinburg, Goslar von alle den Massen, die Schill bei dem Einmarsch mit dem Rufe: „Es lebe Schill, es lebe der König von Preußen!“ empfingen, nur einige hundert Mann seiner Truppe an, und das waren meist Vagabunden und hergelaufenes Gesindel, das bei dem ersten Treffen wieder davon lief. Die guten Elemente hielten sich der Bewegung fern. Und so war es in den meisten Landstädten. Die allgemeine Begeisterung blieb aus, und von deutschem Nationalgefühl war in jener Zeit wenig bemerkbar. Es lag das mit in den damaligen Verhältnissen; die Handwerker und Kaufleute hatten trotz der hohen Steuern in den letzten Jahren bei dem Aufschwung des ganzen Lebens mehr verdient als früher. In den Landstädten des Königreichs Westphalen aber hatte sich Jérome durch sein Auftreten bei den Reisen, durch seine viel verheißenden Ansprachen und Reden viele Anhänger erworben, und man hoffte damals noch auf die Zukunft und vertraute der Erfüllung dieser königlichen Versprechungen. Außerdem wirkten doch auch die Manifeste des Königs mit, in denen er Schill für vogelfrei erklärte und einen Preis von 500 Francs auf seinen Kopf setzte.

Schließlich aber hatte sich auch die Kunde bereits in dem Lande verbreitet, daß der König Friedrich Wilhelm III. Schill und sein ganzes Unternehmen desavouire, ja ihn für einen Deserteur und Verräther erkläre. Genug, Schill mußte bald einsehen, daß sein ganzes Unternehmen ein verfehltes, wenigstens ein stark verfrühtes sei. Er zog sich daher mit dem Rest seines kleinen Heeres nach der Ostsee zurück, wo er bei der tapferen Vertheidigung Stralsunds den Heldentod fand. — Das waren die Gründe, daß diese erste nationale Bewegung gegen Napoleon, den Bedrücker Deutschlands, scheiterte.

Der Kaiser stand zu dieser Zeit mit seinem schnell zusammengerafften Heere auf dem linken Donauufer, während sich sein Gegner, der Erzherzog Karl, mit der österreichischen Armee auf dem rechten Donauufer ihm gegenüber befand. Beide maßen sich hier Wochen lang in kleinen Scharmützeln, und Napoleon benutzte diese Zeit, um sein neu geschaffenes Heer zu kompletiren und einzuüben.

Während dieser Wochen erfuhr er, daß Oesterreich ein starkes Detachement unter dem Befehl eines Generals „am Ende“ gegen die aus Böhmen nach Sachsen führenden Defiléen zu entsenden beabsichtige, um in seinem Rücken zu operiren und gleichzeitig den Aufruhr in den sächsischen resp. westphälischen Landestheilen zu unterstützen.

Bei diesem Detachement befanden sich auch viele hessische Offiziere und außerdem das kleine Heer des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels, das sich in der Stärke von circa 1000 Mann nach Oesterreich durchgeschlagen hatte. Von der Regierung in Wien wurden aber zu jener Zeit alle Operationen so schleppend und langsam ausgeführt, daß Napoleon, wie gesagt, durch seine Spione längst Nachricht davon erhalten hatte, ehe der Vormarsch angetreten war.

Da er nun keinen Theil von seinen Truppen abzweigen wollte, sondern nach seiner berühmten Kriegführungsart das Ganze in seiner Hand zusammenhielt, so ertheilte er seinem Bruder Jérome die Ordre, den Oberbefehl über ein neu zu errichtendes sogenanntes zehntes Corps zu übernehmen. Zu diesem gehörten 1) die westphälischen Truppen, inklusive der neu errichteten sechs Infanteriebataillone, aber ausgeschlossen der schwachen, in Kassel und Magdeburg zurückbleibenden Besatzung, 2) zwei deutsche Regimenter aus dem Großherzogthum Berg und 3) die aus Holland herangezogene Division Gratien.

Mit diesem Corps sollte der König auf Leipzig marschiren, um das Debouchiren der Oesterreicher aus dem böhmischen Gebirge zu verhindern. Die Qualität dieses zehnten Corps war mit Ausnahme der französischen Division und der westphälischen Garden sehr mangelhaft, noch schlechter aber die Führung des Königs und seiner Generale. Der General Rewbel wurde Chef des Generalstabes, und der Graf von Berlingerode, D'Albignak und Bongars waren die Führer, die unter dem Könige kommandirten. Der General Gratien war kaum dazu zu

rechnen, da er sich nicht viel um König Jérome's Befehle kümmerte, sondern meist auf eigene Faust operirte.

Es bleibt bei dieser schlechten Kriegsführung des Königs ein unaufgeklärtes Räthsel, daß ihm der Kaiser Napoleon bei der Kenntniß von seiner Unfähigkeit diese verantwortliche Stellung gab; da diesen doch bei einem eventuellen schlechten Ausgang einer bevorstehenden Schlacht eine, in seinem Rücken befindliche österreichische Armee sehr lästig hätte werden können. Wunderbar bleibt es auch, daß er seinen Bruder nicht ablöste, da er doch durch die, noch heute existirenden Berichte des Generals Gratien vollständig über die einzelnen groben Fehler seiner Führung orientirt war. —

Ein Brief des Lieutenants Fritz Wolf, der mit dem zweiten Infanterieregiment an dem kurzen, unrühmlichen Feldzuge dieses zehnten Corps Theil nahm, an meinen Vater erwähnt daraus einzelne Details, die wohl noch nicht bekannt sein dürften. Ich lasse den Brief hier folgen:

Zweiter Brief des Lieutenant Wolf.

Lager bei Nossen, 30. Juni 1809.

Mein theuerer Louis!

Ein mehr als 48 stündiger Aufenthalt meines Corps hier in dem Bivouak gestattet mir das Vergnügen, Dir, mein Freund, und meinem geliebten Poldchen noch einmal zu schreiben. Das Einzige, was ich auf Erden noch habe, da ich so weit von Euch Lieben entfernt weile. Ich hatte Dir in einem kurzen Briefchen aus Sondershausen (ich schmeichle mir der Hoffnung, daß es in Deine Hände gelangt ist) mitgetheilt, daß bereits an diesem Orte die Konzentration unseres Corps statt fand. Bis zu dem letzten Augenblicke wußten wir nicht, wer eigentlich das Oberkommando über uns haben würde. Es hatte sich das Gerücht von einer Landung der Engländer in Holland verbreitet, und es hieß, diese würden gegen Kassel marschiren. Der König soll daher sehr lange unschlüssig gewesen sein und hin und her geschwankt haben, ob er das Land ohne Truppen lassen dürfe, ja, er soll den Kaiser täglich mit Vorstellungen und Bitten um Truppen bestürmt haben. Es hieß sogar, daß erst ein sehr deutlicher Brief des Kaisers an seinen Bruder diesen Querelen ein Ende machte und er sich entschloß, dem gegebenen Befehl nachzukommen.

Seit der Ankunft des Königs herrscht hier ein großer Wirrwarr von Befehlen und Anordnungen, Ordres und Contreordres kreuzen sich ohne Ende, man weiß oft gar nicht mehr, woran man ist.

Auch der Beobachtungsdienst ist sehr schlecht. — Es hieß, der König von Sachsen habe bei dem Vormarsch der Oesterreicher unseren König angefleht, doch seinen Truppen, unter dem General Thielemann, Unterstützung zu leisten. Dann hieß es wieder, die Oesterreicher wollten gegen Westphalen vormarschiren, und so wechselt denn ein Gerücht mit dem anderen. Erst als sich letzteres als unbegründet erwies, sandte der König am 21. c. den General d'Albignak mit einer Infanteriebrigade, einem Kavallerieregiment und vier Kanonen zu dem General von Thielemann, der westlich von Leipzig stand. Hierauf räumten die Oesterreicher Leipzig und zogen sich scheinbar auf Chemnitz zurück. An dem 26. c. zogen wir, mit dem Könige an unserer Spitze, in diese große Stadt Leipzig ein. Es war das ein gar prachtvoller Einzug. Der König ritt in glänzender Uniform, gefolgt von einem Theil seines Hofstaates, alle in gar prächtige Gewänder gekleidet, vorneweg, die Musikcorps spielten, und die Rathsherren begrüßten den König ehrerbietigst an den Thoren der Stadt, deren Bürger sich aber sehr kühl gegen uns verhielten. Erst bei diesem Einzuge erhielt ich zum ersten Mal das Verständniß davon, welch' einen großen Train an Pferden, Kaleschen, Lakaien und sonstigem unnützen Troß der König mit sich führt. Ja, ich neige zu der Ansicht, daß außer den Kammerherren und sonstigen Hofschranzen sogar ein Theil der Komödianten und Ballettänzerinnen in diesen Krieg mitgenommen ist.

Die Vortrupps der Division des Generals Gratien waren inzwischen den sich zurückziehenden Oesterreichern weiter gefolgt und hatten an dem Tage, während wir in Leipzig einzogen, bei Waldheim ein Scharmützel mit dem feindlichen Nachtrupp gehabt. Mein Regiment hatte leider den Auftrag erhalten, bei dem Haupttrupp zu verbleiben. Wir bekamen daher keinen Mann von dem Feinde zu sehen.

Ich möchte annehmen, daß wohl kaum je eine Armee auf dem Marsche so schlecht gesichert war, wie es jetzt die unserige ist. Von irgend welchen Marschsicherungen ist niemals etwas zu entdecken, und wir Offiziere wissen so viel wie gar nichts von dem Feinde, und über die Intentionen des Königs. Wir gleichen darin einer Heerde, die getrieben wird. Als dann vor einigen Tagen das Gros bei Wald-

heim lagerte und der König sowie die Generäle sich in dem Orte einquartirt hatten, wo sie gerade eine tüchtige Trinkorgie gefeiert haben sollen, entstand während der Nacht, ich weiß nicht, wodurch veranlaßt, plötzlich ein Alarm. Ein großer Schrecken bemächtigte sich des ganzen Lagers, und es verbreiteten sich die widersprechendsten Gerüchte. So hieß es, die schwarzen Husaren des Herzogs von Braunschweig seien schon in dem Lager darin und wollten den König hinwegführen. Alles lief bunt durch einander, Kammerherren in ihren goldgestickten Röcken und seidenen Strümpfen ließen ihre Schuhe in dem Schmutz der Gassen stecken, Weiber kreischten, Schüsse knallten, die Komödiantinnen schrieen und lamentirten, ein wahrhaft panischer Schrecken hatte sich des ganzen Hauptquartiers und des Lagers bemächtigt. Es mochte wohl beinah eine Stunde verfließen, ehe sich die Gemüther wieder beruhigten und man sich fragte, was wohl die Ursache des ganzen unnützen Schreckens gewesen sein dürfte. Ich kann aber nicht umhin, Dir, mein Louis, die Ansicht auszusprechen, daß wohl bei unseren Feinden ein nicht minder schlechter Kundschaftsdienst herrschen möge, sonst durfte der dortige Oberkommandirende, „General Kienmayer“ soll jetzt sein Name sein, unsere Schwächezustände wohl wissen müssen. Er hätte dann nur eine Schwadron Kavallerie herüber zu senden brauchen und würde dann mit Leichtigkeit den König mit seinem ganzen Hofe gefangen genommen haben. Es herrschen ja bei unserer Armee die wunderbarsten Zustände, die Kriegskommissäre plündern, wo sie nur können, von den Soldaten bleiben ein Drittel während des Marsches als marode liegen, die Generale trinken und spielen oder zerren sich mit den jungen Dirnen herum, und kein Mensch weiß, wer eigentlich kommandirt; genug, es sind furchtbare Zustände in dieser unserer Armee.

An dem gestrigen Tage sind wir hier angekommen, und es scheint wieder eine große Unschlüssigkeit bei dem Kommando zu herrschen über das, was nun geschehen solle. Nach dem einen Gerücht soll die feindliche Armee auf Dresden zu marschiren, während wieder andere Meldungen dahin lauten, daß das alles eine Täuschung sei und der Herzog von Braunschweig mit den Truppen des Generals Kienmayer auf Freiburg und Chemnitz zu gerückt sei. —

Soeben wird mir mitgetheilt, daß der General Bongars den Befehl habe, mit seiner Brigade in dieser Richtung zu folgen. Bereits in Leipzig war ein Armeebefehl des Königs in den Zeitungen

verkündet, worin gesagt war, die Schnelligkeit unserer Märsche und deren pünktliches Zusammentreffen hätten für den Feind dieselbe Wirkung gehabt, als wenn er in einer Schlacht geschlagen worden sei. — Wenn ich die von mir miterlebten Thatsachen mit dieser Verkündigung vergleiche, so kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, daß unser König, wenn auch nicht als Feldherr, so doch in dem Verfassen von Kriegsbulletins eine große Aehnlichkeit mit seinem kaiserlichen Bruder besitze. Es ist immer kaum die Hälfte davon wahr. —

So vergehen uns die Tage hier in anstrengenden Märschen bei recht häßlichem Regenwetter. Von dem Feinde habe ich noch nichts zu sehen bekommen und würde doch so gern die Kugeln pfeifen hören. Vielleicht, daß eine sich erbarme, mein so trauriges Herze zu treffen. Könnte ich doch nur in dieser Zeit die quälenden Gedanken los werden! Aber auch damit ist es nichts. Bei jeder Meile, die wir vordringen, da fällt es mir schmerzlich auf die Seele, daß mich ein jeder Schritt um eine Sekunde weiter von Euch, Ihr geliebten Wesen, entfernt und mich einer trostlosen Zukunft entgegenführt. Wie glücklich ist doch so mancher andere Mensch daran, wie zum Exempel mein Kamerad der Lieutenant von Poblotzky, der doch selbst ein geliebtes Wesen, seine Braut, zu Haus zurückgelassen hat. Er hat jetzt den Schmerz der Trennung vergessen und ist schon längst anderen Liebesabenteuern nachgegangen. Heute Abend wird er sich sogar von einer der mitgeführten Balleteusen, der Mademoiselle Adèle Louis, trösten lassen. Aber macht ihn das wohl glücklich? Es giebt doch auch Herzen, die nicht vergessen können, und ein solches ist das meine.

Entschuldige, mein Louis, daß mein Brief im Verhältniß heute so kurz ist; wenn ich noch lebe, soll der nächste dafür desto ergiebiger sein. Vielleicht, daß ich dir dann von mir auch Ruhmreicheres erzählen kann, denn einmal da muß es doch wohl endlich zu einer Schlacht kommen. Es ist mir zu traurig, gar keine Nachricht von Euch, Ihr Lieben, erhalten zu können; aber wir wissen ja nichts über unsere nächste Zukunft. Welchen Ort sollte ich Dir wohl angeben, daß Du dahin schreiben könntest? Lebe wohl, mein lieber, theuerer Freund, und gieb, bitte, einliegendes Briefchen Deiner theueren Schwester. Lebe wohl. Bis in den Tod Dein treuer

Fritz Wolf.

Eine Abschrift des in dem vorstehenden Schreiben erwähnten Briefes Napoleon's an den König Jérome befindet sich, in französischer Sprache geschrieben, in den nachgelassenen Papieren meines Großvaters. Wie sie dahin gekommen, kann ich nicht feststellen. Der Brief bietet aber eine interessante Instruktion für den König, und füge ich ihn deshalb bei. Er hat den folgenden Wortlaut:

W. 9. juin 1809.

Mon frère!

Je vous réponds à votre question, que le duc de Brunswik n'a que 800 soldats, au quel on faut compter déjà. Les 600 Hessois encore les disponibles 12 000 troupes françaisꝛwestphalies qui sont surement capables de les combattre.

Plutôt qu'on fait un mouvement dans la guerre il faut voir clairement — mais j'ai aperçu que vous agissez toujours trop rapide et pour cette cause j'ai défendu, que quelques de mes troupes quittent Hanau à votre commandement. L'expérience vous instruira de la différence parmi les bruits, qui l'ennemi éteint et les vrais. Jamais depuis les 16 années, où je commande, j'ai donné un contre-ordre à un regiment, parceque je toujours attendais, qu'une chose soit perfecte et je prends l'occasion de toujours connaître les situations, avant que je commence de manœuvrer. Si vous prenez garde très sevèrement, que les Anglais intendent le débarquement d'un corps aux côtés, comment pouvez-vous demander, qu'une division faible soit opposée au centre d'Allemagne. Faites l'épreuve d'exercer vos troupes à l'ordre et discipline. Êtes épargnant vous-même dans l'administration de votre royaume et usez une certaine bonhomie, comme elle est convenable au charactère des Allemands. N'inquiétez pas plus et vous n'avez rien de craindre.

Je prie pour la bénédiction de Dieu pour vous.

Napoléon.

W. 9. Juni 1809.

Mein Bruder!

Hierdurch theile ich Ihnen auf Ihre Anfrage mit, daß der Herzog von Braunschweig nur über 800 Mann verfügt, wozu noch 600 Hessen kommen, denen doch wohl die Ihnen disponiblen

12000 Mann westphälisch-französischer Truppen die Spitze zu bieten vermöchten. Ehe man im Kriege eine Bewegung macht, muß man klar sehen; ich habe aber bemerkt, daß Sie stets zu eilig handeln, und ich habe daher verboten, daß irgend welche meiner Truppen auf Ihren Befehl Hanau verlassen. Die Erfahrung wird Sie über den Unterschied zwischen den Gerüchten, welche der Feind ausstreut, und denen der Wirklichkeit noch belehren. Niemals seit den sechzehn Jahren, wo ich befehle, habe ich je einem Regiment Contreordre gegeben, weil ich immer erst abwarte, bis eine Sache reif ist und ich die Verhältnisse immer erst kennen zu lernen suche, ehe ich anfange zu manövriren. Wenn Sie auch so ängstlich darum sorgen, daß die Engländer die Landung eines Corps an den Küsten beabsichtigen, wie können Sie da verlangen, daß eine schwache Division und gar im Herzen Deutschlands entgegengesetzt werde? Suchen Sie Ihre Truppen zur Ordnung und zur Disciplin erziehen zu lassen. Ueben Sie sich aber selbst in der Sparsamkeit der Verwaltung Ihres Königreiches und tragen Sie Ihren Unterthanen gegenüber eine gewisse Bonhomie zur Schau, wie sie dem Charakter der Deutschen angemessen ist. Beunruhigen Sie sich weniger, und Sie haben nichts zu befürchten. Ich flehe den Segen Gottes für Sie an.

Napoleon.

Das gleichfalls in dem Briefe Fritz Wolf's erwähnte Gerücht, daß der österreichische General Kienmayer den König Jérome durch eine Täuschung verleitet habe, nach Dresden zu marschiren, bestätigte sich. Während der König diese Stadt unter dem Jubel der Bevölkerung besetzte, wich das österreichische Corps mit dem des Herzogs von Braunschweig über Chemnitz nach Franken aus. Dieser Abmarsch wurde zu spät bemerkt, und der König begann erst am 4. Juli von Dresden aus die Verfolgung. Seine Armee kam nach Plauen, ohne jedoch den Feind erreicht zu haben. Kaum dort angelangt, erhielt er die Nachricht, daß General D'Albignak von den Verbündeten bei Hof angegriffen sei und der Herzog von Braunschweig mit seinen Truppen bereits in Oelsnitz stehe.

Der König hielt es auf diese Meldung hin für geeignet, die beste Eigenschaft der Tapferkeit, nämlich die Vorsicht, anzuwenden. Er konzentrirte sich daher rückwärts auf Erfurt und entschuldigte

das seiner Armee gegenüber, und sagte, sich auf Napoleon's Kriegsmanier berufend, er werde vor dem Feinde hermarschiren, um diesen gegen eine vorher rekognoscirte, starke Gefechtsposition anlaufen zu lassen.

Jedoch in Hof erhielt der König bereits die erste Nachricht von Napoleon's großem Siege über die Oesterreicher bei Wagram, und in Erfurt erreichte ihn am 6. Juli die Kunde von dem abgeschlossenen Waffenstillstand. Er glaubte nun, seiner Schuldigkeit als Feldherr genügt zu haben, und reiste nach Kassel ab, wo er am 14. Juli eintraf.

Wunderbarer Weise war der Herzog von Braunschweig mit seinen Truppen in dem mit Oesterreich abgeschlossenen Waffenstillstand nicht mit eingeschlossen. Es blieb ihm daher nur die Wahl, den Krieg gegen Napoleon auf eigene Faust fortzusetzen oder aber sich quer durch das Königreich Westphalen durchzuschlagen, um die Küste zu dem Zweck der Einschiffung nach England zu erreichen.

Er entschied sich für das Letztere.

XV.

Das 10. Corps des Königs Jérome wurde am 27. Juli aufgelöst und die westphälischen Garden und Linienregimenter nach Kassel dirigirt. Die Division Gratien erhielt den Befehl, nach der Donau abzugehen und der General Rewbel wurde mit drei Regimentern Infanterie und einem Regiment Kürassiere auf besonderen Befehl des Kaisers hinter dem Herzog von Braunschweig hergesandt.

Dieser war von Leipzig aus auf Halle und von dort über Staßfurt gegen Halberstadt vorgerückt. Er mußte es in dieser ganzen Gegend erleben, daß ihm zwar der Pöbel stets in großen Schaaren jubelnd entgegenzog, die Behörden und die besseren Stände sich aber kühl zurückhielten. Er mußte dieselben Erfahrungen wie in ähnlicher Weise Dörnberg und Schill durchmachen. Die Behörden hatten ihre Kassen in Sicherheit gebracht und ihre Unterbeamten ermahnt, ihrem, dem Könige geleisteten Eide so lange treu zu bleiben, bis dieser sie davon entbände. So fand denn der Herzog überall nur geringen Zuzug und sein patriotisch gesinntes Herz wurde dadurch bis zur Erbitterung gereizt.

Der Herzog, damals ein Mann von vierzig Jahren, von hoher, stattlicher Figur und martialischer Haltung, war ein schöner drahtiger Herr, dessen dunkeles Haar, als er den Tod seines Vaters bei Jena erfuhr, in einer Nacht schneeweiß geworden war. Sein schon an und für sich heftiges Temperament wurde durch Deutschlands Schmach und durch die Fortnahme seines Herzogthums so gereizt, daß er sich gegen dieselben Franzosen oft zur Grausamkeit

fortreißen ließ, die er bisher geliebt hatte und für deren Sprache und Litteratur er schwärmte. —

Er und seine schwarzen Todtenkopfhusaren führten mit den Franzosen einen Kampf bis aufs Messer. Beide standen in dem Ruf, nie Pardon zu geben. Der Herzog war ein tapferer Feldsoldat, der mit seinen Kriegern, meist Braunschweigern, jedes Ungemach des Feldzuges theilte, an dem Bivouaksfeuer mit ihnen saß und sich auch äußerlich wenig von ihnen unterschied. Er trug einen schwarzen Mantel und einen Tschako mit einem Todtenkopf daran. Später zeigte er, an die Spitze eines Heeres gestellt, daß der tapfere Husar, gleich dem alten Blücher, auch ein Feldherr sein konnte. Das war der Mann, dem es durch wagehalsige Kühnheit gelang, sich mit seinem kleinen Heer von wenig mehr als 1000 Mann mit 10 Geschützen bis zur Nordsee durchzuschlagen und auf einem Marsch von circa 150 Meilen mitten zwischen feindlichen Armeen und Festungen hindurch kühn seinem Ziele zuzustreben. Natürlich konnten im Laufe der Wochen den französischen und westphälischen Behörden seine Bewegungen und das Ziel, wohin er wollte, nicht gänzlich verborgen bleiben, aber er verstand sie durch die Schnelligkeit seiner Märsche und durch eine Menge von Kriegslisten zu täuschen.

Hinter ihm marschierte der General Rewbel mit seinem viel stärkeren Detachement, und in bedrohlicher Nähe vor ihm lag die starke Festung Magdeburg. Dem General Michaud, dem Gouverneur Magdeburgs, war durch Landleute aus der Nähe Eislebens der Vormarsch des Herzogs rechtzeitig gemeldet, und er sandte am 24. Juli das ihm unterstehende 5. westphälische Regiment der Linie unter seinem neuen Kommandeur Meyronnet, Grafen von Wellingerode, dem alten Marinekameraden Jérome's von der Epernies, her, in der Richtung nach Hamburg, um den Herzog am Einschiffen zu verhindern.

In dieses Regiment aber war damals nach Auflösung des 10. Corps von Erfurt aus unser Lieutenant Fritz Wolf mit fünf anderen Offizieren und zwanzig Unteroffizieren versetzt worden, um diesem neu errichteten Truppentheil tüchtige Vorgesetzte als Instrukteure zuzuführen. Der Lieutenant Wolf wurde bei dem Gefecht von Halberstadt am 26. Juli verwundet und schildert aus seinem dortigen Quartier meinem Vater in einem Briefe seine Erlebnisse:

Dritter Brief des Lieutenant Wolf.

Halberstadt, den 4. August 1809.

Lieber theuerer Louis!

Es sind seit meinem letzten Briefe in der Gegend Dresdens beinah sechs Wochen verflossen, seitdem Du von mir keinen Buchstaben zu sehen bekommen hast. Du glaubst vielleicht, ich sei gar nicht mehr am Leben oder Dir untreu geworden. Vielleicht aber setzest Du auch mein langes Schweigen auf die Ungunst der langen Märsche oder auf Dienstbeschäftigungen, die ich in Kassel haben könnte. Du und mein liebes Poldchen, Ihr werdet bei dem Anblick des Ortes, woher ich Dir diesen Brief schreibe, erstaunt Euere lieben Köpfe schütteln und es nicht begreifen können, wie ich denn in diese Stadt hineingerathen sein könne.

Ich will es Dir hier nur gleich vorne weg sagen, daß die schlechte Handschrift, die Dir wahrscheinlich gleich in diesem meinem Briefe auffallen dürfte, von einem Streifschuß herrührt, der meinen Arm hier bei dem hiesigen Gefecht verletzte und ihn in Folge dessen lähmte. Aber ängstigt Euch nur nicht um mich, Ihr meine Lieben, es ist nicht sehr schlimm, der Schuß ist nur durch das Dickfleisch des Oberarmes gegangen und der Verband bildet das Haupthinderniß bei dem schreiben.

Aber nun hört und laßt Euch von den wunderbaren Erlebnissen erzählen, und wie es gekommen, daß ich mich jetzt nicht bei den Kameraden in Kassel, sondern hier in Halberstadt befinde. Als uns der Waffenstillstand mit Oesterreich in Erfurt bekannt gegeben wurde, löste der König die Armee auf, und die Regimenter sollten den Rückmarsch nach ihren Garnisonen antreten. An dem Tage vorher aber erhielt ich mitsamt den Lieutenants Müller, Helfenstein, Waldow und Geisler die Ordre, mich sofort nach der Festung Magdeburg zu begeben und mich dort bei dem neuen Kommandeur des 5. Regiments der Linie, dem Grafen von Wellingerode, als in das Regiment versetzt zu melden, da dessen Cadres fast ganz ohne Offiziere seien.

Du kannst Dir, mein theuerer Louis, die Ueberraschung vorstellen, die mich und meine Kameraden erfüllte, als wir diese unerwartete Nachricht empfingen. Als Soldat aber heißt es gehorchen, wir nahmen

uns also gleich einen Wagen und gelangten denn auch in drei Tagen nach der starken Feste hin.

Es war mir angenehm, in dem Kreise der neuen Kameraden einige Bekannte, wie von Wolff, Sippel, Falkenberg und noch einen oder den anderen vorzufinden, die mich freundlich begrüßten. Ich wurde der Compagnie des Kapitäns Müttschefall zugetheilt und begann mich in den nächsten Tagen mit meinem Dienst einzurichten. — Da erhielt ich am 25. c. die Ordre, daß das Regiment an dem Tage darauf in Eilmärschen gen Hamburg aufbrechen sollte, da nach den eingetroffenen Meldungen der gefürchtete Herzog von Braunschweig aus dem Harze hervorbrechen werde, um sich nach Norden durchzuschlagen.

Wir gelangten nach einem sehr anstrengenden Marsch von sieben Meilen Morgens zehn Uhr hier in Halberstadt an und wurden in den Häusern der Bürger einquartiert. Der nächste Tag war fast vergangen, und wir vernahmen nichts von dem Feinde, ja wir glaubten schon, die ganze Nachricht von dem Vordringen des Herzogs beruhe nur auf einem Irrthum. Wir besaßen ja leider keine Reiterei, um die Gegend auszukundschaftern, aber unser Regimentskommandeur hatte sich die vielen, in der dortigen Gegend postirten berittenen Gendarmen dienstbar zu machen gewußt und sie auf Wernigerode, Blankenburg und Quedlinburg zu gesandt, um, sowie der Feind sich nahe, davon Meldung zu machen. Es hieß zwar, daß unser Graf die Ordre habe, bei einem eintretenden feindlichen Angriff überlegener Kräfte auf Magdeburg zurückzuweichen, aber sein Adjutant, der Lieutenant von Bobers, hatte uns auch verrathen, daß der Graf die Absicht habe, sich trotzdem in einen Kampf einzulassen.

So verging der Tag, ohne irgend welche Kunde von dem Feinde zu bringen.

Da sprengte, es mochte gegen fünf Uhr sein, und wir Offiziere promenirten gerade auf dem so schönen, inmitten der Stadt gelegenen Domplatze, ein Gensdarm vor das dort gelegene Quartier unseres Kommandeurs und rief uns zu, daß eine feindliche Abtheilung jenseits Harslebens auf den Höhen marschiere. Es wurde sogleich allarmirt, und unser Bataillon stand bald in der Nähe des Kühlinger Thores bereit, während die anderen Bataillone nach den anderen westlichen Thoren gesandt wurden. Wir besetzten zum Theil die hohen Stadt-

mauern und verrammelten das Thor, während zwei Compagnien auf dem Wege nach Harsleben dem Feinde entgegengesandt wurden, um selbigen zurückzuhalten. Alles bereitete sich zu einer Vertheidigung vor, trotz der Bitten der Rathsherren, doch ihre Stadt zu schonen, die doch keine Festung sei. Kaum jedoch hatten wir unseren Posten eingenommen, da kamen bereits die beiden vorgesandten Compagnien schießend zurück, und gleich darauf ertönte der Donner mehrerer Kanonenschüsse. Die Kugeln schlugen in die Häuser der Stadt ein und holten das Dach des Kühlinger Thorthurmes herab, so daß Schiefer und Steine auf die Köpfe der Soldaten niederrasselten. — Das war jedoch nur der Anfang, das Feuer der Kanonen wurde bald heftiger, schon loderten mehrere Brände in der Stadt auf, und die Bürgerweiber flüchteten mit ihren Kindern und Habseligkeiten schreiend durch die Straßen, dazu das knatternde Gewehrfeuer, es war ein gar schreckliches Getöse um uns her. — Hatten wir bis dahin nur die schwarzen Husaren und die Kanonen wider uns gehabt, so kam jetzt auch die schwarz gekleidete Infanterie in dichten Haufen gegen uns an, während die Husaren die Stadtmauer entlang galoppirten. Es entwickelte sich unter dem Donner der Kanonen ein lebhaftes Feuergefecht, da sank die Stadtmauer plötzlich nördlich des Thores durch die Kanonenkugeln zerstört zusammen, und die Braunschweiger drangen durch die entstandene Bresche in die Stadt ein. Nun tobte der Kampf in den Straßen weiter, ein jedes Haus ward zu einer Festung, die eingenommen werden mußte. Unsere jungen Soldaten schlugen sich auf das trefflichste, und mit Kolben sowie mit dem Bajonett wurde gekämpft. Dazwischen schlugen die Kanonenkugeln in die Häuser ein, wir mußten von Haus zu Haus zurückweichen. Hatten wir doch keine Kanonen, die das feindliche Feuer hätten erwidern können, und waren auch in zu großer Minderzahl. Sowie ein Haus gehalten wurde, schossen es die Kanonen zusammen.

Auf diese Weise verloren wir die Kühlinger Straße, und der Kampf tobte weiter. Es war bereits finstere Nacht geworden, und nur das Licht der brennenden Häuser erleuchtete den Kampfplatz. Die Kämpfenden betraten den Marktplatz, und die Schlacht wälzte sich nach dem alten Rathhause zu. Als wir an ihm vorbeigedrängt wurden und meine Soldaten gerade aus den Häusern Möbel, Fässer und Wagen herausschleppten, um daraus eine Barrikade zu erbauen, da

erhielt ich auf einmal einen Schlag, der mich zu Boden warf. Mein Arm hing schlaff herab, und aus dem zerrissenen Aermel meines Kollets strömte das Blut hervor. Ich sank hintenüber, und meine Leute trugen mich in das kleine Haus einer schmalen, hinter dem Rathhause hindurchführenden Gasse. Der brave Bürger, ein Zinnhändler, Schraube ist sein Name, verband mich, so gut er konnte, und holte gegen Morgen einen Arzt herbei, der mir einen guten Verband anlegte. Mit seiner Hülfe wurde ich zwei Tage später in mein jetziges Quartier bei dem Herrn Apotheker Wulf gebracht, zu einem freundlichen, guten Manne, bei dem ich es in jeglicher Hinsicht gut habe. — Kaum war ich gefallen, da drangen die Braunschweiger auch in das nächste, das Harslebertthor, ein. Der Kampf hat auch dort von Haus zu Haus gewüthet, er währte die ganze Nacht, ja es soll gegen Morgen sechs Uhr gewesen sein, ehe Alles vorüber war. Die Ueberzahl der Feinde war zu groß. Unser ganzes Regiment wurde dann entwaffnet, an 100 davon waren gefallen und weit über 200 bei Freund und Feind verwundet.

Von den Gefangenen sind, wie mir gesagt wurde, an 300 zu den Braunschweigern übergetreten, die anderen durften mit den Offizieren nach Magdeburg zurückkehren. Nur der Graf von Wellingerode, unser Oberst, wurde als Gefangener mitgeführt, wohl um ihn als Geisel zu gebrauchen.

Siehst Du, mein Louis, das war meine erste Schlacht, und noch eine Niederlage dazu. Aber ich bin verwundet und habe meine Pflicht gethan, Du weißt „ultra posse nemo obligatur“. Das schöne neue Regiment aber, dessen Aufstellung und Uniformirung an die 600 000 Francs gekostet haben soll, das ist vernichtet.

Jetzt, wo ich die Umgegend theils von meinen Fenstern überschauen kann, theils von meinem, so freundlichen Hospes das Nähere gehört habe, da ist es mir erst verständlich geworden, wie dieser so unerwartete Ueberfall sich ereignen konnte. Vor dem Harzgebirge sind nämlich mehrere Reihen von Hügeln vorgelagert, welche die Uebersicht über das Land sehr erschweren.

Der Herzog war mit einem Theil seiner Schaar, nur aus den Husaren und den Kanonen bestehend, um die Hügelreihe des Steinholzes und der Klusberge herummarschiert, während er die Infanterie auf der Quedlinburg-Halberstädter Heerstraße vorgehen ließ. Auf

diese Weise kam er durch die Hügelreihen verdeckt und, von den Gensdarmen nicht gesehen, bis an die Stadt und überschüttete uns plötzlich mit seinem Kanonenfeuer.

Der Tag bot einmal wieder die Schmach eines Kampfes der Deutschen gegen ihre Landsleute. Zwei benachbarte Stämme, die Jahrhunderte in Freundschaft verbunden waren, kämpften auf Befehl eines fremden Eroberers gegen einander.

Da hast Du also, mein Louis, die Beschreibung dieses so traurigen Ereignisses, das ich mit zu erleben hatte. — Wie denke ich doch stets an Euch, meine Lieben! Während der langen Nachtstunden, die ich wachend und in Schmerzen auf meinem Lager verweilte, war Poldchen mein einziger Gedanke. Ich hoffe, in circa 4 Wochen so weit geheilt zu sein, daß ich die Fahrt nach Cassel anzutreten in der Lage bin. Ich werde nicht erst nach Magdeburg zurückkehren, sondern erwarten, was man in Kassel über mich beschließen wird. Ich passire auf meiner Reise auch Heiligenstadt, ob man mir wohl gestatten würde, Euch, Ihr meine Lieben, da wiederzusehen?

Laß mich recht bald etwas von Euch hören, mein Louis, ich schmachte nach so langer, ewig langer Zeit nach einer Nachricht von Euch. Grüße Poldchen und überliefere ihr das einliegende Briefchen. Sie soll sich nicht um mich sorgen, denn es geht mir körperlich ganz gut. Lebe wohl, mein theuerer Louis.

Dein treuer, Dich sehr liebender Freund

Fritz Wolf.

XVI.

Dem Herzog von Braunschweig gelang sein Versuch, sich quer durch die alten Erblande seines Hauses bis zu der Meeresküste durchzuschlagen. Er verjagte die kleine westphälische Besatzung aus Braunschweig, setzte aber, ohne das Schloß seiner Väter zu betreten, seinen Marsch auf Hannover fort. Hier nahm er in dem Gasthause: „Londonschenke", dem heutigen städtischen Armenhause, an der Ecke der Bock- und Neuenstraße, Quartier, an dem noch heute eine Gedenktafel mit seinem Reliefporträt und der Unterschrift befestigt ist: „Hier weilte auf seinem Heldenzuge vom Erzgebirge bis zur Nordsee am 3. Mai 1809 Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Öls." Wenige Tage darauf gelang es ihm, sich mit seinen Truppen in Bremerlehe nach England einzuschiffen.

Durch seinen Abzug, durch die Niederwerfung der Schillschen und Dörnbergschen Aufstände und Österreichs Besiegung wurde für längere Zeit der Aufstand in Westphalen gebrochen und das deutsche Volk begann an einer Aenderung der politischen Verhältnisse zu verzweifeln. Besonders aber war es die traurige finanzielle Lage, die schwer auf dem Lande Westphalen lastete. —

Der König Jérome wurde mit der Königin Katharina in dem November 1809 von dem Kaiser nach Paris eingeladen und kam von dort scheinbar in glänzender Laune zurück. Er gab bei der Neujahrscour den Ministern und Regierungsbeamten die schönsten Verheißungen für die Zukunft und sprach sehr geheimnißvoll von einer bedeutenden

Vergrößerung des Königreiches, ohne sich jedoch auf nähere Details einzulassen. Er eröffnete ihnen erst bei Einberufung der Reichsstände am 25. Januar, daß der Kaiser Napoleon den Staat Hannover dem Königreich Westphalen einverleibt habe . . .

Die Sache klang zwar nach etwas, bedeutete aber in Wirklichkeit nicht viel, denn die französischen Beamten hatten in Hannover bereits fast noch schlimmer als in Westphalen gehaust. Die Staatsdomänen waren theils verkauft, theils von dem Kaiser an seine verdienten Generale verschenkt, und die Staatsschuldenlast war fast der Westphalens gleich. Außerdem aber verlangten die Verhältnisse, die alten Beziehungen zu dem Stammlande England und die Unzufriedenheit mit der französischen Regierung eine starke Truppenbesatzung von 15 000 Mann, deren Erhaltung natürlich von nun an auch Westphalen oblag. Es war daher ein Danaergeschenk, das der Kaiser seinem Bruder mit Hannover machte, dessen Annahme auch ihre Schattenseiten hatte. Das Königreich Westphalen war bereits selbst mit Schulden überhäuft, und dessen Finanzministerium lebte in einem fortwährenden Kampfe mit der Regierung in Paris wegen der Staatsdomänen und rückständigen Kriegskontributionen.

Als nun die aus dem kaiserlichen Gesandten Reinhard und den westphälischen Beamten Malchus, Hammerstein und Hardenberg bestehende Kommission zur Übernahme Hannovers zusammentrat, stellten sich die von dem Kaiser gestellten Bedingungen als fast unerfüllbar heraus. Hieraus entwickelten sich mit der Zeit endlose Verhandlungen zwischen dem Könige Jérome und dem Kaiser über die einzelnen Paragraphen, und es kam dabei so weit, daß der König sogar seinen Bruder bat, ihn lieber seines Thrones zu entheben, als seinem Lande diese harten Bedingungen aufzulegen. —

Trotz dieser Finanznoth seines Landes verschwendete aber Jérome für seine Vergnügungen in dem Karneval 1810 enorme Summen. Es war, als sei ihm mit der Vergrößerung des Königreiches jeder Maßstab für seine Ausgaben verloren gegangen.

Diesen Karneval mit seinen Verhältnissen, sowie das ganze Kasseler Leben in dem Jahre schildert der folgende Brief meines nach Kassel einberufenen Großvaters an meine Großmutter, die sich damals in Uder, einem der anderen Güter meines Großvaters, aufhielt.

Kassel, 2. Februar 1810.

Zwei Deiner lieben Briefe liegen vor mir, Du mein geliebtes Weib, und ich habe noch nicht einmal Zeit finden können, sie Dir zu beantworten. — So bin ich denn nun wieder in diesem Sündenpfuhl von Stadt darin, wie sich dieses Kassel jetzt jedem Rechtschaffenen darstellen muß. Ja, meine Katharina, es ist weit gekommen mit uns, und ich kann nur sagen, die Franzosen haben jetzt hier das Privilegium, alle Unthaten ungestraft zu begehen, die an den Deutschen streng geahndet werden dürften.

Sie genießen zum Hohn für alle Gerechtigkeit und Billigkeit hier Vorzüge, daß es jedes gefühlvolle Gemüth beleidigen, ja empören muß. — Du weißt, meine Liebe, bereits, daß der Minister von Bülow, der Bruder unseres Freundes, des Präfekten, jetzt in Paris weilt, um zu versuchen, den Kaiser wegen der Kontributionen umzustimmen. Zu seinem Stellvertreter hat man einen Mann, Namens Malchus, aufgestellt, und dieser Mann hatte uns Mitglieder der Stände vor einigen Tagen zu einem großen Mittagsmahl eingeladen. Schon der ungewohnte Name fiel mir auf, und denke Dir, ich entdeckte in dem jetzt so hochgestellten Beamten eine Art von Bekannten aus Mainz. Es ist derselbe Mann, den damals der Graf von Westphalen als Sekretär mitbrachte, um ihn in kurmainzische Dienste zu bringen, woran ich aber den Kurfürsten zu verhindern wußte. Er ist niederen Herkommens, der Sohn eines Hofschneiders, späteren Garderobiers des Herzogs von Zweibrücken. Er blieb in des Grafen von Westphalen Diensten und wurde 1794 Domsekretär in Hildesheim. Als die Preußen 1802 von dem Stifte Hildesheim Besitz ergriffen, hörten wir, daß Malchus seine genauen Kenntnisse über das Vermögen der Klosterkammer dazu benutzt habe, den Preußen zu verrathen, wo die Werthe stünden, gleichzeitig habe er auch zu der Auflösung der Klöster gerathen. Daß er hierbei sein Schäfchen in das Trockene gebracht hat, darf man wohl annehmen. Er hat stets jede Gelegenheit benutzt, um seine Börse zu füllen. Er ist dann später Kriegs- und Domänenrath in Halberstadt gewesen, und als 1806 die schreckliche Umwälzung eintrat, wußte er sich durch seine Kenntniß der französischen Sprache und durch sein Entgegenkommen bei den Franzosen so beliebt zu machen, daß ihn der General Daru sogleich anstellte und später hierher empfahl. Er ist jetzt Baron, führt den Titel eines conseiller d'état und wird

vielleicht noch einmal Minister werden. Er bewohnt hier die ehemalige große Schule, welches Gebäude er sich gar prachtvoll eingerichtet haben soll, ebenso wie er den anstoßenden Garten zu einem herrlichen Park umschuf.

In dieses Haus lud er also uns Reichsstände ein, und 50 von uns folgten auch dieser Invite. Du kennst mich zu genau, meine liebe Frau, als daß Du annehmen könntest, daß ich unter diesen hätte sein können. Ebenso wie ich dachten noch 20 andere Kollegen. Mit den Anderen da ist es eben so leider, wie es ist, sie haben sich zu Franzosenknechten erniedrigt und sind, wenn auch des Landes Heil darüber zu Grunde geht, folgsame Diener des Königs geworden. — Der Zweck, weshalb wir jetzt einberufen sind, ist, ein Gesetz gut zu heißen, das die Forderungen des Kaisers an Westphalen bestätigt. Der Herr Malchus hatte uns als Vertreter des Ministers von Bülow dieses Gesetz, sowie den Entwurf über ein anderes Grundsteuergesetz vorzulegen. Dieses Gesetz wurde aber in der ersten Versammlung von uns verworfen. Malchus mochte das nicht erwartet haben und hatte in seiner Ueberraschung die Dreistigkeit, uns zuzurufen: „Ihr Urtheil ist nicht maßgebend; was Sie da abzulehnen wagen, ist bereits von sachverständigen Männern erwogen, und Ihr Urtheil ändert daran nichts. Seine Majestät hat Macht und Gefängnisse genug, um die Verweigerer zu strafen!“ —

Denke Dir diese unverschämte Frechheit. Nun, wir beschwerten uns durch unseren Präsidenten, den Grafen Schulenburg-Wolfsburg, darüber bei dem Könige, und der Herr Malchus wurde denn auch für die Zukunft von unseren Berathungen ausgeschlossen.

Das wäre ja nun so weit ganz gut, aber ich fürchte, meine gute Katharine, daß obiges Gesetz dessen ungeachtet durchgehen wird.*) Siehst Du, und zu dem Zweck gab eben der Herr Malchus sein lucullisches Mittagessen, dieses und auch gar manche königliche Gnadenbeweise sollen dazu dienen, das Gesetz durchzubringen. Die willigsten Mitglieder von den Ständen, von denen man es am allerwenigsten vermuthen sollte, sind merkwürdigerweise gerade die aus den kaufmännischen Kreisen. Da ist z. B. der Bankier Löbbeke aus Braun-

*) Das Gesetz ging wirklich am 25. Februar durch.
Anmerkung des Herausgebers.

schweig, ein sehr redegewandter Herr, der, bei dem Durchgehen des Gesetzes, nicht wenig dazu beigetragen haben dürfte, man hat ihn ja auch bereits zum Ritter der Westpfälischen Krone gemacht.

Die Grafen Schulenburg und Merveldt, sowie Keller und der Präfekt des Werradepartements Baron Trott haben diesen Orden bereits am 24. erhalten, und wie mir der Graf Fürstenstein mittheilt, soll diese Ehre mir und dem Freunde Strombeck auch demnächst zu Theil werden.

Du weißt, meine Liebe, welchen Werth ich auf derartige Sachen lege. — Der Orden ist übrigens ganz hübsch, er war mir bis dato noch nicht vor die Augen gekommen und will ich ihn Dir näher beschreiben. Die Ordensdekoration besteht aus einer Krone mit sechs goldenen Fleurons, welche ohne Zwischenränder auf einem blau emaillirten Band angebracht sind, darauf steht in goldenen Buchstaben die Devise: „Charakter und Aufrichtigkeit", errichtet den XXV. Dezember MDCCCIX. Auf der Krone und in der Mitte derselben ruhen ein Adler und ein Löwe mit dem Rücken zusammenstoßend und unter einer Krone vereinigt. Zur Rechten des Löwen ist das westphälische Pferd, zur Linken der hessische Löwe. Über alles dieses ragt der gekrönte, kaiserliche Adler auf Donnerkeilen ruhend empor. Er führt die Inschrift: „Je les unis." — Die Dekoration hängt vermittelst eines goldenen Ringes, welcher eine, sich in den Schwanz beißende Schlange darstellt. Auf der Rückseite des Ordens ist ein himmelblaues Schild auf dem der verschlungene Namenszug des Königs „I. N." steht.

Über diesen Orden wird hier eine eigenthümliche Aeußerung des Kaisers Napoleon erzählt. Er soll, als ihm die Dekoration im vergangenen Herbst vorgelegt wurde, lachend gesagt haben: „Eh, mais il y a bien des bêtes dans cet ordre-là." Ist dieses Bonmot wahr, so hätte der Kaiser damit sein eigenes Machwerk, „das Königreich Westphalen", verspottet. —

Erinnerst Du Dich, meine Katherine, vielleicht noch der Aeußerung, die ich damals that, als wir in dem vergangenen Herbst zuerst die Nachricht von der beabsichtigten Scheidung des Kaisers Napoleon von der Kaiserin Josephine und von seiner Intention, sich wieder zu vermählen, erhielten? Ich sagte damals, daß ich den merkwürdigen Mann zu Allem fähig hielte und mich wohl in seine Lage versetzen könne, sein von ihm geschaffenes Weltreich gern einem eigenen Sohn als

Erben zu hinterlassen und damit eine neue Dynastie zu gründen. Du weißt vielleicht auch noch, wie ich sagte, daß nach meiner Ansicht kein Kaiser ihm seine Tochter zur Ehe verweigern würde. Du meintest damals aber, Napoleon würde es nicht über sich gewinnen, sich von Josephine zu trennen.

Und nun — es ist doch so gekommen. Wann der Entschluß bei ihm zur That reifte, läßt sich wohl kaum mit einiger Bestimmtheit sagen. Wahrscheinlich faßte er ihn, als er in Wien als Sieger einzog, vielleicht aber auch bereits, als sein Neffe Napoleon Charles, den er zum Thronfolger bestimmt hatte, starb, und sein Bruder Louis ihm seinen zweiten Sohn zu dem Zwecke verweigerte. Schon damals mag er sich zu einer Wiederverheiratung entschlossen haben. —

Weißt Du, meine Katherine, es ist doch in dem Laufe der wenigen verflossenen Jahre ein gar merkwürdiger Umschwung aller Verhältnisse in Europa eingetreten. Jetzt bildet der Name eines Mannes den Punkt, um den sich Alles dreht. Wer sprach noch vor dreißig Jahren von den Einzelheiten, die sich an dem Königshofe in Paris abspielten? Und jetzt bildet der Name Napoleon und Alles, was ihn angeht, das Hauptinteresse der ganzen Welt. Du weißt, wie ich über weitererzählte Geschichten denke, und was ich von Klatschereien halte, aber bei unserer lieben, für ihr hohes Alter wahrscheinlich ganz wunderbar rüstigen Tante Marianne wird doch oft gar Mancherlei erzählt, das sich nachher bewahrheitet und auch wirklich bisweilen von großem Interesse ist. So hat z. B. Neffe Hanstein da auf irgend eine Weise die Bekanntschaft eines Baron Marinville gemacht, der Kammerherr und maître de la garderobe bei dem Könige ist. Dieser Herr, sonst auch der richtige Franzose, war kürzlich mit dem Könige in Paris, und auf diese Weise hat H. über die Scheidung Napoleon's gar Mancherlei, mir bisher Unbekanntes, erfahren, das er uns rapportirte. So laufen die Fäden aus der großen Stadt Paris jetzt nach diesem, noch vor wenigen Jahren so kleinen und kleinstädtischen Kassel, dessen ganzes Interesse damals der Kurfürst und sein Zopf bildete. — Dieser Marinville hat gemeint, daß den Kaiser nach der vox populi in Paris mit der Kaiserin Josephine sein guter Stern verlassen werde.

Die Entscheidung zu der Trennung fiel nach Napoleon's Rückkehr aus Wien. Er hatte mit Josephine eine Zusammenkunft in Fontaine=

bleau verabredet, und sie, die sonst so Pünktliche, verspätete sich an dem Tage, so daß der Kaiser mehrere Stunden auf sie warten mußte. Diese Unpünktlichkeit soll Napoleon auf das Höchste gereizt haben, und es kam bei der schließlichen Ankunft der Kaiserin zu einem sehr heftigen Auftritt. Es fielen auch von Josephinen's Seite sehr harte Worte, die nicht wieder zurückzunehmen waren, und da soll der Kaiser zuerst das Wort „Scheidung" ausgesprochen haben. Diese Scheidung ist denn auch nach vier Monaten trotz der Weigerung des Papstes durchgeführt.

Die Augen Europas waren darauf wieder auf Napoleon gerichtet, und ein Jeder sprach seine Vermuthungen darüber aus, wem er nun seine Hand zu einer neuen Ehe bieten dürfte. — Jetzt ist denn die Entscheidung gefallen, und er hat gewählt. Die jüngsten Nachrichten aus Paris lauten darüber folgendermaßen. Zuerst hat der Kaiser den Herzog von Rovigo nach Petersburg gesandt, um für ihn dort um die Hand einer Schwester des Kaisers Alexander zu werben. Diese Werbung sei auch bei dem Zaren auf keinen Widerstand gestoßen, die Kaiserin Mutter aber habe ihre Zustimmung auf das Bestimmteste verweigert, und hieran sei der Plan gescheitert.

Wie die Pariser bereits wieder ihre Pamphlete schmieden, das beweist ein Calembourg von Jokrisse über diesen abschläglichen Bescheid; er lautet:

„Je vais me marier," disait-il. Avec qui? Oh, j'ai plusieurs parties. Mais je fais demander une fille de cette rue—ci (Russie). Te l'accordera-t'-on? „Ça varie" (Savary, duc de Rovigo).

Darauf suchte man bei den europäischen Höfen weiter, welche Prinzeß sich bereit erklären würde, Frankreichs Krone zu tragen, und Berthier, Herzog von Neufchatel, Napoleon's Abgesandter, fand eine solche in der Erzherzogin Marie Luise, der Tochter des Kaisers von Oesterreich, einer Großnichte der unglücklichen Königin Marie Antoinette.

Und diese junge 18jährige Prinzeß, die bereits zweimal vor Napoleon aus ihrer Heimath Wien hatte flüchten müssen, erklärte sich sofort bereit, die Frau des Kaisers zu werden.

Es muß eine ganz wunderbare Anziehungskraft sein, die diese Bonapartes auf die Frauen besitzen. — Du kannst Dir vorstellen, meine Liebe, welche Sensation diese Nachricht, als sie ihre Bestätigung fand, in der Welt erregte. Die Tochter des ältesten

Kaiserhauses Europas und dieser Emporkömmling, es ist gar nicht auszudenken.

Alle Gespräche drehen sich hier nur um dieses Ereigniß, und ein Jeder bewundert den Muth dieser jugendlichen Prinzeß. Sie soll aber schon von Jugend auf, trotz alle dem, was dieser Mann ihrem Vaterlande an Leid zugefügt hat, eine beinahe anbetende Schwärmerei für den großen Kaiser gehegt haben. Nun, wir werden ja sehen, wie sich diese ganze Angelegenheit noch weiter entwickeln wird.

Die Verehelichung soll, wie Einige behaupten wollen, bereits in kürzester Zeit bevorstehen und der Kaiser beabsichtigen, in Paris eine glänzende Hochzeitsfeier zu veranstalten. Unser Königspaar, alle Prinzen des Hauses Bonaparte, sowie sonst viele Fürstlichkeiten sollen daran Theil nehmen. Voraussichtlich dürfte auch Dalberg dazu eingeladen werden, er ist leider fast durchaus Franzose geworden und weilt sehr oft in Paris. Durch ihn dürfte ich wohl bald über die Einzelheiten der Vermählungsfeier unterrichtet werden, da ich schon seit geraumer Zeit einen Brief von ihm erwarte. —

Die Vergrößerung unseres Königreiches durch Hannover, von der zu Anfang so viel für das Land erhofft wurde, hat hier doch nur sehr gemischte Gefühle hervorgerufen. Die Schuldenlast ist dadurch noch bedeutend vermehrt, so daß die Versuche des Baron Malchus, Geld aufzunehmen, auf stets wachsende Schwierigkeiten stoßen. Das Vertrauen auf das jetzt neu ausgegebene Papiergeld schwindet immer mehr, und mein Bankier, Wolf, der mir vor einigen Tagen Werthe der Reichsschuldenamortisationskasse zum Kauf anbot, schien sich gar nicht zu wundern, als ich dieses Angebot sehr bestimmt ablehnte.*) Der König soll bei der Uebernahme Hannovers versucht haben, auch den dortigen Adel in seinen Dienst und an den Hof herüberzuziehen, die Anerbietungen sind aber erfolglos geblieben, und besonders haben sich die Minister von der Decken und von Arnswald geweigert, Portefeuilles anzunehmen.

Werden die Menschen nun durch die kaum noch aufzubringenden Steuern schon schwer genug bedrückt, so ist es besonders das Spionir-

---

*) Leider hat sich später mein Großvater doch noch überreden lassen, für 30000 Francs von diesen Papieren zu kaufen, die nachher vollständig werthlos wurden.

Anmerkung des Herausgebers.

wesen der Polizei, das beängstigend auf allen Seelen ruht. Diese Spione dringen in alle Familien ein, um die Ansichten der Bürger über die Regierung kennen zu lernen.

Der Polizeiminister Legras de Bercagny hat in der Errichtung dieses Spionierdienstes wahrhaft Ungeheuerliches geleistet, so hat er auch das „schwarze Kabinet“ eingerichtet, und kein Mensch ist jetzt davor sicher, daß seine in einem Briefe enthaltenen intimsten Geheimnisse nicht verraten werden. Es ist vor einiger Zeit mit Bercagny eine ganz merkwürdige Polizeigeschichte vorgefallen. Der Kaiser hatte während der letzten Anwesenheit unseres Königs in Paris diesem sehr ernste Vorwürfe über sein verschwenderisches und liederliches Leben gemacht und dabei eine so genaue Kenntniß aller hiesigen Verhältnisse bewiesen, daß der König an einen Verräther glauben mußte, der von hier aus Alles berichte. Er ließ daher bei seiner Rückkehr sogleich jene beiden Polizeiorgane Bercagny und den Chef der Gensdarmerie von Bongars kommen und stellte sie darüber zur Rede, wie ohne ihr Wissen solche geheime Berichterstattung möglich sei. Bercagny schwor, von nichts zu wissen, Bongars aber verpflichtete sich, der Sache auf den Grund zu kommen. Er reiste nach Paris, und es gelang ihm, durch Bestechung einen Brief aus Kassel in die Hände zu bekommen, den ein gewisser Savagner, der Vertraute Bercagnys und gewissermaßen dessen rechte Hand, geschrieben hatte und der fast ein Tagebuch über des Königs tägliches Leben abgab.

So war denn der Verräther entdeckt, er erhielt seine Strafe, Bercagny aber einen ernsten Verweis. Der Herr Divisionskommandeur v. Bongars aber wurde mehr, wie je persona gratissima des Königs. — Es ist jetzt hier überhaupt eine gar merkwürdige Versammlung von höheren Beamten vorhanden, ja selbst die Minister sind eigenthümliche Menschen. Justizminister ist nach wie vor Simon, gegen den ich ja im Ganzen nichts sagen will, ebenso vielleicht nichts über den Minister von Wolfradt, aber — die anderen.

Dieser neue Herr Kriegsminister Salha, jetzt Graf von Hoene, genannt, soll ja von der Kriegskunst gar nichts verstehen und ebenso sein ganz thörichter adlatus, der Kriegsrath Humbert. Dieser, ein bisheriger Reitknecht bei dem General Rewbel, hat ein schönes martialisches Äußere, und damit läßt sich jetzt hier viel erreichen. Die Seele des Ganzen ist nach wie vor der Staatssekretär Lecamus,

Graf v. Fürstenstein. Er ist kein hervorragender Geist und in Bezug seines Charakters dürfte sich auch gar Mancherlei einwenden lassen, aber er besitzt eine große Findigkeit und versteht, die Menschen richtig zu nehmen. Er und der, Dir schon genannte Kammerherr von Marinville erfreuen sich der bleibenden Gunst des Königs. —

Wie ich Dir, meine Katharine, schon schrieb, hat es Jérome vor einiger Zeit für gut befunden, auch einen besonderen Orden für Damen zu stiften. Aber das wahre Verdienst der Frauen hat auf diese Auszeichnung keinen Anspruch, es wurden bisher damit eigentlich nur jene schlechten Personen damit geschmückt, die sich dem Könige hingaben. Die Dekoration besteht aus zwei über's Kreuz liegenden Schwertern und ist mit Diamanten besetzt. Oft verschenkt der König auch an besonders in obiger Richtung verdiente Frauen sein, reich mit Diamanten umgebenes Bildniß, das dann auf der linken Seite der Brust zu tragen ist. Nach der Auffassung aller edlen Frauen ist es mehr ein Verdienst, den Orden nicht zu besitzen, als damit geschmückt zu erscheinen. —

Jetzt ist es wieder eine Madame la Flèche, die sich der besonderen Gunst des Königs erfreut, sie stammt aus einer guten italienischen Familie und soll nicht ohne Schönheit sein. Ihr Mann Lazare La Flèche ist Major und Adjutant. — Dann wird wieder die Frau des Palastpräfekten de Boucheporne, eine Elsasserin, als Hauptfavorite des Königs genannt, lauter verheiratete Weibsbilder.

Ach, meine Katherine, es ist ja der reine Sündenpfuhl, in dem der König hier lebt und die Konsequenzen seiner Lebensweise, vor allem dieses Günstlingssystem und die Liebedienerei vor diesen Weibern sind entsetzlich, und die Gelegenheitsmacher werden mit hohen Stellungen bedacht. So erhielt der Jude Wolf, bisher Offizier bei den Chevaulegers, der den Unterhändler bei der Boucheporne gemacht hatte, den Rang eines Generals, wurde Stallmeister und bekam den Orden der Krone. Solch ein Gelichter das! Soll man, wenn solche Menschen Orden erhalten, noch Achtung vor dieser Dekoration haben? Es erscheint mir bisweilen doch zweifelhaft, ob wir unserem lieben Louis gestatten sollen, in diesem Regiment, in der unmittelbaren Nähe des Königs und seines Hofes Dienst zu nehmen; es giebt hier der Verführungen für einen so jungen Menschen doch zu viele. Aber er ist ja unser guter, treuer Sohn, und ich werde schon dafür wirken, daß er in gute Hände

kommt. — Eins bleibt mir stets räthselhaft, daß unsere edle Königin so treu zu ihrem Gemahl hält; sie lebt allerdings meist still für sich in ihrem schönen Katharinenthal und kommt nur selten zu den großen Hoffesten herein, aber ich dächte doch, daß sie von den Streichen des Königs erfahren müßte. Es sind allerdings meist Maskenfeste, die bei Hofe gegeben werden. Auf ihnen erscheint der König in der Verhüllung einer, ja oft mehrfacher Masken und verbirgt darunter seine Schändlichkeiten. Auf der anderen Seite wird auch wieder erzählt, daß die Palastdame und Jugendfreundin der Königin, Baronin Otterstädt, es verstehe, Ihrer Majestät die galanten Abenteuer des Königs zu verheimlichen, obgleich sie sonst keinem Menschen bei Hofe ein Geheimniß sind. Die hohe Frau ist eben zu schüchtern und bescheiden und geht ganz in der Verehrung ihres Gatten auf. Außerdem ist ihre Ehe bisher kinderlos, und man sagt, die Königin wage es nicht, das Schicksal der Madame Josephine fürchtend, sich einzumischen. — Ja, die größten Feinde der Könige sind ihre Höflinge, die ihnen stets die Wahrheit verhüllen. Wie ich schon sagte, folgen sich hier fast ohne Unterbrechung, trotz der großen Schuldenlast die glänzendsten Feste und kostbarsten Vergnügungen.

Doch, mein trautes Weib, wo gerathe ich hin, daß ich Dir von all diesen Sachen schreibe? Es ist fast zu viel, was man hier hört, und das von allen Seiten auf Einen eindringt. Unsere Truppen, die in Spanien so tapfer mitgekämpft haben, sind vor einiger Zeit fast decimirt zurückgekehrt. Sie sind in den dortigen Schlachten nie als geschlossenes westphälisches Heer aufgetreten, sondern die Regimenter sind meist einzeln in Verbindung mit französischen Regimentern verwendet. Trotzdem hat sich der Liebling des Königs, der General Morio, ihr Anführer, in hohem Grade die Unzufriedenheit des Kaisers zugezogen. Napoleon soll bei seiner Rückkunft gesagt haben: „Vous êtes bien novice, monsieur, pour être général, vous ne serez pas caporal dans mes armées.“ — Der General kehrte in Folge dessen sehr niedergeschlagen hierher zurück. Der König zürnt seinem Bruder wegen der Behandlung seines Lieblings und machte diesen dafür zu seinem Großstallmeister. Der Mann ist übrigens, wenn auch vielleicht als General unfähig, doch ein schöner, angenehmer Herr mit liebenswürdigen Manieren, mit dem ich schon öfters konversirt habe. Doch nun, meine theure Katherine, lebe wohl. Ich behalte mir

vor, Dir von meinem hiesigen Aufenthalt, der wohl noch vierzehn Tage währen dürfte, noch umständlich in dem nächsten Briefe*) zu berichten. Grüße die Kinder herzlich von mir. Ich umarme Dich, Du meine liebe gute Frau, küsse Dir die fleißigen beiden Hände.

In treuer Liebe Dein

Leopold.

---

*) Dieser in dem Schreiben erwähnte Brief ist in den Papieren nicht enthalten. Anmerkung des Herausgebers.

XVII.

An dem 20. Februar 1810 erhielt mein Großvater den Orden der Westphälischen Krone. Das Patent *) darüber lautet:

Extrait des Minutes de la secrétarie d'Etat.

Jérome Napoléon par la grâce de Dieu et les constitutions roi de Westphalie, Prince français etc.

Nous avons décreté et décrétons:

Art. I.

Monsieur de Keysenberg, Président de la commission de législation criminelle des états, est nommé chevalier de l'Ordre de la couronne de Westphalie.

Art. II.

Notre grand chancelier de l'Ordre est chargé de l'execution du présent.

Donné en notre Palais royal à Cassel le 20 Février an 1810 de notre règne le quatrième. Signé: Jérome Napoléon.

Par le roi:
Le ministre sécrétaire d'Etat,
Comte de Fürstenstein.

---

*) Das Original beider Schreiben siehe Nachtrag.
Anmerkung des Herausgebers.

An dem 22. September desselben Jahres erhielt mein Großvater das folgende Schreiben des Ordenskanzlers, nachdem eine Änderung der Ordensdekoration befohlen war:

Grande Chancellerie. Ordre de la couronne de Westphalie.

Cassel, den 12. September 1810.

Monsieur. J'ai l'honneur de vous envoyer une nouvelle décoration de l'ordre de la Couronne de Westphalie, conforme au modèle définitivement arrêté par S. M. Je vous prie de vouloir bien m'en accuser réception et me renvoyer celle, qui vous a été précédement remise.

Recevez monsieur, la nouvelle assurance de ma considération.

Le grand chancelier provisoire, Comte de Fürstenstein.

A. Msr. de Keysenberg, membre des états.

Auf dieses Schreiben antwortete mein Großvater:

Heiligenstadt, den 18. September 1810.

Monseigneur!

J'ai l'honneur d'accuser à votre Excellence la réception de la nouvelle decoration de l'ordre de la Couronne de Westphalie, qu'elle a bien voulue me faire parvenir et de joindre celle, qui m'a été précédement remise.

Votre excellence me permettra en même temps de la supplier, qu'elle veuille bien m'honorer de son intercession a faire d'obtenir pour ma seconde fille l'Entrée dans l'établissement d'Education à Kaufungen, l'affaire, que je pris la liberté de lui exposer dans ma lettre en date du 17. Juillet a. c.

Agréez, monseigneur, l'assurance du profond devouément, avec le quel j'ai l'honneur d'être

de votre Excellence le très humble serviteur

v. Kaisenberg.

A son Excellence Monsieur le comte de Fürstenstein, ministre secrétaire d'Etat et Grand Chancelier de la Couronne de Westphalie.

Die beiden Damenstifte Kauffungen und Wallenstein waren von dem Könige für die Töchter und Angehörigen der Ritter des Ordens

der Westphälischen Krone reserviert und zwar ersteres für die Erwachsenen, ähnlich dem unserer Damenstifte, das andere als Erziehungsschule für jüngere Mädchen. Alle übrigen hessischen Klöster und Stifte wurden laut Erlaß vom 1. Dezember 1810 aufgehoben. —

Die zweite Tochter, für die mein Großvater in dem obigen Schreiben um eine Stiftsstelle bittet, ist aber meines Vaters Schwester Leopoldine, auf die ich jetzt erst einmal zurückkommen will.

Diese Leopoldine hatte in den letztvergangenen Jahren still für sich, theils in dem elterlichen Hause, theils bei Verwandten, wie den Westernhagens in Teistungen und anderen dahingelebt. Sie konnte ihre Liebe und ihren Fritz Wolf nicht vergessen. Während ihre Schwester Wilhelmine mit ihrem heiteren Temperament ihren jugendlichen Vergnügungen nachging und die Gesellschaften in dem nahen Heiligenstadt und auf den Gütern in der Umgegend Uders besuchte, wollte sich Leopoldine an keiner derartigen Zusammenkunft der Jugend betheiligen. Sie blieb zu Hause und widmete sich nur den Gedanken an die Vergangenheit und den Kranken ihres väterlichen Gutes. Ihre Schönheit nahm in dieser Zeit einen anderen Charakter an, die stete Sehnsucht zehrte an ihrem Herzen, ihr Antlitz wurde zarter und schmaler und ihre dunklen Augen erschienen dadurch noch größer. Leider ist aus jener Zeit kein Bild meiner Tante mehr erhalten, sie muß aber nach meines Vaters Erzählung mit ihrer hohen schlanken Figur, dem kastanienbraunen Haar und den großen Augen ein bildschönes Mädchen gewesen sein, nach der sich die Menschen auf der Straße umdrehten. Sie war mit einem hohen Sinn für das Tiefste und Schönste der Poesie begabt, wie es der Himmel nur wenigen Menschen verleiht, und schwärmte für Deutschlands Dichter jener Epoche. Nach ihrer ganzen Eigenart hatte sich Leopoldine von Jugend auf besonders an ihren Bruder Louis, meinen Vater, angeschlossen. Dieser war trotz seines noch so jugendlichen Alters damals schon vollständig reif und erwachsen, besaß viel Sinn für Poesie und Natur und war beliebt bei allen Menschen. Er muß mit seinen blauen, freundlichen Augen und seinem hellblonden Haar das Bild eines echten deutschen Jünglings dargeboten haben. So bestanden in der Familie gewissermaßen zwei Parteien, von denen diese beiden Geschwister die eine, Wilhelmine und Ferdinand die andere bildeten. — Sonst waren mehrere junge Mädchen, wie die

Comtesse Keller vom Rusteberg, Marie von Linsingen, die Tochter des Maires in Uder, Clara von Bodungen, Louise von Hanstein und andere ihr näherer Umgang. Das Gut Uder war mitten in dem Flecken gleichen Namens gelegen, das Herrenhaus aber lag auf dem Wirthschaftshofe, während Park und Garten zu jener Zeit durch die Dorfstraße von einander getrennt waren. — Da kam denn damals ein Tag heran, der von großer Bedeutung für die ganze Familie sein sollte. Des Lieutenants Fritz Wolf Heilung muß sich damals in Halberstadt wohl in die Länge gezogen haben, es wurde Mai, als er von dort abreiste.

In meines Vaters hinterlassenen Papieren findet sich eine Aufzeichnung datirt vom Jahre 1812, also zweiundeinhalb Jahre später, sie schildert diesen Maitag 1810 folgendermaßen:

Kassel, 2. October 1812.

Ich will mir heute aus der Erinnerung einen Tag mit seinen Erlebnissen vermerken, damit er sich mir mit seinen Einzelheiten für mein ganzes Leben einprägt. Wie so plötzlich treten doch oft die Ereignisse an den Menschen heran und finden ihn dann unvorbereitet auf das Glück, sowie auf das Unglück der launischen Göttin! So war es damals mit Leopoldines Glück und — heute!! Doch ich will hier aufschreiben, wie mir der Tag in der Erinnerung geblieben ist. Wir Brüder saßen an einem der schönsten Frühlingsmorgen mit unserem Mütterchen und den Schwestern auf dem Platze unter der großen Linde in der Ecke unseres großen Gartens in Uder, von wo man den schönen Blick über die Wiesen nach Heiligenstadt zu genießt. Die Luft war weich und warm, die Blumen blühten, und die Vögel sangen. Es war ein Sonntagmorgen wunderbarer Art und der Duft von all den Frühlingsblumen lag über dem Garten. Die Sonne schien von dem blauen Himmel herab, unter dem Lindenbaum aber war es kühl und schattig. Seine Zweige hingen bis zu der Erde nieder und ließen nur hier und da einen goldenen Sonnenblick über uns hinweghuschen. Auf dem Tische stand noch das Frühstücksgeräth, die Schüssel, aus der wir die warme Biersuppe*) gegessen

*) Der Kaffee war zu jener Zeit durch die Douane und die Kontinentalsperre so theuer geworden, so daß selbst die vornehmsten Leute auf dem Lande dafür ihre Morgensuppe aßen. Anmerkung des Herausgebers.

hatten, und die Teller des schönen Meißener Porzellans, die der Vater unserer lieben Mutter zu ihrem letzten Geburtstage verehrt hatte. So saßen wir fünf zusammen. Die liebe Mutter und die Schwestern waren mit Handarbeiten beschäftigt, ich studirte in Graf Rocheaymon's Werke, die Einleitung in die Kriegskunst, das mir der Vetter Hanstein geliehen und klein Ferdi hatte einen Theil von Bertuch's Bilderbuch vor sich liegen, in das er sehr vertieft war. Unser Herr Vater war bereits am frühen Morgen mit der Kalesche nach Heiligenstadt gefahren, um seinem Bekannten, Herrn Mohneke, dem Maire von Heiligenstadt, Adieu zu sagen, der in das Bad reisen wollte. So saßen wir, und ein Jeder von uns war still für sich beschäftigt. Nur selten einmal wurde ein Wort gesprochen, und wenn einmal eine Äußerung über die Tagesnachrichten fiel, so geschah das meist von unserem Mütterchen; wir Geschwister lauschten dann gar andächtig ihren lieben Worten. — Da schmetterte auf einmal auf der Dorfstraße ein Posthorn, und als ich aufsprang, um zu sehen, was dieser nicht alltägliche Ton zu bedeuten habe, bemerkte ich eine Postchaise, die soeben drüben in unseren Gutshof einfuhr. Es giebt im Leben oft Ahnungen, so stand auch mir plötzlich und ohne allem Grund das Bild meines Jugendfreundes Fritz vor der Seele. Ich wußte, daß er es sein müsse, der uns zu besuchen kam. Die Mutter fragte: „Wer kann das sein?" Auch Poldchens Augen ruhten forschend mit tiefem Blick auf mir, ich aber erwiderte, mich zur Ruhe zwingend: „Es wird wohl der Verwalter sein, der von der Stadt zurückkehrt" —, stand aber schnell auf, um mich nach dem Hofe zu begeben. Als ich dort ankam, hielt bereits die Kalesche vor der rebenumkränzten Hausthür, und aus ihr stieg ein Offizier in westphälischer Infanterieuniform, der den Arm in der Binde trug. Wahrlich, es war unser Fritz, der nun auch mich gewahrend auf mich zueilte und den gesunden Arm um meinen Hals legend, freudig rief: „Mein Louis, sehe ich Dich endlich wieder!" —

Nachdem sich die erste Überraschung etwas gelegt hatte, führte ich den Freund hinüber über die Straße in unseren Garten. Wir näherten uns dem Lindenplatz. — Da — ein Aufschrei und schneller, als ich es hier beschreiben kann, stürzte Leopoldine ihrem Schatz entgegen und rief, sich in seine Arme werfend: „Fritz, Fritz — du mein Einziggeliebter! Bist Du endlich wieder bei mir? — O nun ist Alles,

Alles gut" — — „Meine Leopoldine — geliebtes Poldchen" stammelte Fritz, „o dieses Glück, dieses namenlose Glück", und er drückte sie, die Anwesenheit der Anderen nicht beachtend, fest an seine Brust. Auch die Mutter und Wilhelmine waren aufgesprungen, Ferdi sah mit großen Augen erstaunt den, ihm fremden Offizier an, der da seine Schwester in den Armen hielt, Minchen aber rief: „O Gott, Mutter, Mutter, so sehen Sie doch, es ist der Fritz — wahrhaftig der Fritz!" — Thränenden Auges stand unsere Mutter da und blickte wehmüthig auf das sich noch immer fest umschlungen haltende junge Paar, trat dann näher zu ihnen heran und sagte, schmerzlich bewegt: „Arme Kinder! Aber Fritz, wie konnten Sie es trotz des Verbotes wagen, hierher zu kommen?" —

Während sie die Hand auf Fritz' Arm legte, — ertönte auf einmal eine zornige Stimme hinter uns: „Leopoldine — Mädchen — was soll das heißen? — Unser Vater war es, der ihre Handgelenke umfaßte und ihr mit zornigem Blick in die Augen sah. Er war von uns Allen unbemerkt herbeigekommen. Sein schönes edles Gesicht war von Zorn geröthet, und er erhob drohend den Arm, als er in dem Offizier unseren Fritz erkannte: „Herr Lieutenant, halten Sie auf diese Weise Ihr mir gegebenes Versprechen?" donnerte er ihn an. Es flammte in Fritz' dunklen Augen auf wie von verhaltener Erregung, aber er bezwang sich, sein inniger Blick flog zu Leopoldinen hinüber, und er gewann es über sich, dem Vater mit einem ruhigen Lächeln zu antworten: „Sie zürnen mir, Herr Präsident, weil ich noch einmal hierher gekommen bin, aber ich konnte nicht anders. Von meinen Gefühlen für Leopoldine will ich nicht reden, sie sind Ihnen bekannt. Ich begriff es damals, daß Sie die Hand Ihrer Tochter nicht einem jungen Menschen versprechen wollten, der nichts besaß, als den festen Willen, vorwärts zu kommen und sich mit der Zeit eine Stellung zu erwerben, aber ich habe mich inzwischen bemüht etwas zu werden, ich bin Offizier, meine Vorgesetzten sind mit mir zufrieden, und ich habe Hoffnung auf die höchsten Stellen. Ich habe mich geprüft und wollte nun von neuem vor Sie hintreten und Sie abermals bitten, geben Sie mir Leopoldinens Hand. Ich kam nicht heimlich, Herr Präsident, denn ich wußte ja, daß Sie hier wären. Aber ich hatte Ihre Tochter so lange nicht gesehen, da wollte ich mir doch

erst über ihre Gefühle für mich Klarheit verschaffen, und, diese Klarheit habe ich jetzt erhalten. — Ich weiß, daß Leopoldine mich noch liebt wie vor Jahren. Sehen Sie, Herr Präsident, mein Glück allein hätte ich lernen können zu Grabe zu tragen, aber für das ihre werde ich kämpfen bis zum Tode.“ — „Ja, mein Fritz,“ rief da Leopoldine und faßte stürmisch seine Hand. „Und ich werde auf Dich warten und meine Liebe zu Dir in meinem Herzen bewahren, so lange ich lebe.“ — Bei diesen Worten barg sie ihr Gesicht in ihren Händen und weinte bitterlich. — Unsere liebe Mutter hatte thränenden Auges diese Scene mit angesehen, nun trat sie zu dem Vater heran und sagte, die Hand auf seinen Arm legend, tiefbewegt: „Leopold, mein theuerer Gatte, so vergieb ihnen doch und laß uns ihnen unseren Segen geben. Fritz war verwundet und ist noch schwach und krank, laß uns unser Vorurtheil überwinden, Fritz ist ein ehrlicher, braver Mensch, bei dem unsere Tochter in guten Händen sein wird. Sie haben sich ja so lieb.“ —

Unser Vater blickte finster vor sich hin und stand abgewandt da; da flüsterte die Mutter ihm leise bittend zu: „So denke doch an uns, mein theuerer Mann, denke, was wir einst um unserer Liebe willen zu leiden hatten, und doch an ihr festhielten. Sind wir nicht glücklich mit einander geworden? O, denke daran und laß Dich erweichen!“ — —

Bei Mutters Worten sank des Vaters erhobene Hand herab, milder wurden seine Züge, und leise sagte er: „Ja, meine Katharine, unendlich glücklich hast Du mich gemacht. — So mag es denn Deinetwegen sein, mein liebes theueres Weib.“ — Dann winkte er uns drei Geschwistern und sagte: „Laßt uns allein!“ —

Wir gingen, sahen aber noch, daß der Vater dem jungen Paar, das noch immer eng umschlungen vor ihm stand, seine beiden Hände reichte und sie damit zu sich heranzog. Beide fielen ihm zu Füßen, dann entzogen die Büsche des Gartens die Gruppe unseren Blicken. Mein Herz aber war voll Jubel und Glück, ahnte ich doch, daß der Lebenswunsch der mir so lieben Menschen nun in Erfüllung gehen würde. —

Als wir später zurückkehren durften, saß der Vater in dem Kreise der Seinen, und um seinen Mund spielte ein frohes glückliches Lächeln.

Die weitere Folge war, daß Fritz und Poldchen sich heimlich verlobten, der Vater hatte ihnen die Bedingung gestellt, daß sie sich angehören sollten, wenn Fritz sich drei weitere Jahre hindurch Poldchen's würdig erweisen würde. Selig hatten sie diese Bedingung angenommen, was waren ihnen drei Jahre? Sie waren ja noch so jung und konnten warten.

Welch selige Tage folgten dieser Stunde! Nun war ja nach der beiden Liebenden Ansicht alles Leid vorbei. Leopoldine erblühte bald wieder zu einer wahrhaft verklärten Schönheit, und die Beiden träumten mit einander von dem unendlichen Glück ihrer gemeinsamen Zukunft.

Das war vor zwei und ein halb Jahren — und — jetzt?" —

Wunderbar und unerforschlich sind Gottes Wege.

Fritz Wolf kehrte damals nach kurzem Aufenthalt in Uder nach Kassel zurück, wo er nach seiner vollständigen Genesung als Lieutenant in dem fünften Infanterieregiment wieder angestellt wurde. — Ich kehre nach dieser Abschweifung zu den Ereignissen des Jahres 1810 zurück.

XVIII.

Inzwischen hatten am 1. und 2. April des Jahres in Paris die Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers Napoleon mit der Erzherzogin Marie Luise von Österreich mit größtem Glanze stattgefunden. Alle Mitglieder der kaiserlichen Familie, sowie viele deutsche Fürsten hatten dazu Einladungen erhalten. Zu den ersteren gehörte in erster Linie der König von Westphalen, zu den letzteren unter anderen der Erzreichskanzler Dalberg. Ein Neffe dieses, der Herzog Emmerich von Dalberg, war von dem Kaiser nebst dem Herzog von Cadore in die Kommission gewählt, die mit dem westphälischen Finanzminister Grafen von Bülow über die Abtretung Hannovers an Westphalen verhandeln sollte.

Diese Verhandlungen zogen sich sehr in die Länge, da die französischen Bevollmächtigten stets ein Kontingent von 30 000 Mann Westphälischer Truppen forderten, was der Graf Bülow im Interesse des Landes nicht glaubte bewilligen zu dürfen. Schließlich kam es zu einem Vertrage, nach dem der Kaiser Napoleon die hannoverschen Küstenländer zurücknahm, dafür aber an Westphalen sämmtliche, noch nicht verschenkte Staatsdomänen abtrat, und die Höhe der von Jérome zu haltenden Armee auf 25 000 Mann herabsetzte. Der König selbst erreichte es noch durch vieles Bitten während seines Pariser Aufenthaltes, daß er ein Viertel seiner Truppen nach Hamburg verlegen durfte.

Den Oberbefehl dieser nach Hamburg gehenden, aber stets wechselnden Truppen erhielt der General von Bongars. Das war so recht etwas für diesen stets auf sein persönliches Wohl bedachten Herrn. Er verstand es zwar, nachgerade durch obigen

Wechsel die ganze westphälische Armee neu zu equipiren und herauszufüttern (selbst die Kavallerie erhielt dort neue Pferde), aber er vergaß sich selbst auch nicht dabei und kehrte reich an Ersparnissen im Frühjahr 1811 nach Kassel zurück.

Der Minister Graf von Bülow war nach Abschluß des französisch-westphälischen Vertrages, nachdem er von dem Kaiser Napoleon mit dem Großcordon der Ehrenlegion dekorirt war, nach Kassel zurückgekehrt. Hier wurde er von dem Könige zwar freundlich empfangen dann aber trotz seiner langjährigen Dienste entlassen. Diese Entlassung des würdigen, ehrenwerthen Beamten geschah in einer so schroffen Weise, daß es der Regierung die Herzen der wenigen Deutschen entfremdete, die noch zu ihr gehalten hatten. Es wurde Bülow einfach durch den Polizeichef erklärt, daß er binnen 24 Stunden Kassel zu verlassen habe.

Diese schnöde Entlassung und der Zorn des Königs hatten ihren Grund in einer ein Jahr zurückdatirenden Angelegenheit. Doch diese Verhältnisse sowohl, wie die damals in Kassel herrschende Stimmung werden am anschaulichsten in einem Briefe der Tante Marianne von Sothen an meine Großmutter geschildert.

Dieser Brief lautet:

Sechster Brief der Tante Marianne.

Kassel, den 22. Mai 1811.

Meine geliebte nièce!

Keine Worte können es beschreiben, welche Freude mir Dein lieber Brief bereitete. Gab er mir doch Kunde von dem so glücklichen Ereigniß, das ja vorläufig noch der Oeffentlichkeit geheim bleiben soll, aber doch zu meiner großen Zufriedenheit dient. Denn, meine liebe Katharine, Du wirst es ja schon häufig aus meinen Worten gemerkt haben, ich mag nun einmal den jungen Menschen gut leiden, das kann ich nicht unterdrücken, Dir von neuem auszusprechen. Möge meine liebe Großnichte dereinst mit dem Manne ihrer Wahl so glücklich werden, wie sie es verdient. Ja ich freue mich sehr, daß Dein Gatte seine Zustimmung zu der Verbindung ertheilt hat. Wie ich darüber denke, muß man bei der Bitte Jemandes um die Hand einer Tochter gar vorsichtig und wohl überlegt handeln, ein ganzes Menschenleben

geht sonst häufig bei einer Ablehnung in die Brüche. Ich kann mich der Ansicht nicht verschließen, daß man bei einer Tochter dabei anders verfahren muß, als bei den Söhnen. Bei diesen tritt die zu erkiesende Frau in die Familie des Mannes ein und trägt dann dessen Namen, eine Tochter aber nimmt einen fremden an. Da lasse man sie doch ruhig ihrem Herzen folgen, wenn an dem Bewerber sonst nichts auszusetzen ist. Und das kann man doch bei unserem Fritz nicht thun. Ihr kennt ihn ja außerdem von frühester Jugend an. Er ist zwar nur von einfacher Herkunft, aber er wird schon seinen Weg gehen. Hier sind die Leute alle seines Lobes voll, und sein neuer Bataillonschef, der Herr Wiegand, wie auch sein Kapitän von Düring rühmen ihn sehr. Möge des Herrn reichster Segen über der Zukunft des jungen Paares walten. —

Du, meine liebe Seele, und auch Leopold, wundert Euch immer über meinen regen Verkehr und über die mannigfache Kenntniß der hiesigen Verhältnisse, die ich alte Frau von den Angelegenheiten hier besitze. Es ist das damit eine gar eigenthümliche Geschichte. Alles kommt nämlich zu mir, meine Stube bildet beinahe einen Vereinigungspunkt für eine Menge von Menschen, die mich alle besuchen, um in dieser bewegten Zeit bei mir etwas Neues zu erfahren. Es laufen auf diese Art eine Menge Fäden bei mir zusammen, aus den verschiedensten Kreisen trägt ein Jeder mir Neues zu. So ist denn bisweilen ein Getreibe bei mir, alten Frau, daß es mir beinah zu viel wird.

Ich habe deshalb auch dieses großen Kreises wegen schon meine Dir neulich ausgesprochene Absicht ausgeführt und bin in eine etwas geräumigere Wohnung gezogen. Sie ist in der Ludwigstraße gelegen, dicht neben der des Herrn Friedensrichters Nebelthau, dessen gute Frau auch eine gar liebe Bekannte von mir ist. Ich habe dort zwei große Zimmer und um die Kaffeestunde, Nachmittags so gegen vier Uhr, da finden sich denn bisweilen so an die zehn bis fünfzehn Damen und auch etliche Herren bei mir ein. Du fragst, meine liebe Nichte, wer das wohl Alles sein möchte. Es sind das meist ältere Damen, aber auch etliche junge sind darunter, und in letzter Zeit finden sich außer den mir verwandten und bekannten Herren auch einzelne ein, von denen Dich der Name des einen besonders überraschen dürfte. Es ist dies nämlich der Herr Baron de Marinville, grand maître de la

garderobe, den mir Hanstein eines Tages zuführte. Ich kann nicht anders sagen, als daß er ein höchst aimabler und amüsanter Mensch ist. Sonst kommt die Biederseen, deren Mann, wie Du wohl weißt, Präsident des Appellationsgerichtes und ein Bekannter Leopold's ist, dann die Frau Oberrechnungsräthin von Kopp, die Frau Richtern von Vangerow, die Frau Generalsekretär Buchoffen, Base Henriette von Zwehl, die Frau Oberförsterin von Borries, die Generalsuperintendentin Rommel, die junge Frau von Baumbachen und noch so manche andere. Von Einigen wirst Du wohl schon durch Leopolden gehört haben, der ja einzelne von ihnen bei mir kennen gelernt hat. Vor einiger Zeit, liebe Katharine, hörte ich auch viel Liebes über Dich und zwar von der Superintendentin Herrmann und der Frau Kreiseinnehmerin von Stückradt, die beide aus Heiligenstadt hier auf Besuch waren; sie scheinen Euch sehr freundlich zugethan zu sein.

Hier ist die ganze Stadt voll von der Geschichte mit dem Minister von Bülown, der, eben mit hohen Ehren aus Paris zurückgekehrt, von dem Könige in Ungnaden entlassen worden ist. Der widerliche Bongars ist in eigener Person zu ihm gegangen und hat ihn hämisch aufgefordert, binnen 24 Stunden die Residenz zu verlassen. Es ist ein wahrer Jammer, diesen tüchtigen Mann, der neben dem Minister Siméon und dem vor einiger Zeit nach Frankreich zurückgekehrten Kriegsminister Eblé zu den einzigen ehrlichen, hohen Beamten gerechnet werden darf, so zu behandeln. Wie Du wohl gehört hast, ist er bereits seit Jahresfrist in Paris, um über Kriegskontributionen, Domänen, oder was weiß ich, zu verhandeln. Diese seine Abwesenheit wurde von seinen hiesigen Feinden, denen er wegen seiner Ehrlichkeit längst ein Dorn im Auge war, zu seinem Sturz benutzt. — Man munkelt darüber das Folgende: Man begann damit, dem Könige tolle Geschichten über Bülows Leben in Paris zuzutragen, dann wurde seine Verwaltung in dem hiesigen Moniteur herunter gemacht und man versuchte ihn auch durch Pamphlete zu verspotten. Eins von diesen lautete:

„Midas avait des mains qui changeaient tout en or.
Que Msr. de Bülow n'en a t'il de pareilles.
Pour l'état brisé ce serait un trésor.
Mais hélas — de Midas il n'a que les oreilles".

Diese Verleumdungen bildeten jedoch nur den Anfang zu anderen Anschlägen gegen den verdienstvollen Mann. Der Polizeidirektor

Bercagny oder Bongars, der Chef der Gensdarmerie, sollen dann einen der Diener Bülows bestochen haben, gefälschte Briefe in des Ministers Bureau zu legen, die bekundeten, der Graf stünde mit Preußen in Verbindung, verlästere den Hof und die Regierung Jéromes ꝛc. Ferner ermöglichte es das schwarze Kabinet, des Ministers sämmtliche Briefe an seine Frau einzusehen. Aus diesen wurde die Anklage formulirt, dann polizeilich sein Schreibtisch geöffnet, man fand die gefälschten Briefe, und der Verrath lag klar zu Tage.

Als nun der Minister vor vier Wochen aus Paris zurückkehrte, und sich bei dem Könige meldete, empfing ihn dieser auf das Liebenswürdigste, kaum hatte Bülow jedoch das Palais verlassen, so erschien Bongars in seinem Hause und kündigte ihm an, daß er entlassen und verbannt sei.

Bülow schied, auf das Aeußerste gekränkt, und ging auf sein Gut Essenrode im Braunschweigischen. — Er hat aber bereits vor längerer Zeit einmal an Biedersee gesagt, daß er es so kommen sehe, wie es nun gekommen ist, und dabei geäußert: „Ich werde nicht lange mehr auf meinem Posten verbleiben, aber Eins weiß ich bestimmt, daß mein Nachfolger ein Schwachkopf oder ein Dieb sein wird!“

Hiermit hat er das Richtige getroffen, denn der jetzige Finanzminister Baron Malchus ist zwar kein Schwachkopf, dafür aber, wie hier alle sagen, ein tüchtiger Spitzbube. Er wird die traurigen Finanzen noch schön herunterbringen, wenn an denen überhaupt noch etwas zu verderben ist.

Der Herr Divisionsgeneral von Bongars ist dann wegen seiner Verdienste an Stelle Bercagnys mit der hohen Polizei betraut worden. War es bislang schon damit schlimm genug, so werden wir jetzt nach Aller Ansicht erst von diesem schlechten Menschen was zu erleben haben. —

O meine Katharina, wohin soll das Alles noch führen? Viele huldigen schon der Ansicht, daß es beinah besser für das Land wäre, wenn unser unglücklicher Staat, wie die an Frankreich gefallenen hannoverschen Landestheile, ganz f r a n z ö s i s c h würde, denn diese Wirthschaft, bei der doch Alles von Paris aus befohlen wird und das Land außerdem noch diesen verschwenderischen Königshof zu unterhalten hat, kann von den Menschen gar nicht mehr ertragen werden. Gott möge

es bessern, oder der Beherrscher Europas ein Einsehen haben und uns einen anderen König geben. —

Du glaubst gar nicht, meine Katharine, was mir über diesen unseren König alles für Geschichten zugetragen werden. Was sonst mit dem dichtesten Schleier bedeckt wurde, das wird jetzt ganz öffentlich verhandelt. Zum Beispiel soll die Gräfin Löwenstein öfters in Mannskleidern zum Könige gehen, wenn aber große Hoffeste gegeben werden, dann tritt sie mit einer Pracht auf, die selbst die Königin in Schatten stellt. Die Palastdamen, besonders die Pappenheim, sind auch überaus köstlich angezogen, ihre Kostüme übertreffen an Glanz und Pracht alles bis dahin Dagewesene. Auch diesen Damen widmet der König seine Zuneigung, ja er soll sogar den Schlüssel zu ihren Gemächern in dem Schlosse haben, um ihnen nach Belieben seine Besuche abzustatten.

Drei Tage später.

Den 25. Mai.

Ich war in den Tagen etwas unpäßlich, liebe Katharine, da ich Dir aber noch gar Mancherlei mitzutheilen habe, so habe ich mich aufgerafft, und die Mohneke soll Dir das Folgende, von mir diktirte schreiben.

Die beste Stellung haben hier die beiden königlichen Leibärzte, die Herren Garnier von St. Romain und Zadig, die dazu berufen sind, den zerbrechlichen Körper des Königs immer wieder zusammenzuflicken, sie müssen ihn immer wieder bei seinen Debauchen durch Stärkungsmittel hochzubringen suchen. Jérome zeigt sich dafür aber auch erkenntlich genug, so hat er dem Ersteren bereits einmal 100 000 Francs verehrt. Was soll diesen horrenden Ausgaben gegenüber die im Januar einmal versuchte Einschränkung bei Hofe nützen, von der so viel Geschrei gemacht wurde? Es hieß, der König wolle seinem Volke darin mit gutem Beispiel vorangehen, und es wurden einmal achtzig Pferde aus dem Marstalle verkauft und an zwanzig Stallmeister und Reitknechte entlassen. Was hilft das, wenn der König gleichzeitig dem Grafen Bocholz für seine und seiner leichtsinnigen Frau Verdienste 100 000 Francs zu dem Ankaufe eines Hauses in der Königsstraße schenkt und dem Grafen Löwenstein 80 000 zu demselben Zweck? Man

sollte wirklich oft zu der Ansicht neigen, daß der König nicht mehr ganz Herr seines Verstandes sei.

Die Dreistigkeit und Unverschämtheit, die sich die Günstlinge des Königs gegen die Deutschen erlauben, sind immer noch im Steigen, und ich muß leider bekennen, daß es nicht nur allein die Fremdlinge sind, die sich so etwas zu schulden kommen lassen, sondern auch hiesige, die es verstanden, sich bei dem Könige durch Liebedienerei in Gunst zu setzen.

Da muß ich Dir doch von einer Geschichte Kenntniß geben, die sich neulich der General von Lepel, auch solch ein Libertin erster Ordnung, hier erlaubte. Da geht ein gewisser Römer, ein früherer preußischer Offizier, der sich hier, durch Armuth gezwungen, um eine Stelle bei der Intendantur bewarb, mit seiner Braut, einem durchaus achtbaren, schönen Mädchen in der Aue spazieren, als ihnen der General Lepel in bürgerlicher Kleidung begegnet. Dieser nähert sich dem Fräulein und belästigt sie mit unsittlichen Anträgen. Der Römer verbittet sich die Frechheit auf das Entschiedenste. „Er Narr!“ fährt ihn da der General an, „was untersteht er sich? Weiß er wohl, daß ich der General von Lepel bin?“ — „Desto unbegreiflicher ist es, wenn Sie Ihren Rang auf diese Weise verunehren,“ erwiderte ihm Römer. „Wer ist er?“ ruft da Lepel. „Ich war preußischer Offizier und verbitte mir Ihre Unverschämtheit.“ — Die Folge dieses Auftrittes war eine Forderung des Offiziers auf Pistolen. Bei dem darauf folgenden Zweikampf versagte die Pistole Römer's, da sprang der General auf ihn zu und schoß ihn auf Schrittes Breite über den Haufen. So verdarb eine augenblickliche Laune dieses Libertins zwei Menschenleben, Römer starb und seine Braut endete im Irrenhause. Glaubst Du aber, meine Liebe, daß der rohe Wüstling dafür bestraft wurde? Die Sache kam zwar zur Anzeige, aber der General ging frei aus. So sind die hiesigen Bürger den Günstlingen gegenüber wehrlos.

Doch was soll ich darüber noch viele Worte machen, es bleibt ja doch, wie es ist, und man muß diese Franzosen und ihren Übermuth wie ein Strafgericht Gottes über sich ergehen lassen; deshalb zu etwas Anderem.

Ihr werdet in dem hiesigen lächerlichen Moniteur, oder auch in Eurer Augsburger Zeitung gewiß die Schilderungen von den glän-

zenden Vermählungsfeierlichkeiten des Kaisers Napoleon in Paris gelesen haben. Es ist mir aber darüber hier so Manches zu Ohren gekommen, das Euch, Ihr meine Lieben, noch unbekannt sein dürfte und das ich Dir in Folge dessen mittheilen will. Meine Quelle ist wieder der Herr Baron von Marinville, der uns darüber in der vorigen Woche viel Interessantes rapportirte. Er war ja natürlich in dem Gefolge des Königs mit in Paris, da der gar nicht ohne ihn zu sein vermag. Ich kann nicht unterlassen, Dir zu sagen, daß ich diese Vorliebe erklärlich finde und würde, wenn ich nicht immer das Gefühl hätte, daß der Herr sich etwas über uns moquire und nur in unserem Kreise erscheine, um unsere Gesinnungen zu erkunden, noch mehr Pläsir an seinen amüsanten Geschichten finden. Er ist ja ein großer Filou, wie alle diese Franzosen, aber wenigstens ein interessanter und dabei wohlerzogen und von guten Manieren, was man nicht von allen diesen Fremdlingen, ja nicht einmal von den Mitgliedern der Familie Bonaparte selbst sagen kann.

Der Herr Kammerherr verschmäht es nicht, bisweilen sogar über seinen königlichen Herrn seine Witze zu machen. So erzählte er neulich, der Minister Talleyrand habe einmal von Napoleon gesagt: „Quel dommage, qu'un si grand homme soit si mal élevé“ — und fügte er malitiös hinzu: „Das könnte man auch von unserem Könige sagen, wenn die erstere Bezeichnung für ihn auch nicht ganz zutreffend sein dürfte.“ —

Genug, der Herr erzählte mir und meinen Bekannten, die Rommeln und die kleine Baumbachen waren gerade bei mir und auch Hanstein, Einiges von der Hochzeit und der wahrhaft abgöttischen Verehrung und Liebe, die der große Kaiser für seine junge Frau hege. So hätte er kaum die Zeit erwarten können, sie zu sehen, deren Besitz seiner Eitelkeit außerdem sehr schmeichele. Er soll immer die Feste verwünscht haben, die ihr auf jeder Station der Reise bereitet wurden, da sie sein Glück verzögerten. Schließlich konnte er seine Ungeduld nicht mehr zügeln, und reiste, als Marie Luise noch zehn Meilen von Paris entfernt war, mit dem König Murat ihr entgegen. Doch ich will Dir, meine Liebe, die Erzählung lieber mit des Barons eigenen Worten berichten:

„Die beiden Wagenzüge begegneten sich unterwegs vier Meilen von Soissons“, so begann er. „Der Kaiser stieg aus, stürzte sich in

den Wagen der Kaiserin hinein und schloß sie zärtlich in seine Arme. Marie Luise erwiderte seine Umarmung auf das Innigste, und das Erste, was sie sagte, war eine Schmeichelei für den, für so etwas sehr empfänglichen Kaiser. Dieser hatte ihr durch den Herzog von Neufchatel in Wien sein, von Diamanten umrahmtes Portrait überreichen lassen und Marie Luise soll bei dieser ersten Begegnung geäußert haben: „Sir, votre portrait n'est pas flatté.“ — Genug, Napoleon fand sie von dem ersten Anblick an entzückend und als sie zusammen Compiegne erreichten, verblieben sie daselbst, um dort, allen Regeln der Etiquette zuwider ihre Brautnacht zu feiern. „Nun,“ sagte lächelnd der Baron, „das war ja auch sehr erklärlich, puisque le mariage avait retablement célébré déjà à Vienne“ und die Ceremonie in Paris gewissermaßen nur deren Ratifikation. Das war übrigens auch der einzige Verstoß gegen die Etiquette, den sich der Kaiser erlaubte. Im Übrigen hatte er vorher die Formen der Etiquette des ancien régime auf das Genaueste studirt, und diese wird jetzt strenger gehandhabt, als selbst unter dem roi soleil“. —

Soll man, meine liebe Katharine, nicht ein gar inniges Mitgefühl für diese jugendliche Kaisertochter empfinden, wenn man hört wie sie allein, ganz allein, ohne eine Gefährtin aus ihrem Heimathlande ihrer Bestimmung entgegenreiste? Bis Braunau wurde sie, nach Marinville's Worten, von ihrem bisherigen Hofstaat begleitet. Als sie dort den Reisewagen bestieg, um in der Begleitung ihrer Oberhofmeisterin, der Frau von Lajeski, der man das allein gestattet hatte, ihre Reise fortzusetzen, standen alle ihre bisherigen Getreuen um sie herum und beklagten ihr Schicksal, das sie gerade auf den Thron führte, den einst ihre arme, ermordete Tante eingenommen hatte.

Ihr bisheriger Oberhofmeister, ein Greis von 70 Jahren, hat weinend seine Hände auf ihr blondes Haupt gelegt und des Himmels Segen auf sie herabgefleht. Sie aber war guten Muthes und heiteren Sinnes und blickte frohen Auges in die Zukunft. In München wurde sie von ihrem neuen Hofstaat und zwar in erster Linie von der Ehrendame Herzogin von Montebello erwartet, die ihren Gemahl, den General Lannes, in einer der letzten Schlachten verloren hat und die der Kaiser durch diese Ehrenstellung für ihren Verlust entschädigen wollte. —

Der Kammerherr meinte: „Diese Dame sei sehr schön und auch sehr tugendhaft, wenn auch ganz niederen Herkommens. Als dame d'atour erhielt die Kaiserin die Gräfin Luçai, eine hochachtbare Dame aus einer alten Legitimistenfamilie herstammend, die allerdings nur wenig mit der Herzogin harmoniren dürfte; außerdem sind ihr fünf dames du palais zugetheilt. — Marinville meinte im Weiteren. Die Königin Karoline von Neapel, die den ganzen Hofstaat vorstünde, habe sich zu Anfang durch das schüchterne Wesen ihrer neuen Schwägerin täuschen lassen und sie für schwach und charakterlos gehalten, bald aber habe sie ihren Irrthum eingesehen und gemerkt, daß die junge Kaiserin ganz genau wisse, was sie wolle, und schwer zu beeinflussen sei. — Eins wußte die Herzogin aber doch durchzusetzen, das war die Rücksendung der Frau von Lajeski. Die Kaiserin dankte dieser thränenden Auges für ihre treuen Dienste und entließ sie dann. Aber auch dieser Entschluß war nicht etwa die Folge von Charakterschwäche, sondern entstand allein aus dem Gefühl, ihre neue Umgebung dadurch für sich zu gewinnen und ihrem Gemahl zu Gefallen zu sein. Dagegen wird sie sich bald genug dem Einfluß der Königin Karoline entziehen, die ihr sehr unsympathisch ist."

So erzählte uns der Monsieur Marinville.

Von den Hochzeitsfeierlichkeiten will ich nichts weiter schreiben, nur sprach der Baron dabei mit größter Ehrerbietung von unserer lieben Königin Katharine. Er meinte, daß auch der Kaiser Napoleon sie sehr schätze und gegen sie stets sehr rücksichtsvoll sei. Nur ihr habe es der König zu verdanken, daß der Kaiser sie Beide aufgefordert habe, ihn auf seiner Hochzeitsreise zu begleiten.

Ich kann Dir, meine Liebe, unmöglich alle die Bonmots und Geschichten wiedergeben, die uns dieser geistreiche Charmeur Marinville aus den Pariser Tagen mittheilte, will Dir aber zum Schluß dieses langen Briefes nur noch einige erzählen, die so recht zu einer Kenntnis des Kaisers Napoleon dienen und ihn in seiner neuen Ehe schildern. Der Kaiser war bis zu seiner Verheirathung durchaus nicht zu den persönlich liebenswürdigen Menschen zu zählen. Selbst Damen gegenüber hatte er oft Manieren, die an das Feldlager erinnerten. Er gebrauchte oft Zornes- und Heftigkeitsausdrücke, welche ihm selbst seine erste Gemahlin, die so anmuthige Josephine, nicht abzugewöhnen vermochte. Widerspruch konnte er gar nicht vertragen, sei es, von

wem es sei, und er kränkte den ihm Widersprechenden oft durch hämische Redensarten. „So war ich," erzählte der Baron, „einmal in den ersten Wochen nach der Hochzeit Zeuge eines Auftrittes, der sich in den Gemächern der Kaiserin zutrug. Der Kaiser war zugegen, und irgend Jemand, ich glaube, es war die Herzogin von Montebello, nannte plötzlich den Namen: ‚Charlotte Bonaparte.' — Als der Kaiser diesen Namen hörte, wurde sein Gesicht leichenblaß vor Zorn, eine tiefe Falte bildete sich auf seiner Stirn, er krampfte die Finger zusammen und trat mit dem Fuß hart auf das Parket. Dann donnerte er die Dame an: ‚Schweigen Sie sofort — ich befehle es.'

Es mochte das der erste derartige Wuthausbruch in Gegenwart der Kaiserin sein, sie erbleichte, richtete sich dann stolz auf und sagte kühl verweisend: ‚Napoleon.' Als ihr mißachtender Blick den Kaiser traf, zuckte der große Mann zusammen, ein weicher Ausdruck trat in seine Züge, er neigte sich auf die Hand seiner Gemahlin und flüsterte leise: ‚Verzeihen Sie mir.' — Es war das für uns eine gar eigenthümliche Scene," schloß der Baron, „und es mag wenige Menschen in der Welt geben, die von dem Kaiser einmal eine Bitte um Verzeihung vernommen haben." —

Wie Du wohl annehmen kannst, meine Liebe, interessirte uns die Geschichte. Da wir noch von keiner Charlotte Bonaparte gehört hatten, so fragten wir den Erzähler, wer denn das sei. „Ja, meine Gnädigsten," erwiderte der, „das ist eine junge Dame, die sich ihr Glück leichtsinnig verscherzt hat. Sie ist die Nichte des Kaisers, die Tochter seines Bruders Lucian. Dieser hat aus seiner ersten Ehe sieben und aus der zweiten mit der Wittwe eines Geschäftstreibenden fünf Kinder. Beide Ehen, sowie die aus ihnen hervorgegangenen Kinder sind von dem Kaiser nicht anerkannt. Der Bruder Lucian weigerte sich aber seine Frau zu verlassen, trotzdem ihm der Kaiser die glänzendsten Anerbietungen machte. Es sind eben nicht alle darin so, wie unser König," fügte Marinville lächelnd hinzu. „Madame Murat ließ aber die Aelteste von den Kindern ihres Bruders, eben diese Charlotte, nach Paris kommen und brachte sie bei madame mère unter. Hier sah sie der Kaiser, und es gelang auch dem Einfluß seiner Mutter, sowie Madame Murats, ihn der schönen Nichte geneigt zu machen. Er wollte sie anerkennen und sie

mit dem Prinzen von Asturien vermählen, dem er damals den spanischen Thron bestimmt hatte. Leider aber war diese Charlotte so unvorsichtig, sich in einem Briefe an ihren Vater über den Kaiser und seine Souverainmanieren lustig zu machen. Da Fouché nun sein ausgedehntes Spionirsystem selbst auf die Korrespondenz der Mitglieder der kaiserlichen Familie ausdehnt, so kam auch dieser Brief in seine Hände, und er theilte den Inhalt dem Kaiser mit. Dieser gerieth darüber in den höchsten Zorn und schickte sofort die Nichte ihrem Vater wieder zu. Nichts kann Napoleon mehr zum Zorn reizen, als Undankbarkeit, und aus diesem Grunde gerieth er auch so in Wuth, als der Name Charlotte's genannt wurde. Ich fürchte, die Kaiserin wird sich mit der Zeit an diese Wuthausbrüche gewöhnen müssen, denn ich glaube kaum, daß sich der große Mann darin noch ändern dürfte. Er wird darin ebenso wenig ein Anderer werden, wie überhaupt in seinen Manieren; darüber kann ich den Damen noch eine besondere Geschichte erzählen, die ich aus der Mittheilung des Königs erfuhr. Als unser Königspaar bei Ihrer Majestät der Kaiserin zum Abschiedsbesuch war, betrat plötzlich auch der Kaiser den Salon. Er schien sehr guter Laune, ja beinah lustig zu sein, wie man ihn selten zu sehen bekommt. Das ist aber gerade die Stimmung, in der er sich gegen Damen oft die eigenthümlichsten Scherze erlaubt; er kneift sie in die Arme oder in die Wangen, ja klopft ihnen sogar den Hals und giebt ihnen die eigenthümlichsten Benennungen wie z. B. ma petite bête, mon brebis etc., die aber nur zärtliche Freundlichkeit sein sollen. Er macht es ja mit seinen Lieblingen wie Berthier, Durok oder Savary ebenso, denen er noch ganz andere Benennungen zu Theil werden läßt. So trat er an dem Tage leise hinter die Kaiserin und kniff sie in ihren schönen, weißen Arm. Dies geschah in so schmerzhafter Weise, daß die hohe Frau laut aufschrie. Hierdurch ließ sich aber der Kaiser nicht abhalten, sie nochmals auch in den anderen Arm zu kneifen. Da richtete sich die Kaiserin stolz auf und warf ihm einen vernichtenden Blick zu. Viele zärtliche Bitten um Entschuldigung und mehrere Umarmungen sollen kaum genügt haben, eine Versöhnung herbeizuführen. Es dürfte wohl das erste Mal gewesen sein, daß der Kaiser bei seinen Scherzen eine solche Zurückweisung erhielt, die anderen Damen lassen sich das von ihm nur zu gern gefallen. Nur die Her-

zogin von Montebello macht davon eine Ausnahme, sie soll ihn sogar einmal heftig zurückgestoßen haben, als er sie an einer ihrer schönen Locken zupfte. — Von dem Ehepaar Lannes mußte sich der Kaiser früher überhaupt, was Verletzung der Etiquette anbelangt, gar Mancherlei gefallen lassen. Wie Sie wissen, meine Damen, sind Beide ursprünglich niederen Herkommens, erfreuten sich aber in Folge der Verdienste des nun verstorbenen Generals und der Herzogin treue Anhänglichkeit der unbedingten Freundschaft des Kaisers. Hierauf bauend, dürfte der General vielleicht außer Narbonne wohl der einzige Mensch gewesen sein, der dem Kaiser einmal die Wahrheit sagen durfte. Der General haßte nichts mehr, als die Familien des alten Adels, und versuchte bei jeder Gelegenheit, dem Kaiser ihre Zurückberufung auszureden, sowie sie am Hofe anzustellen. So soll er Napoleon eines Tages, wie mir Durok erzählte, ihn dabei nach alter Weise dutzend gesagt haben: „Tu n'en veux faire, qu'à ta tête, mais tu t'en repentiras. Ce sont des traîtres. Tu les combleras de bienfaits et ils t'assassineront, s'ils en trouvent l'occasion.“

Und ein anderes Mal, als sich ihm einige Mitglieder des alten Adels in dem Vorzimmer des Kaisers in den Weg stellten, zog er seinen Säbel und drohte ihnen, jedem die Ohren abzuschneiden, der versuchte, ihn zu haranguiren. Der Kaiser aber war Zeuge dieses Auftrittes, er stand lachend in der halbgeöffneten Thür und drohte seinem Liebling nur mit dem Finger. „Ja meine Damen,“ fuhr der Baron fort, „dieser Herzog war ein Original. Als der Kaiser Murat, den Mann seiner Schwester Karoline, zum kaiserlichen Prinzen, Lannes selbst aber nur zum Herzog ernannte, befand sich dieser mit den anderen, in einen höheren Rang Beförderten, in dem kaiserlichen Vorzimmer. Da öffnete der Huissier die Thür und rief in den Saal hinein: „Le prince Murat“. — Da machte Lannes eine Bemerkung, so laut, daß sie der Prinz hörte, die durchaus an die Gasse erinnerte, in der einst sein Geburtshaus stand. Doch diese Aeußerung, meine Damen, ist so eigenthümlicher Art, daß ich sie Ihnen auch nicht einmal andeuten darf!“ —

Bei diesen seinen Worten stand der Baron auf, machte uns seine schönste Reverenz und empfahl sich schleunigst. — Was mag der Marschall nur wohl zu Murat gesagt haben? —

Ich bin aber Hanstein doch dankbar, daß er mir diesen amü-

santen Menschen zugeführt hat. Er weiß doch sehr viel Interessantes aus den Kreisen der Mächtigen zu erzählen, die jetzt Europa beherrschen. Doch nun, meine liebste nièce, ist es gerade auch Zeit geworden, diesen langen Brief zu schließen. Ich kann nicht mehr und Mohneke's*) Finger auch nicht. Du siehst es an der Schrift, daß sie die letzten Seiten nach meinem Diktat geschrieben hat.

Frage doch einmal bei Leopold an, ob er sich auch von der neuen Anleihe gekauft hätte. Mir hatte der Jude Wolf, einer von Pichon's Kreaturen, zugeredet, mir welche zu kaufen, und ich war auch so einfältig, seinem Rathe zu folgen und mir diese westphälischen Obligationen anzuschaffen. Jetzt bei dem Sturze des Ministers von Bülow sind sie bereits um 15 Prozent gefallen, und es wird mir gesagt, sie würden noch mehr in dem Preise heruntergehen. Was soll ich nun beginnen, soll ich sie verkaufen oder behalten?

Vergiß es nicht, mir bald hierauf Antwort zu geben.

Nun lebe wohl, meine liebe, theuere Katharine und schreibe nur recht umgehend wieder. Was hat solch eine alte Frau noch außer ihren Briefen und was man ihr mündlich zuträgt? Grüße alle meine Lieben, besonders das liebe, kleine Bräutchen von

Deiner treuen Tante Marianne.

P. S. Ich gebe diesen Brief der Mohnecke ihrem Bruder mit, die Post ist mir zu gefährlich. D. O.

---

*) Die Gesellschafterin der Urgroßtante.

Anmerkung des Herausgebers.

XIX.

Die Stimmung zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Könige Jérome hatte sich inzwischen immer mehr zugespitzt. Der junge, bis dahin so wenig energische König fing an, Widerstand zu leisten und sich gegen den Kaiser aufzulehnen. Seine Eigenliebe war durch alle die Maßregeln seines Bruders gegen sein Land auf das Höchste erregt, und seine Reklamationen gegen die durch Westphalen geführten Douanelinien waren zuletzt in einem so scharfen Tone abgefaßt, daß der Kaiser geäußert haben soll: „Je crois, si mon frère avait trois cent mille hommes, qu'il me ferait la guerre.“ — Möglicherweise trug auch die Flucht Louis Bonapartes, des Königs von Holland, mit zu seiner Aufregung bei. Dieser hatte die Tyrannei des Kaisers mit der Zeit satt bekommen, er hatte Amsterdam verlassen und sich nach Böhmen geflüchtet. Da nun das Gerücht ging, daß auch der König von Spanien vorhabe, abzudanken, so begann Jérome auch für sein Königthum zu fürchten und bat den Kaiser in ziemlich schroffer Weise, ihm lieber gleich seine Krone zu nehmen, als daß er fortwährend in Zweifel sei, ob er bleiben oder gehen solle. Zu dieser Energie wurde er durch seine Gemahlin aufgestachelt; diese stützte ihren Widerstand auf eine Aeußerung Napoleon's über seinen Bruder Louis, als dieser ihm ohne allen Widerstand Theile seines Landes abgetreten hatte. Bei dieser Gelegenheit hatte er gesagt: „Monsieur Louis c'est un homme tres lâche“, und das legte die Königin so aus, daß er von seinen Brüdern mehr Energie verlange und Jérome sich gegen die Abtretung der hannoverschen Landestheile wehren solle.

Es half ihm aber Alles nichts, er hatte schließlich doch den Vertrag am 10. Mai abschließen müssen. Der Kaiser zürnte seinem Bruder zu jener Zeit aus mehrfachen Gründen.

Mancherlei Interessantes und bisher wohl Unbekanntes aus dieser Periode schildert der folgende Brief des Lieutenants Fritz Wolf an meinen Vater.

Vierter Brief des Lieutenant Wolf an meinen Vater.

Kassel, 20. Mai 1811.

Du wirst, mein theuerer Louis, wohl wieder ein paar Briefe von mir gleichzeitig erhalten haben, denn vor acht Tagen ist erst einer an Dich abgegangen, und ich kann mir nicht helfen, ich muß heute schon wieder schreiben, denn mein Poldchen soll nicht lange ohne Antwort von mir bleiben. Dein lieber Brief wurde mir heute bei Sombarts eingehändigt. Die Freundschaft, die Du mir darin beweist, hat mich zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Du wirst in mir stets dasselbe treue Herz finden. Ich selbst sehe es jetzt in meinem großen Glück ein, wie so thöricht mein früheres Verhalten war, und begreife es nicht, wie ich an dem allmächtigen Gott verzweifeln konnte, der mich jetzt durch Deines lieben Vaters Güte so überreich gemacht hat. Wenn ich die jetzige Zeit mit der vor einem Jahre vergleiche, wo ich so schmerzverloren und muthlos an meinem Leben und an meiner Zukunft zweifeln und allen Glauben daran verlieren konnte, so denke ich manchmal, ich wäre schon im Himmel und diese Welt könnte mir überhaupt nichts Köstlicheres mehr bescheeren, als das Jetzt. Ich kann Dir auf Deine liebe, sorgende Frage wegen meiner Gesundheit nur mittheilen, daß ich nun endlich wieder vollständig hergestellt bin und daß mein Arm seine frühere Stärke und Beweglichkeit ganz wieder erlangt hat. Ich stehe mich mit meinen Vorgesetzten und den Kameraden des neuen Regimentes sehr gut. Von diesen verkehre ich am meisten mit dem Lieutenant Spangenberg. Er ist ein guter Mensch und wir stimmen in unseren Geschmacksrichtungen vollständig überein. Mein Hauptmann von Düring ist, unter uns gesagt, ein Hanswurst comme il faut. Er wird über kurz oder lang mit seiner Donquichotterie, wenn er sich nicht radikal davon kurirt, einmal so anlaufen, daß es ihm den Athem versetzt. Glaube aber nicht etwa, mein Louis,

daß ich nicht mit ihm auskäme. Im Dienste ist er brauchbar und überhaupt ein ganz anderer Mensch, als außer Dienst, wo er sich auf den Franzosen aufspielt und deren Manieren nachäfft, wie es ja leider hier so Viele thun. Mit Brinken sehe ich mich selten, spüre auch keine große Neigung dazu, die Gesellschaft seiner Gesinnungsgenossen aufzusuchen. Er spricht zuweilen vor der Parole bei mir vor.

(Hier folgt die Schilderung noch mehrerer Officiere des 5. Regiments, die ich fortlasse).

Die Veränderung, die mit dem Königreiche vorgegangen ist, hat zu Anfang die Gemüther der Menschen sehr erregt, und man huldigte der Ansicht, daß die Verkleinerung des Staates den öffentlichen Kredit des Landes noch sehr herabsetzen würde. Dies scheint aber nicht der Fall zu sein, es würde auch kaum noch viel Schaden verursachen können, da die Finanzlage des Staates ja an und für sich schon eine ganz miserable ist. — Des Königs Stimmung gegen seinen Bruder, den Kaiser, soll jetzt eine sehr ergrimmte sein, und man sprach bereits von den eigenthümlichsten Entschlüssen, die er hege. Man kann ihm ja allerdings eine gewisse Unzufriedenheit kaum verdenken, denn es mag nicht leicht sein, ein König zu heißen und sich dann in Sachen hineinreden lassen zu müssen, die doch nur allein den Herrn des Landes angehende Fragen sind. Der König hat nun einmal den Gedanken, sein Königreich ganz auf dem Fuße des großen Kaiserreiches einzurichten; was aber vielleicht dorthin paßt, das macht hier nur einen lächerlichen Eindruck. So hat der König z. B. im Februar dekretirt, daß seinen persönlichen Adjutanten, wie dem Grafen La Ville sur Illon und dem Obersten von Benneville, die höchsten militärischen Honneurs erwiesen und die größten Vollmachten ertheilt werden müßten. Er hat ferner dem Grafen Fürstenstein den altlegitimistischen Titel: „cousin du roi" verliehen. Im Weiteren befahl er, daß bei den Hoffesten, während er selbst tanze, die Frauen der Gesandten aufstehen müßten. Das sind ja nur lauter Kleinigkeiten, aber doch immer Dinge, die nur den hiesigen Hof angehen. Trotzdem befahl der Kaiser ihre sofortige Abstellung, was natürlich wieder viel böses Blut machte. Der Kaiser ist eben sehr entrüstet über einige Maßnahmen des Königs. Dahin gehört auch die so schimpfliche Entlassung des Ministers Grafen von Bülow, den der Kaiser kurz vorher wegen Abschlusses des hannoverschen Vertrages mit seinem höchsten Orden dekorirte. Es

ist und bleibt aber immer dieselbe Geschichte, der junge König ist von seinen Ministern schlecht berathen, und thut er einmal etwas selbständig, dann ist es auch nicht besser. —

Ebenso paßte auch die Proklamation, die Jérome bei dem Ausscheiden der hannoverschen Landestheile an deren Bewohner erließ, dem Kaiser durchaus nicht. Der König hatte darin gesagt: „Ich trete Euch an Seine Majestät den Kaiser der Franzosen ab und erwarte von Euch, daß Ihr dieselbe Treue, Liebe und Anhänglichkeit, die Ihr mir erwieset, auch dem Kaiser darbringen werdet.“ Das wäre für einen durchaus selbstständigen Souverain richtig gesprochen gewesen, für die Stellung unseres unglücklichen Landes zu dem Kaiser paßte es aber nicht. Wie ich höre, hat nun der kaiserliche Gesandte Graf Reinhard dem Könige darüber des Kaisers ernsthaftes Mißfallen aussprechen müssen. Man munkelt jetzt hier wieder von einem bevorstehenden großen Kriege, es scheint, daß sich zwischen dem Kaiser und Rußland Verwickelungen anspinnen. Nun, mir soll es recht sein, desto schneller erreiche ich mein Ziel. Das Neueste, mein Louis, das Du dem Herrn Vater von hier mittheilen kannst, ist die plötzliche Entlassung des Intendanten Laflèche. Er sowohl wie seine sehr schöne, aber auch sehr leichtsinnige Frau sind vollständig in Ungnade gefallen. Es fanden sich bei Revision seiner Kassen große Deficits vor. Diese versuchte der Monsieur erst auf seinen Sekretär zu schieben, aber es kam heraus, daß sich Beide die Taschen vollgestopft hatten, und so wurde denn das Ehepaar trotz der, dem Kaiser sehr nahe stehenden Frau Laflèche, fortgejagt. Die Stellung des Intendanten hat nun ein gewisser Moulins erhalten, ein Mann von ganz gewöhnlicher Herkunft, wie es heißt, der Sohn eines Maurermeisters in Marseille. Wahrscheinlich dürfte er wieder eine Kreatur des Minister Malchus sein, der sich gern mit solchen abenteuerlichen Menschen zu umgeben scheint. — Was soll ich Euch, Ihr meine Lieben, noch sonst von hier mittheilen? Ich lebe sehr zurückgezogen und studire fleißig Kriegsgeschichte, um vorwärts zu kommen. So gelange ich selten in Gesellschaft und kann Euch daher nur das rapportiren, was ich an dem Offiziertisch, an dem ich mit einigen meiner Kameraden zusammenkomme, erfahre. Man spricht da häufig von den Vergnügungen, denen sich der König hingiebt, sie sind theilweise von etwas kindlicher Art. Eins seiner Hauptpläsirs ist die Jagd, der er hier in ganz eigenthümlicher Weise

huldigt. Er läßt sich im Reinhardswalde Hirsche und in Barby Hasen einfangen, diese werden in der Aue ausgesetzt und dann aus nächster Nähe niedergestreckt. Er wählt auch sonst oft einen gar wunderlichen Zeitvertreib, indem er sich nach dem Muster eines, auf der hiesigen Messe gesehenen Karussels ein solches auf Napoleonshöhe erbauen ließ und mit seinen Günstlingen, unter denen sich sogar der Graf von Fürstenstein befinden soll, darauf Platz nimmt und sich damit vergnügt Ringe zu stechen, und hohe Wetten darauf eingeht, wer es darin zur größten Fertigkeit bringt. Die Kammerheren von Campen, Graf Lippe und Baron Füllgraff sollen das Karussel dabei zu drehen haben.

Es sind dies, wie Du zugeben mußt, etwas eigenthümliche Beschäftigungen für einen König, aber vielleicht mit seinem, noch so jugendlichen Alter zu entschuldigen. Auch Federballspiel und Ballschlagen soll dort im intimsten Kreise gespielt werden. Leider hat sich des Königs jetzt außerdem eine große Baupassion bemächtigt, der mit der Zeit wohl alle ehrwürdigen alten Bauwerke hier zum Opfer fallen werden. Wie ist z. B. bereits unsere schöne Aue umgestaltet worden! Die so kostbare Orangerie wird ganz vernachlässigt, das Marmorbad ist geplündert, die Rennbahn niedergerissen und das schöne Thor von Napoleonshöh mußte auch fallen. So geht Alles einer argen Verwüstung entgegen. Es läßt sich nicht ableugnen, daß diese Baupassion auch gar manches Gute schafft, so wird jetzt ein neues Lyceum und auch eine neue Bürgerschule erbaut. Woher aber alle die Gelder dafür genommen werden sollen, das begreift kein Mensch. Für das Heer wird viel gethan, das kann ich nicht anders sagen, und die Kommandeure der Regimenter geben sich die größte Mühe, ihre Soldaten auf das Beste ausbilden zu lassen. — Auch ich habe viel Dienst und daher nur wenig Zeit, Geselligkeiten aufzusuchen. Ich gehe auch bisweilen zu Frau von Sothen, der lieben und schätzenswerthen Großtante, und vermag nur mein Urtheil zu bestätigen, daß es ein sehr auserlesener Kreis von Frauen und Männern ist, der sich dort bei ihr zusammenfindet. Von dem lieben Vater wirst Du des Näheren über die einzelnen Personen dort vernommen haben, so auch von dem Baron von Marinville, der sich dort einfindet. Ich war recht sehr verwundert darüber, diesen Herrn dort anzutreffen. Er steht sonst in keinem sehr guten Ruf, da er sehr an den Debauchen des Königs betheiligt sein soll und deshalb den Beinamen „Chambellan des coulisses“ er=

halten hat. Aber Frau von Sothen, die bei ihrem großen Verkehr und bei der Erfahrung ihres Alters eine große Menschenkennerin ist, glaubt behaupten zu können, daß dem Manne auch gute Eigenschaften inne wohnen, und sein Herz im Grunde genommen auch edel sei. Ich weiß nicht, worauf sie dieses ihr Urtheil stützt. Ich selbst kann nur nach dem urtheilen, wie er sich in der Gesellschaft giebt, und da macht es mir den Eindruck, als ob der Herr oft etwas sehr freimüthig über den König, ja selbst über die Königin urtheile, denen er doch seine ganze Stellung verdankt. Vielleicht verstellt er sich aber auch darin, um dadurch das Urtheil der Anderen herauszulocken. Möglicherweise ist diese meine Ansicht aber auch nur auf einem ungerechtfertigten Argwohn begründet. Sie beruht vielleicht nur auf dem allgemein gehegten Verdacht gegen alle diese Franzosen, besonders die Polizeispione des Herrn Bongars, wie z. B. einen Monsieur Würtz, der sich nicht scheuen soll, sogar in die Familien einzudringen und die Eheleute gegen einander aufzuhetzen, damit er auf diese Weise deren Ansichten über die Regierung und geheime Umtriebe erfahre. Ich neige der festen Ueberzeugung zu, daß diese Polizeispions durch erfundene und erdichtete Verschwörungsnachrichten immer von Neuem den König gegen alle Deutschen aufzuhetzen suchen. So hieß es vor einigen Wochen, die Polizei sei einer weitverzweigten Verschwörung gegen das Leben des Königs auf die Spur gekommen, an der sogar mehrere Offiziere von der Garde, mir wurden als solche die Lieutenants von Klenke und Grippenberg von der Grenadiergarde, sowie von Parasky von der Jägergarde genannt, betheiligt wären. Es wurde daraufhin eine große Untersuchung eingeleitet, bei der sich auch nicht das Geringste herausstellte und die Beschuldigten frei ausgingen. Dann wurde wieder von dem Attentat eines Deutschen auf das Leben des Königs gefabelt, der Angeschuldigte aber war ein mehrfach bestrafter Dieb und noch dazu ein Franzose. Das scheinen eben Alles nur wohlangelegte Pläne des Polizeidirektors zu sein, um dadurch sein verhaßtes Spionirsystem zu begründen, und seine eigenen Schandthaten zu verschleiern. Ich muß Dir, mein Louis, offen gestehen, wie es mir jetzt oft leid ist, nicht lieber gleich in das französische Heer eingetreten zu sein. Denn was sind wir westphälische Offiziere denn anders, als nur Soldaten des Kaisers? Unser kleines Heer muß ja doch in dem Falle eines Krieges auf Seiten Frankreichs kämpfen. Und dabei dieser Unterschied

hier und dort! Da drüben eine zwar gewaltthätige, aber geniale und starke Oberleitung, eine Regierung, deren Zügel in einer mächtigen, energischen Hand vereint sind, dabei Anerkennung des persönlichen Verdienstes, Beförderung und Ruhm. Hier aber immer nur Halbheit und Zurücksetzung des deutschen Elementes, wohin man sieht; ein König, der sich herzlich wenig um sein Reich bekümmert, und eine Regierung, die das Land aussaugt. Ist das nicht Grund, um zu verzweifeln? Gott möge es bessern! — Deine Eintrittszeit in die Armee, mein lieber Louis, kommt nun auch näher heran. Du schreibst, daß der liebe Vater Dich für die Garde du corps in Aussicht genommen habe. Vor dem Herbst des nächsten Jahres wird es aber doch wohl nichts mit Deinem Eintreten werden. Schone Dich nur recht, damit Du den, doch bisweilen recht anstrengenden Dienst des Eskortereitens ertragen kannst. Dein Aussehen wollte mir das letzte Mal nicht so ganz gefallen, Du bist in dem letzten Jahr sehr schnell in die Höhe gewachsen und siehst vielleicht deshalb etwas schmal und bleich aus. Für mich würde bei der Garde du corps nicht die Stellung sein, die ich mir erwünschte. Es sind unter den Offizieren ja sehr liebe Menschen, wie die Premierlieutenants, oder ich muß wohl richtiger sagen, die maréchaux des logis, Spohr und Gisch, die mir gut bekannt sind, auch den Eskadronschef von Menzhausen schätze ich sehr, aber das Regiment ist doch mehr eine Hoftruppe und kein rechtes Feldregiment, wenn auch zwar die Eigenschaft, daß ein jeder Gemeiner Garde du corps in der Linie Offiziersrang hat, eine nicht zu unterschätzende Sache ist. Dagegen würde mir die fortwährende nahe Berührung mit dem Hofe und seinen einzelnen Mitgliedern unangenehm sein, aber das mag ja auch so manches Interessante bieten. — In einiger Zeit wird hier wieder der Besuch der Mutter des Königs, der sogenannten „madame mère“ erwartet, es soll dazu eine Zusammenziehung sämmtlicher Truppen zu einem Manöver und eine große Parade über die Armee stattfinden. Da wird es wieder gar Vielerlei zu sehen geben.

Meinen lieben alten Vater hat mein Abschied von ihm neulich doch mehr angegriffen, als ich es bei seinen Umständen wünschte. Ich muß ja leider bei jeder Trennung von ihm befürchten, daß sie für alle Zeitlichkeit sei. Wie glücklich bist Du in dieser Hinsicht, wie überhaupt in so vielen Sachen in dem Vergleiche zu mir! Deine lieben Eltern traf ich neulich bei meinen Besuche in Uder nicht an,

als ich mich ihnen empfehlen wollte. Nun, mein süßes Poldchen wird ihnen wohl meine innigsten Grüße übermittelt haben. Wie bin ich doch so unendlich glücklich, wenn ich die Zeit vor einem Jahr mit dem Jetzt vergleiche. Wäre die Frist doch erst überstanden, die uns von dem liebevollen Herrn Vater gestellt ist; wie so gar langsam schleicht doch die Zeit dahin! Ich will Dir gestehen, daß ich mit der Absicht umgehe, mich von hier in ein anderes Regiment transferiren zu lassen, denn ich möchte mein junges Weib (o denke doch nur Louis, Poldchen mein Weib!) nicht gern hierher in dieses Kassel bringen, wo ihre lieben Wangen bei dem Anblick so vieler verderbter Frauen erröthen müßten. Vielleicht wird es sich ermöglichen lassen, nach Braunschweig zu kommen, wo es ja auch sonst so hübsch sein soll. Doch was sind die Pläne der Menschen? Es liegt manchmal wie eine tiefe Melancholie, wie ein schwerer Druck auf mir und meinem Herzen, und ich denke dann, daß mein Leben jetzt ja an Glück beinah zu reich sei. Es liegen ja auch noch Jahre zwischen der Erfüllung unseres Glückes und dem Jetzt. Was kann Gottes Allmacht da noch über uns verhängen! Aber der Gedanke, „das Glück war ja doch eine Zeit Dein," der reicht ja für alle Ewigkeiten aus. Doch nun lebe wohl, mein Louis, grüße Deine verehrten Eltern, Minchen und Ferdi, an Poldchen die Einlage. Lebe wohl und glücklich, das ist der Wunsch Deines Dir bis zum Tode

treuen Fritz.

Ich gebe dieses Schreiben Gerhardy mit, der morgen nach Heiligenstadt reist.

XX.

Am 20. März 1811 wurde dem Kaiser Napoleon von seiner Gemahlin Marie Luise ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Napoleon, Franz, Karl, Joseph, Königliche Majestät von Rom erhielt. Zu der Tauffeierlichkeit waren an eine Menge von Fürstlichkeiten Einladungen ergangen, so auch an den König Jérome, nicht aber an die Königin, was von dem Könige sehr übel genommen wurde. Ein Grund dieser Nichteinladung ist unerfindlich, da der Kaiser bis dahin die Königin Katharina sehr schätzte und ihr bei jeder Gelegenheit die zartesten Aufmerksamkeiten erwies. Unter den zu der Taufe eingeladenen Fürstlichkeiten befand sich auch der, in dem Jahre 1810 zum Großherzog gemachte Reichserzkanzler Dalberg. Dieser hatte in dem Jahre vorher das Fürstenthum Regensburg an die Krone Bayern abgetreten und dafür Fulda und Hanau erhalten. Wie wir wissen, war von ihm ursprünglich der Cardinal Fesch zu seinem Nachfolger bestimmt worden, das wurde nun von ihm geändert und im Einverständniß mit dem Kaiser Napoleon der Vicekönig von Italien, Prinz von Venedig, Eugéne Napoléon (Beauharnais) für den Posten eines zukünftigen Erzstaatskanzlers des französischen Reiches designirt. —

Der Großherzog Karl (Dalberg) erfreute sich nach wie vor der besonderen Gunst Napoleons, er, der das Jahr vorher Zeuge der Vermählung des Kaisers gewesen war, wurde von diesem durch ein eigenhändiges Handschreiben zu der Tauffeier eingeladen, der Briefwechsel zwischen dem Großherzog Dalberg und meinem Großvater war in den Jahren ununterbrochen weitergeführt, und so hatte Ersterer ihm

auch, nach den Aufzeichnungen meines Großvaters, einen ausführlichen Brief über die Hochzeitsfeierlichkeiten geschrieben. Wohin aber dieser, gewiß viel Interessantes enthaltende Brief gerathen ist, läßt sich nicht mehr feststellen, er befindet sich nicht in den hinterlassenen Papieren. Dagegen aber der folgende eigenhändige Brief des Großherzogs aus der Zeit seines Pariser Aufenthaltes in dem März und April des Jahres 1811. Er enthält weniger etwas über die Tauffeierlichkeiten, die ja auch in den Zeitungen der damaligen Zeit ausführlich geschildert waren, giebt aber ein anschauliches Bild des damaligen Kaiserlichen Hofes, des Familienlebens und der Umgebung der Kaiserin Marie Louise, weshalb ich ihn hier mit aufnehme. Ich gebe nur die persönlichen Aussprüche des Kaisers in der Ursprache wieder. Er lautet in der Übersetzung:

Paris, den 5. Mai 1811.

Sie kennen, mein geschätzter Freund, die volle Zärtlichkeit und Freundschaft, die ich für Sie empfinde, und wissen auch, daß nichts diese zu verändern vermag. Deshalb zürne ich Ihnen auch nicht, wegen einzelner Ihrer, mir in Ihrem letzten Schreiben gemachten Bemerkungen, die ich beinah als eine Art Vorwürfe bezeichnen dürfte. Es lag anfänglich in meiner Absicht, auf sie nicht weiter einzugehen und sie ganz unberücksichtigt zu lassen, aber der Gedanke an unsere alte Freundschaft und an unser langjähriges Zusammenwirken veranlaßt mich doch, mein lieber Freund, mich Ihnen gegenüber einmal auszusprechen und Ihnen mein Inneres klar zu legen. Es giebt mir das außerdem Gelegenheit, einmal zu einem Freunde über meine Stellung zu Deutschland und zu dem Kaiser Napoleon zu reden. — Ich weiß sehr wohl, daß mir damals gar manche deutsche Männer meinen Beitritt zu dem Rheinbunde und die Unterzeichnung der Akte als eine schwere Sünde gegen das Deutsche Reich anrechneten. Sie wissen aber auch aus meinem, wie auch aus Freund Albinis Munde, daß ich mich erst nach langen Seelenkämpfen sowohl hierzu entschloß, als auch im Weiteren dazu, den Kardinal Fesch zu meinem Nachfolger zu ernennen. Sie, mein Freund, kennen Albini zur Genüge und werden daher meine, von ihm getheilte Ansicht für berechtigt anerkennen, daß damals nach dem Preßburger Frieden die Säulen von des Deutschen Reiches Selbständigkeit gänzlich untergraben waren und daß von dem Deutschen Reich als solchem kein Heil für die Einzelstaaten

mehr zu erwarten war. Ich habe mich nur allein deshalb zu dem Wohl meines Landes und um dasselbe vor einer bevorstehenden Zermalmung zu sichern, dazu verleiten lassen, den Onkel des Franzosenkaisers, den kirchlichen und Reichsgesetzen zuwider, zu meinem Nachfolger zu designiren. Sie wissen, welche Vorwürfe ich deshalb von dem Kaiser Franz zu ertragen hatte, daß aber gleichzeitig Napoleon diese Wahl seines Onkels bestätigte.

Wie meine Voraussicht es geahnt, so kam es denn auch bald darauf. Der Kaiser Napoleon konstituirte zu Paris den Rheinbund der die Verfassung Deutschlands mit einem Schlage vernichtete. Auch jetzt schwankte ich wieder, ob ich diesem Bunde beitreten sollte, und wieder war es Albini, der mich hierzu veranlaßte. Ich mußte mir sagen, daß es sich um die Erhaltung meines Staates handle und daß ich Deutschland als Mitglied des Bundes nützlicher sein könnte, als wenn ich mich gegen den Bund auflehnte und dann vielleicht abgesetzt würde. Konnte ich denn etwa den, von Napoleon beschlossenen Untergang des Deutschen Reiches aufhalten? Es war dasselbe ja nur ein Riese mit thönernen Füßen, das Reich nur eine Vielstaaterei ohne Zusammenhang mit einem Kaiser an der Spitze, auf dessen Befehle kein Fürst mehr hörte.

Das war also das Verbrechen, dessen man mich zieh', kann ich etwas dafür, daß 34 andere deutsche Staaten ebenso dachten wie ich und sich gleichfalls dem Rheinbund anschlossen?

Dabei aber muß ich Ihnen, mein Freund, auch im Geheimen gestehen, daß ich zu jener Zeit von Begeisterung für den großen Korsen erfüllt war und das in vieler Beziehung noch heute bin. Ich sah damals in ihm den Begründer eines großen Weltreiches, der mit starker Hand alle die Völker beherrschen und die Nationen zu ihrem Glücke führen würde. Ich muß Ihnen im Vertrauen gestehen, daß der Allgewaltige mich durch seine Worte über die Beglückung der Völker blendete, wie er es bei so Manchen that, die noch über das Glück der Nationen und über die Vollkommenheit der Staatsverfassungen in den materiellen Vorstellungen des 18. Jahrhunderts befangen waren. Aber immer von Neuem hat mich wieder das Gigantische in dem wunderbaren Manne bezwungen, der Gedanke eines großen Weltreiches mich berauscht, und ich muß es mir noch heute sagen, wer von alle den regierenden Fürsten der Jetztzeit ist einem Napoleon

vergleichbar? Es sind ja Alle nur Pygmäen neben ihm. — Wie aber die Gefühle und Anschauungen der Menschen unwillkürlich durch das Persönliche bestimmt werden, so ging es auch mir mit ihm. Er hat mich von Anfang an auf eine, mir unerklärliche Weise begünstigt, er zog mich in seine Nähe und weihte mich oft in seine geheimsten Pläne ein. Er hörte auf meine Rathschläge und erwies mir stets nur Gutes.

O mein Freund, hätten Sie den Mann gesehen, wie er da eines Tages bei einem Besuch von mir in den Tuilerien, mit seinen großen, klassisch geformten Zügen und seinen klugen Augen vor mir stand und z. B. Folgendes sagte:

„Je veux être le premier en tout point. Je ferai des traitements honorables à tous les détronés. Ils sont obligés de résider en France. Leur présence dans leurs anciens états troublerait l'ordre et la tranquillité, dont je désire faire jouir leurs successeurs. Les généraux, non les plus célèbres, mais les plus dévoués à ma famille recevront des couronnes moins pour recompenser leur fidélité, que pour consolider ma dynastie. Je ne désire encore, que vingt ans et j'aurais surpassé tous les grands hommes de l'antiquité. Mes victoires m'ont fait en me procurant la main d'une archiduchesse le maître du continent."

„Je dis plus, cette alliance me rend l'arbitre des destins du globe. En supposant que les Anglais se maintiennent dans le Portugal, que la résistance des Espagnols se prolonge et que je sois las de faire tuer des Français dans la péninsule, je puis y envoyer une armée de cent mille Autrichiens. Si l'Angleterre refuse, de faire la paix, j'enverrai dans les grands Indes une armée de cent mille Russes. Cette puissance étant privée de la base essentielle de ses richesses ne pourra plus conserver sa supériorité maritime. Je lui ferai payer par des monceaux d'or et par des larmes de sang, sa tyrannie des mers, sa liberté de la presse et la misère qu'occasionne à mes peuples la stagnation du commerce.

Il n'en est pas des négociants anglais comme de ceux du continent. Ceux-ci sont ruinés. Ils ont fait banqueroute, ils n'ont point de quoi subsister et cependant ils n'osent pas proférer la moindre plainte. —

Une telle imprudence serait considerée comme une rebellion.

Une prison perpétuelle ou la mort déliveraient l'état de leurs clabauderies et frapperaient de terreur quiconque aurait été tenté de les propager. Cette soumission absolue m'est garantie par mes armées de terre et de mer, par trente mille gensdarmes, quatre vingt mille prêtres, cent mille douaniers, par cent cinquante mille gablons et par deux cent mille espions de mes polices. —

Alexander, Francois et Fréderic font à St. Peterbourg, à Vienne et à Berlin ce que mon frère Jérôme, mon beau frère Murat et mon cousin, le duc de Plaisance, font à Cassel, à Naples et à Amsterdam. Si la paix a lieu mon projet favori, s'exécutera dans trois ans. J'embrasserai les Anglais, pour mieux les étouffer."

Dann stand der Kaiser von seinem Stuhle auf und fuhr mit erhobener Hand gestikulirend vor mir stehen bleibend, fort: „Ich sage Ihnen, ich werde dieses Frankreich groß machen, größer als je ein Reich der Welt, größer als das, von dem einst Alexander der Große träumte. Ja — ich will es durchführen, wenn mein Stern mir treu bleibt." — Als er geendet hatte, sank er in seinen Stuhl zurück und bedeckte einen Augenblick die Augen mit der Hand.

Sehen Sie, mein Freund, bei diesen Worten des großen Mannes, da kam es wie eine Art von Schauder über mich, ich erkannte, daß der Mann da vor mir mit seinen die Welt erschütternden Plänen ein Auserwählter sein müsse, ein Genie an Größe und Talenten und, ich beugte mich vor seiner Größe. So hat er mich bezwungen, wie er sich ja Alle unterwirft. Wer weiß, was wir noch unter seiner Herrschaft erleben! — Aber auch persönlich hat der Kaiser mir nur Freundliches erwiesen, er hat mich selbst bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet und erst jetzt wieder meinen Neffen Emmerich zum Herzog gemacht und ihm einen bedeutenden Auftrag gegeben. Soll ich dem großen Manne da nicht wohlgesinnt sein? —

Sehen Sie, mein geschätzter Freund, da habe ich denn Ihnen gegenüber mir wieder einmal Alles von der Seele gesprochen, was mich bedrückte. Lassen Sie die Menschen über mich reden, was sie wollen, ich verharre doch bei meiner Ansicht, Napoleon ist ein Mensch, er hat seine Höhen und Tiefen, aber die Höhen sind überwiegend und seine Sünden politische Sünden, die mit anderem Maß zu messen sind. Damit sei es genug, und nun zu etwas Anderem.

Der Glanz und die bei der Taufe des kaiserlichen Prinzen entwickelte Pracht war enorm. Doch ich will Ihnen darüber nichts weiter schreiben, das haben Sie wohl Alles in den Zeitungen gelesen. Ich möchte Ihnen aber doch von einigen Einzelheiten des hiesigen Hofes erzählen, die Sie interessiren dürften. Ich habe Ihnen damals bei der Beschreibung der Hochzeitsfeierlichkeiten bereits geschildert, welchen Eindruck die junge, wenn auch nicht schöne, doch distinguirte Kaiserin auf mich machte, muß Ihnen aber heute gestehen, daß ich mich zu jener Zeit über die Geistesgaben der hohen Frau doch getäuscht hatte. Ich nahm ihre Schüchternheit für Schwäche, ihre Zurückhaltung für Mangel an Energie, jetzt habe ich mich aber durchaus davon überzeugt, daß diese noch so junge Frau ganz genau weiß, was sie will, und es versteht, diesen ihren Willen selbst dem Kaiser gegenüber durchzusetzen. Es geht von ihr ein wahrer charme aus, den die Mutterrolle jetzt noch erhöht. Es giebt nichts Edeleres, als diese junge Kaiserin auf dem größten Thron Europas mit ihrem kleinen Knaben auf dem Arm, obgleich sie sich der Oeffentlichkeit gegenüber zu dem Kinde beinahe kalt zeigt. Es ist das nicht etwa ein Mangel an Zärtlichkeit, sondern nur die Neigung, ihre Gefühle nicht öffentlich zu zeigen.

Sie hat bis dahin noch nie ein Kind in ihrer Nähe gehabt und wagt kaum, es hinzunehmen oder es zu küssen, aus Furcht, ihm weh zu thun. Der kleine König von Rom ist deshalb öfter bei seinem Vater, dem Kaiser, der nimmt ihn oft zärtlich in seine Arme, setzt ihn auf seine Schulter oder trägt ihn vor den großen Spiegel, damit das Kind sich selbst sehen kann. O wie ist der Kaiser so stolz auf seinen Sohn! — Ich bin in den jüngst vergangenen Tagen öfters der Ehre theilhaftig geworden, die Kaiserin und auch den kleinen König zu sehen, und jedesmal bin ich von Beiden bezaubert. Die Augen der Kaiserin haben an Glanz und ihre Züge durch die Gewohnheit ihrer Machtstellung an Bedeutung gewonnen. Wie hat sie es verstanden, sich in die Eigenheiten ihres Gemahls zu finden und auf ihn einzuwirken!

Napoleon ist in dem täglichen Leben nicht immer liebenswürdig, es fallen da öfters Zornausbrüche vor, die er nie hat gänzlich überwinden können und gegen die selbst die Kaiserin Josephine machtlos war. Was dieser nicht gelang das gelingt Marie Luise. Es genügt

oft nur ein Blick von ihr, ein zärtliches Lächeln oder ein Händedruck, um seinen Zorn im Entstehen zu dämpfen. —

Der Kaiser hat für seine Gemahlin eine Etiquette eingeführt, die viel strenger ist, als die zu der Zeit der alten Könige.

Ich möchte Ihnen, geehrter Freund, hiervon nur ein Beispiel anführen, das dieses beweisen dürfte. Während der vier Wochen, die der Geburt des Prinzen folgten, empfing die Kaiserin nur die Damen ihres Hofstaates, die Gräfin Montesquiou als Gouvernante des Königs von Rom und die Prinzessinnen der kaiserlichen Familie. Als eines Tages madame mère und die Königinnen von Spanien und Holland zum ersten Male erschienen, gab man ihnen drei Lehnstühle, die an das Lager der Kaiserin gestellt wurden. Als Napoleon das Gemach betrat, bemerkte er diese Anordnung mit Mißfallen und ließ den Lehnstuhl seiner Mutter unter der Behauptung mit einem Tabouret vertauschen, daß Madame Lätizia keine Königin sei und ihr in Folge dessen auch kein Lehnstuhl zustehe. Die Mutter des Kaisers entfernte sich sogleich und nahm die Sache sehr übel. Dieses bildete einen neuen Grund dafür, die Abneigung gegen die „Oesterreicherin", wie sie von den Verwandten genannt wird, zu vermehren, obgleich diese doch gänzlich unschuldig daran ist. Napoleon hat sich eine genaue Form der Hofetiquette, wie sie unter Ludwig XV. bestand, aufsetzen lassen, ja selbst noch einige Verschärfungen hinzugefügt. Eine weitere Geschichte, wie streng der Kaiser die Etiquette auffaßte, ereignete sich eines Tages mit der Herzogin von Montebello. Nach der Etiquette mußte eine jede Medicin, die der Kaiserin gereicht wurde, vorher von dem Leibarzt Corvisart probirt werden. Eines Tages empfand die Kaiserin ein leichtes Uebelbefinden und die Herzogin von Montebello reichte ihr die Medicin, ehe sie von dem Arzt geprüft war. Nachdem sie Marie Luise eingenommen, befand sie sich schlecht, und als Napoleon ängstlich herbeieilte, fuhr er die Herzogin sehr schroff an, daß sie es gewagt habe, diese Vorschrift der Etiquette zu umgehen. Der leichte Anfall ging schnell vorüber und die Herzogin hatte nichts auf die Vorwürfe des Kaisers erwidert. Als er aber gegangen war, bemerkte sie in ihrer Weise: „Es ist gut, daß ‚Monsieur Etiquette' mit seiner Rede zu Ende ist, ich bin keine Freundin von langen Standreden." — Seit jener Zeit erlaubte sie

sich bei einem Alleinsein mit der Kaiserin, von Napoleon oft als „Monsieur Etiquette“ zu sprechen, was diese lächelnd zuließ. —

Der kaiserliche Hofstaat besteht jetzt aus drei, streng von einander geschiedenen Parteien, das ist die des alten, ursprünglich legitimistischen Adels, dann die der aus der Revolution hervorgegangenen Leute und schließlich aus der der Militärs. Die allerschärfsten Gegensätze befinden sich hiervon in der nächsten Umgebung der Kaiserin. Die Gräfin Montesquiou und ihr Gemahl gehören zu dem ältesten Adel. Sie verwenden ihren Einfluß zur Erlangung von Gunstbezeugungen, für ihre Bekannten und Verwandten, die Emigrés. Der Kaiser ist der Gräfin sehr gewogen und schlägt ihr selten eine Bitte in dieser Richtung ab, da er weiß, wie schwärmerisch sie der Kaiserin und dem kleinen Prinzen zugethan ist. Im schroffen Gegensatz hierzu steht die Ehrendame und Vertraute der Kaiserin, die originelle Herzogin von Montebello. Sie ist ein Kind des Volkes, aber eine durchaus ehrbare Frau, der nichts Böses nachzusagen ist. Diese ist als Haupt der zweiten, nur kleinen Partei zu betrachten. Die dritte, die der Militärs, möchte ihren Fürsprecher in dem langjährigen erklärten Liebling des Kaisers, den Marschall Durok, haben. Diese Partei haßt den alten Adel und schätzt nur das Waffenhandwerk und den Ruhm des Soldaten, ist aber andererseits sehr begierig auf hohe Titel und Würden, die sie von dem Kaiser begehrt, und nebenbei auch sehr empfänglich für große Geldgeschenke.

Diese drei Parteien bekriegen sich stets unter einander und suchen sich gegenseitig zu schaden. Der jungen Kaiserin wird es nicht leicht, sich mit den verschiedenen Parteien abzufinden. Sie hat besonders mit den beiden ersteren zu thun, obgleich die Herzogin auch noch die Militärpartei als die ihres verstorbenen Gatten vertritt. Der Kaiser aber weiß mit ihnen umzugehen, er benutzt eine jede Partei als Spion über die andere und ist auf diese Weise stets über aller Intriguen unterrichtet.

Die Entbindung der Kaiserin soll eine sehr schwere gewesen sein und das Kind konnte nur durch Eingreifen der Aerzte und des Wundarztes Yvan zu Welt befördert werden. Corvisart soll dafür 100 000 und Yvan 60 000 Francs erhalten haben. Die Herzogin verließ die Kaiserin während dieser schweren Tage nicht eine Minute und ruhte

neun Tage auf einem Canapee neben ihrem Lager. Diese aufopfernde Zärtlichkeit soll die Vorliebe Marie Luise's für ihre Ehrendame noch erhöht haben. Sie verzeiht ihr oft manches offene Wort und soll manchmal über die Verstöße lachen, die von der lustigen Frau gegen die Etiquette begangen werden.

Der Neid und die Medisance wegen ihrer Bevorzugung hat sich, wie Sie sich wohl vorstellen können, bald der Gesellschaft bemächtigt, und man sagt der schönen Frau alles Mögliche nach, so unter Anderem auch, daß sie in einem sträflichen Verhältniß zu Napoleon stünde. Wer aber den Kaiser kennt wie ich, der weiß, daß dieser überhaupt gegen die Reize der Frauen nicht sehr empfänglich ist; da muß es schon etwas ganz Besonderes sein, das ihn anzieht. In diesem Falle aber, wenn die Herzogin seine Geliebte gewesen wäre, würde er ihr niemals die obige Stelle gegeben haben. Er sagte sogar bei ihrer Ernennung zur Ehrendame, daß er ihr diesen Posten gebe, weil sie im wahren Sinne des Wortes eine „dame d'honneur" sei et cela explique tout.

Da ich gerade auf die von Napoleon geliebten Frauen komme, so sind es, offen gesagt, nur zwei, von denen ich annehme, daß sie der Kaiser mit seiner Gunst bedacht hat. Das ist erstens eine Polin, eine Madame de Walewska, die er von seiner Jugend an liebte; und zweitens — Hortense Beauharnais, die jetzige Gattin seines Bruders Louis. Ich will Ihnen, geschätzter Freund, über dieses Verhältniß hier im Vertrauen von einem Gespräch erzählen, das ich einmal über diese vielbesprochene Frau mit dem Kaiser führte.

Ich weiß nicht mehr, wie es kam, daß der Name Hortense in unserem Gespräch genannt wurde, aber kaum war er gefallen, da strahlten Napoleon's Augen von Zärtlichkeit, und da hatte ich die Dreistigkeit, ihn zu fragen, ob es wahr sei, was man sich in der Welt erzähle, daß sie einst seine Geliebte gewesen sei. Er sah mich bei dieser Frage zornig an, und ich befürchtete schon einen seiner gewohnten Wuthausbrüche, doch er begann zu lächeln, faßte mich einen Augenblick bei dem Ohr und sagte dann: doch ich will seine Rede Ihnen lieber aus dem Gedächtniß wörtlich wiederholen:

„Tout ce que dit le public est à peu près vrai. Si tout autre avait eu l'audacité de me faire une semblable demande, je

n'aurai pas tarder, de le chasser, mais vous êtes mon brave confident — eh bien entendez:

Je n'aimai jamais Hortense. Je m'en amusai. C'est la complaisance de sa fille, que la veuve Beauharnais doit honneur, d'avoir été Madame Bonaparte. L'esprit, les grâces, la beauté et surtout la jeunesse d'Hortense me firent oublier tous les torts de sa mère. Il est faux, que j'ai forcé Louis*) à epouser ma maîtresse.

Il connaissait mes liaisons. Il voulait être heureux, lorsqu'il pouvait le devenir utilement, pour prêter son nom. J'ordonnai, qu'on consentit à tout, est il fut époux. J'ai dû céder aux instances de mon épouse pour renvoyer Hortense de Paris et même pour l'humilier en la faisant cesser de régner. Je suis très malheureux avec ma famille, mais l'amour que me témoigne ma Louise me soutient dans mon infortune**)

Ich war sehr gerührt von diesem mir erwiesenen Vertrauen und neigte mich auf die Hand, die der Kaiser mir reichte. „Doch das bleibt unter uns," fügte er ernst hinzu und brach dann das Gespräch ab.

Auch Sie, mein verehrter Freund, werden diese Mittheilung als ein Geheimniß bewahren. Ich kenne Sie ja, bei Ihnen ist es aufgehoben wie ein Beichtgeheimniß. Ich muß aber gestehen, daß es mir trotz des Kaisers Aeußerung doch zweifelhaft blieb, wie weit das Verhältniß zwischen ihm und seiner Stieftochter gegangen sein mag. Wo ist die Wahrheit?

Noch Eines möchte ich mit Ihnen bereden, geschätzter Freund, nämlich das absurde, in der Welt verbreitete Gerücht von der Unterschiebung eines anderen Kindes für den König von Rom. Es ist das eine gar lächerliche Mär, die schon durch die Anwesenheit der vielen Zeugen während und nach der Geburt entkräftet werden sollte. Offiziell bestätigte der Erzkanzler Cambacérès die Geburt und das Geschlecht des Kindes. Im Weiteren war der Prinz von Neuf-

---

*) Louis Napoleon liebte ursprünglich Mademoiselle Tascher de la Pagerie, die später den Prinzen von Arenberg heirathete.

**) Dieses Bekenntniß des Kaisers Napoleon würde die Angaben Constant's und Turquans über das Verhältniß des Kaisers zu seiner Stieftochter umstoßen.
Anmerkung des Herausgebers.

chatel zugegen, außerdem die Aerzte Corvisart, Bourdier und Yvan, die Damen Montebello, Lucai und Montesquiou, die sechs Hofdamen Durant, Ballant, Deschamps, Hureau, Barbusson und Gérard, fünf Kammerfrauen, Honoré, Edouard, Barbier und wie sie sonst hießen, außerdem noch einige Garderobefräuleins. Sie sehen also, daß das wohl ausreichende Zeugen sein dürften. Der Kaiser wohnte in einem Nebenkabinett der, fast eine halbe Stunde dauernden, schmerzhaften Operation bei, er lief bald leichenblassen Angesichtes zu dem Lager der Kaiserin, bald wieder hinaus, er gab ihr die zärtlichsten Liebesnamen, preßte ihre Hände und war ganz außer sich vor Schmerz.

Er beschwor Corvisart, um jeden Preis, ohne auf das Kind Rücksicht zu nehmen, die Mutter zu erhalten, und schloß, als die Operation geglückt war, den Arzt thränenden Auges in seine Arme.

Alles das weiß ich aus Corvisart's eigenem Munde.

Vor den Fenstern der Tuilerien erwartete eine viele Tausende zählende Menge die ersten Nachrichten über die Geburt. Sie verharrte, bis der erste Kanonenschuß das Resultat verkündete, in lautloser Stille. Dann begannen alle die Tausende einen jeden Schuß mitzuzählen und, als der 22. fiel, ertönte ein unermeßlicher Jubelschrei, der die weiteren Schüsse unhörbar machte.

Es war ja nicht allein der Jubel über den ersehnten Erben des Thrones, der die Menschen begeisterte, sondern man glaubte in diesem kaiserlichen Prinzen eine Gewährleistung des zukünftigen Friedens und von Frankreichs Glück zu erblicken. Man zweifelte nicht, daß der Kaiser seine kriegerischen Gelüste hinfüro der Zukunft seines Erben opfern würde.

Da oben aber schloß Napoleon den so heiß ersehnten Sohn in seine Arme, der für ihn den Gipfel des Glückes bedeutete. Sein Stern leuchtete in hellster Klarheit. —

Während meines hiesigen Aufenthaltes sind mir auch die Einzelheiten über die bekannte Bannbulle Seiner Heiligkeit des Papstes gegen den Kaiser zu Ohren gekommen, die ich Ihnen, mein geschätzter Freund, nicht vorenthalten möchte. — Wie Sie wissen werden, hat der Papst die Scheidung des Kaisers von der Madame Josephine und in Folge dessen die Ehe mit der Erzherzogin nicht anerkannt. Hieraus entstand ein offener Bruch zwischen dem Kaiser und Seiner

Heiligkeit, und der Papst erklärte den Kaiser in den Bann. Die Exkommunikationsbulle wurde von ihm an den Abbé d' Astros nach Paris gesandt und dieser heftete sie während der Nacht an das Portal von Notre dame. Im Weiteren ließ er zahlreiche Abschriften der Bulle vertheilen, die er heimlich hatte drucken lassen. Der kaiserliche Staatsrath Portalis, Generaldirektor der Bibliotheken und Druckereien, erhielt davon Kenntnis, that aber nichts dagegen, um diese Frechheit zu verhindern; ja er machte davon nicht einmal dem Kaiser Meldung. Der Polizeidirektor Duc de Rovigo, schon längst dem Grafen Portalis feindlich gesinnt, benutzte diese Gelegenheit, ihm zu schaden, und meldete die Sache dem Kaiser. Dieser gerieth darüber in den grimmigsten Zorn und berief sogleich eine Sitzung des Staatsrathes, zu dem auch Portalis gehörte. Als dieser in den Saal trat, herrschte ihn der Kaiser an: „Kommen Sie hierher zu mir und verantworten Sie sich," er hob die Hand gegen ihn und schrie ihn an: „Savez-vous, ce qui s'est passé il y a deux jours à Notre Dame? Ne balbutiez pas. Point de détours jésuitiques." —

„Je le savais," erwiderte zitternd Portalis.

„Ah vous le saviez et vous ne m'en avez pas instruit. On m'avilit publiquement et vous gardez le silence? On ose publier dans ma capitale une bulle d'excommunication contre moi, et vous ne faites pas jeter dans un cachot, pieds et poings liés, le téméraire qui a eu c'ette indolance? Votre devoir était, de me consulter. Je suis fâché de tout çeçi pour la mémoire de votre père — je ne vous soupçonne pas de mauvaises intentions, mais vous êtes un — sot, un imbécile — sortez!" —

Noch schlimmer aber erging es dem Abbé d'Astros. Als er an der Spitze des Kapitels von Notre Dame dem Kaiser die Glückwünsche zum neuen Jahr überbrachte, stürzte dieser zitternd vor Wuth auf ihn zu und rief: „Ah c'est donc vous, qui voulait allumer dans mes états le feu de la sédition, qui trahissez votre souverain, pour exécuter les ordres d'un prêtre étranger? Je ne veux ni revolte, ni fanatisme, ni martyr, je suis chrétien, chrétien comme Bossuet, comme Fénélon et non comme cet infame Grégoire VII. Je saurai soutenir les droits de ma couronne contre ceux, qui lui ressemblent. Dieu m'a armé du gloire. Que vous et vos pareilles me l'oublient pas."

Der arme Abbé wollte etwas erwidern, aber eine stolze Geste des Kaisers zwang ihn, sich zurückzuziehen. Eine Stunde darauf saß er in der Conciergerie.

Sehen Sie, mein Freund, auf diese Weise tritt der Kaiser seinen Feinden gegenüber, er zermalmt sie, und gegen ihn giebt es keinen Widerstand.

Aber der wunderbare Mann kann andererseits auch milde sein, selbst wenn er gereizt ist, vermag er sich zu beherrschen. Er kann oft ein offenes Wort, aber nie den Verrath ertragen.

Auch hiervon erhielt ich einen Beweis durch eine Geschichte, die mir bis dato unbekannt war.

Als der Kaiser nach der Schlacht bei Jena Abends nach Weimar kam, fand er die Stadt von den Mitgliedern der herzoglichen Familie und von den vornehmsten Familien verlassen. Der Herzog stand mit seinen Truppen bei der preußischen Armee, und man fürchtete deshalb die Rache des Siegers. Nur allein die Herzogin*) war in dem Schlosse zurückgeblieben.

Sie hatte sich mit ihren Damen in einen der Schloßflügel zurückgezogen und die großen Empfangsräume für den Kaiser herrichten lassen. Bei seinem Eintreffen stand sie auf der ersten Stufe der großen Schloßtreppe, um den Kaiser mit dem, ihm zustehenden Ceremoniell zu empfangen. „Wer sind Sie?" fragte der Kaiser. „Ich bin die Herzogin von Weimar," erwiderte mit kühner Sicherheit die schöne Frau. „So, Madame, sagte brüsk Napoleon, „in diesem Falle bedauere ich Sie, denn ich werde Ihren Gatten zermalmen (écraser)". — Sprach's und zog sich, mit der Hand leicht seinen Hut berührend, in seine Gemächer zurück. An dem nächsten Morgen sandte die Herzogin, die inzwischen von der bevorstehenden Plünderung der Stadt Kenntniß erhalten hatte, einen ihrer Kammerherren an den Kaiser ab, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen und gleichzeitig um eine Audienz zu bitten.

Diese Höflichkeit erfreute den Kaiser, und er ersuchte die hohe Frau, mit ihm das Frühstück einzunehmen. Kaum daß sie erschienen, begann der Kaiser sie nach seiner Gewohnheit, auszufragen.

*) Diese Herzogin von Weimar war die Großfürstin Maria Paulowna, geboren 4. Februar 1786, die dritte Tochter des Kaisers Paul von Rußland, vermählt mit dem Herzog von Weimar am 22. Juli 1804.

„Comment votre mari, Madame, a-t-il pu être assez fou, pour me faire la guerre?“

„Euer Majestät würden den Herzog verachtet haben, wenn er anders gehandelt hätte,“ erwiderte die hohe Frau.

„Pourquoi cela?“

„Mein Gemahl steht seit langen Jahren im Dienste des Königs von Preußen, er konnte ihn ehrenhafter Weise nicht in dem Augenblick verlassen, als der König in einen Krieg mit einem so mächtigen Gegner, wie Euer Majestät es sind, verwickelt wurde.“ —

Diese, ebenso bestimmt abgegebene, wie passende Antwort gefiel dem Kaiser, und er fragte höflich, Mais comment se fait-il, que le duc se soit attaché à la Prusse?“

„Euer Majestät dürfen nicht vergessen,“ war die Antwort, „daß die jüngeren Zweige des Hauses Sachsen stets dem Beispiele des Kurfürsten gefolgt sind, und dieser hat sich früher mit Preußen als mit Oesterreich verbündet.“ —

So ging die Konversation zwischen Beiden noch eine geraume Zeit fort und die Herzogin verrieth in dem Gespräch ebenso viel geistvollen Takt, wie tiefes Gemüth, so daß der Kaiser immer mehr von ihr gefesselt wurde. Als er die Tafel aufhob, küßte er ihr die Hand und sagte freundlich: „Madame, vous êtes la femme la plus respectable, que j'ai jamais connue· Vous avez sauvé votre mari. Je lui pardonne, mais c'est à vous seule, qui le doit.“

Er gab gleichzeitig Befehl, die Plünderung der Stadt einzustellen. Weimar war gerettet. Einige Zeit darauf schloß er einen Vertrag mit dem Herzog, der die Selbstständigkeit seines Landes festsetzte. Er sandte auch einen Courier an die Herzogin ab, der ihr zuerst diesen Vertrag vorlegen mußte. — Sie sehen hieraus, mein Freund, daß der Kaiser gegen eine freimüthige, furchtlos abgegebene Meinungsäußerung sehr empfänglich sein kann.

Die Stellung des Kaisers mein Freund Ihrem Könige Jérome gegenüber ist während dessen Anwesenheit hier keine bessere geworden. Napoleon soll ihm besonders wegen der unüberlegten Entlassung des Ministers von Bülow zürnen, auch hat ihn seine Proklamation an die Hannoveraner unangenehm berührt. Er hat ihn gleich den Ministern der anderen Staaten längere Zeit antichambriren lassen und es außerdem nicht gerügt, daß die Gesandten der fremden Mächte dem Könige nicht ein-

mal ihre Aufwartung machten. Ihr König soll sehr mißgestimmt von hier abgereist sein.

Was die politischen Verhältnisse anbelangt, so scheint mir eine gewisse Unzufriedenheit mit Rußland hier in der Luft zu schweben. Kein Mensch vermag abzusehen, welches der Grund hiervon sein kann. Sie rührt vielleicht von dem refus her, den der Kaiser in Petersburg erhielt, als er um die Schwester seines Freundes anhalten ließ. Sonst hat der Kaiser Alexander sich stets den Wünschen Napoleon's gegenüber sehr willfährig gezeigt. Seine Kriegserklärung gegen England, die vertrauliche Zusammenkunft in Erfurt, die Billigung des Vorgehens gegen Spanien, die mäßige Verwendung für das hart bedrängte Preußen und die Theilnahme an dem Kriege gegen Oesterreich, alles das bezeugte doch bisher die Aufrichtigkeit des Bündnisses zwischen Rußland und Frankreich.

Trotz alle dem scheint es fast, als wolle sich der Kaiser auch das russische Reich unterjochen und suche nur nach einer casus belli, um es mit Krieg zu überziehen. Dafür spricht auch die in dem vergangenen Dezember erfolgte Einziehung des Herzogthums Oldenburg, dessen Fürst bekanntlich ein naher Verwandter des russischen Kaisers ist. Im Weiteren sprechen dafür die von dem Kaiser an Rußland gestellten und immer schärfer gefaßten Forderungen wegen der Kontinentalsperre, genug, es scheint mir, als ob sich zwischen den beiden Staaten Ernstes vorbereite. Wer vermag aber einen Blick in die Seele des gewaltigen Mannes auf dem Thron seines Riesenreiches zu thun? Ich vermag das nicht, und die hiesigen Minister vermögen es erst recht nicht. In dieser und jeder Beziehung steht der Heros allein auf seiner Höhe.

Sollte es aber zu einem Kriege mit Rußland kommen, so wird daraus ein Weltkrieg werden, der ganz Europa erschüttert. Wir müssen sehen, was uns die Zukunft bringt.

Doch nun leben Sie wohl, mein lieber, geschätzter Freund. Ich habe mir Alles von der Seele geschrieben, was mir hier in den letzten Wochen vor die Augen kam. Schreiben Sie mir, bitte, auch in der gleichen ausführlichen Weise über die in Westphalen herrschenden Verhältnisse. Bitte, wählen auch Sie eine doppelte Einlage und schreiben Sie an die bekannte Adresse. Ich werde sorgen, daß dieses Schreiben ungeöffnet an Sie gelangt.

Und nun, vale, mein Freund. Sie können mir dreist alles Böse mittheilen, was die Leute von mir sagen. Mich kümmert's nicht. Seien Sie versichert, daß ich Sie stets sehr liebe und achte.

Leben Sie wohl mein theuerer Freund und Vetter*).

Dalberg.

---

*) Diese Bezeichnung „Vetter" muß nur ein Freundschaftsausdruck gewesen sein. Eine Verwandtschaft zwischen dem Fürstprimas und meinem Vater bestand nicht.

Anmerkung des Herausgebers.

XXI.

In dem Laufe des Jahres 1811 wurden die finanziellen Verhältnisse Westphalens immer schlechter. Man begann damit auf alle mögliche Weise zu experimentiren, aber der Kredit der Regierung sank immer mehr. Dazu kamen äußere Verhältnisse, die ihren vollständigen Ruin herbeiführten. So forderte der Prinz von Eckmühl in dem Auftrage des Kaisers die kriegsgemäße Verproviantirung der Festung Magdeburg, die auch wieder die Summe von 700 000 Francs verschlang, genug, der neue Generalschatzdirektor Pichon stellte für das Jahresbudget allein ein Defizit von im Ganzen beinah 30 Millionen fest. Er verlangte deshalb von dem Könige eine Herabsetzung der Staatsausgaben, im besonderen des Heeresetats, sonst würde der Staatsbankerott unaufhaltsam sein.

Das Kontingent des Heeres betrug bereits 30 000 Mann, ein Etat, der von dem Lande absolut nicht getragen werden konnte. Die Geldnoth hatte, wie überall, die Korruption im Gefolge, Unterschlagungen in der Verwaltung kamen alle Tage vor, und es schien in dieser Zeit, als wollten eine Menge der französischen Beamten noch so viel wie nur irgend möglich für sich herausschlagen. Keiner glaubte unter diesen Verhältnissen noch an einen Fortbestand des Königreiches, und man dachte, daß der Kaiser kurz über lang das Königreich Westphalen Frankreich einverleiben würde.

Aus dieser Zeit erhielt mein Vater von seinem Freunde Fritz Wolf den folgenden Brief.

Fünfter Brief des Lieutenant Wolf.

Kassel, den 22. September 1811.

Mein lieber guter Louis!

Der Hauptzweck dieses meines Briefes besteht darin, Dir anzuzeigen, daß ich mich Dir nun bald als wohlbestellter Braunschweiger vorzustellen in der Lage sein werde. Ich soll zu dem 1. Oktober dorthin, und zwar zu dem zweiten Regiment versetzt werden. Die Angelegenheit hat sich leichter gemacht, als ich urspünglich annahm. Der Lieutenant Gallet von dem zweiten Regiment hat wegen seiner Familienverhältnisse darum angetragen, hierher zu kommen, und da soll ich denn, da wir so ziemlich eines Grades sind, mit ihm in der Stelle tauschen. Ich sagte Dir bereits, mein Louis, daß das zweite Regiment erst nach dem Kriege nach Braunschweig gekommen ist, ich kenne viele Offiziere von dem Feldzuge her, sie sind fast noch sämmtlich in dem Regiment, und ich freue mich sehr, in ihren Kreis einzutreten. Der Herr General von Klösterlein, der Kommandant der Division, den mein lieber Vater auf meine Bitte hin wegen meiner Versetzung anging, ist mir in dieser Angelegenheit sehr behülflich gewesen. So werde ich mich denn bald als Braunschweiger betrachten dürfen, und ich denke, daß meinem lieben Poldchen meine Transferirung dahin auch angenehm sein wird. Jedenfalls hoffe ich, auf meiner Reise dorthin einige Tage bei Euch vorzusprechen. Ich weiß zwar nicht, ob Ihr dann noch in Uder weilen werdet oder bereits nach Schloß Rusteberg übergesiedelt seid, dessen Kauf von dem Grafen von Keller mich zu hören sehr erfreut hat. Ich stand in der letzten Zeit hier auch zu ungern, in dieser Stadt, in der die Liederlichkeit und die Unmoralität herrscht, ja, wie ich leider Dir gestehen muß, auch täglich in den Kreisen der Offiziere zunimmt. Nimm aber hierdurch, mein Louis, zuerst einmal meinen herzlichsten Dank für Deinen lieben Brief entgegen. Dein Schreiben, das ich wie gewöhnlich erst durchflogen und dann zum zweiten und dritten Mal mit mehr Bedacht gelesen habe, hat mir große Freude gemacht, da es mir über Euch Lieben Alle nur gute Nachrichten brachte. Daß ich meines Poldchens Einlage zuerst las, macht Dich nicht böse, nicht wahr, mein Louis? Möge Dir dereinst, lieber Bruder, auch ein so inniges Liebesglück erblühen wie mir in Deiner theueren Schwester. — Wenn ich an Dich, lieber Bruder, längere Zeit

keinen Brief absandte, so hatte das in der vielen Beschäftigung seinen Grund, die mir hier in den letzten Wochen zu Theil ward. Ich denke mir aber, daß Poldchen Dir stets meine besten Grüße bestellte, die ich ihr für Dich auftrug, und Dir auch wohl sonst noch Manches aus meinen Briefen erzählt hat, so daß Du wenigstens im allgemeinen über meine letzten durchlebten Wochen au fait bist. Sehr viel Dienst hatten wir auch wegen der Anwesenheit der Mutter des Königs, der Madame Lätizia, die jetzt ihren, bereits vor mehreren Jahren hier abgestatteten Besuch wiederholte. Bei ihrer Ankunft mußten von dem Kölnischen Thore an bis zu dem Schlosse die Gardisten Spalier bilden, durch ihre Reihen fuhr die Mutter der Könige unter großem Jubelgeschrei, sowie dem Donner der Kanonen zuerst nach dem Schloß und dann nach Napoleonshöh. Ich hätte mir diese berühmte Frau eigentlich älter gedacht, als sie aussieht, sie hat mit ihren großen, klassisch regelmäßigen Zügen noch immer das Aeußere einer schönen Frau. In der vergangenen Woche war die ganze Armee hier in der Umgegend zusammengezogen worden, und haben wir vor dem Könige viele Revüen und auch zwei große Paraden gehabt. An dem einen Tage wurde auf dem Forste sogar ein großes Feldlager bezogen, und auch sonst hatten wir viele Uebungen, die für einen Kriegsfall berechnet erschienen.

Zu diesen Manövers zogen wir an jedem Morgen bei Erwachen des Tages auf die große Ebene an dem rechten Ufer der Fulda hinaus. Die verschiedenen Regimenter gewährten bei ihrem Durchzuge durch die Stadt unter dem rauschenden Schmettern der Trompeten und Hörner einen prächtigen Anblick, und man muß sich gestehen, daß die Armee in ihrem jetzigen Zustande wohl keiner anderen in Europa nachstehen dürfte.

Als die Heerschau der an 22000 Mann starken Truppen stattfand, zogen viele Tausende von Zuschauern nach der Aue hinaus, um das ungewohnte Schauspiel mit anzusehen. Es war ein gar stattlicher Anblick, als die Regimenter alle in Linie aufmarschirt dastanden.

Die ganze Parade wurde von dem Divisionsgeneral und Gouverneur von Heldring kommandiert.

Die erste Division kommandirte der Herr Oberst von Schlotheim.

Die zweite der Herr General von Klösterlein.

Die dritte der Divisionsgeneral Michaud.
Die vierte der Herr General Damas.
Die Garde der Generalkapitän der Garden von Ochs.
Die Gensdarmerie der Herr General von Bongars.
Die Artillerie der General Allix
und die gesammte Reiterei der Kapitän der Garde du Corps General Baron Dumas.

Dein zukünftiger hoher Vorgesetzer, mein lieber Louis, theile dies Alles auch Deinem lieben Vater mit, da es ihn interessiren dürfte.

Um acht Uhr erschien der König in französischer Generalsuniform auf einem wunderschönen Schimmel, gefolgt von einer glänzenden Suite. Trotzdem begann die Parade noch nicht, da man noch auf etwas Anderes zu warten schien. Plötzlich entstand unter der zuschauenden Volksmenge eine gewaltige Bewegung, und da kam auch schon eine mit vier Rappen bespannte Kalesche durch die Aue dahergefahren, in deren Fond unsere schöne Königin, zur Linken einer älteren Dame, des Königs Mutter, lehnte.

Der Wagen wurde von einem Zuge der Garde du corps in ihren weißen Kollets eskortirt, und sah ich im Geiste schon Dich, meinen Louis, dazwischen reiten. Die Uniform sieht doch sehr schön aus, die weißen Galaröcke haben blaue Kragen, Aufschläge und Rabatten, dazu die Fangschnüre, die Brustharnische von Stahl mit gelber Sonne, die Stahlhelme mit gelben Beschlägen und schwarzer Raupe mit weißem Stutz. Sie tragen dazu weiße Beinkleider in hohen Stiefeln, das Lederzeug ist schwarz, gelbgerändert und beschlagen. Nur die Trompeter tragen rote Röcke. Hinter der Kalesche, an deren Schlage der für den verstorbenen General Morio neu ernannte Großstallmeister Baron von Hammerstein ritt, folgten noch drei Wagen, in denen die Hofdamen Platz gefunden hatten. In dem ersten saß die Oberhofmeisterin Gräfin Bocholz und die nicht minder viel besprochene Gräfin Löwenstein-Wertheim und in dem nächsten die anderen Hofdamen.

Der König ritt dann, während die Regimenter präsentirten, gefolgt von den Wagen der Damen und der Suite, die Fronten ab, und später wurde an ihm vorbei defilirt, wobei der König nicht unterließ, die Kavallerie in eigener Person seiner erlauchten Mutter vorzuführen. Es bot die ganze Parade ein sehr glänzendes Schauspiel dar, und

der König sprach den Kommandeuren der einzelnen Regimenter über die vorzügliche Haltung ihrer Truppen seine besondere Zufriedenheit aus.

Drei Tage dauerte das Feldlager um den „Forst", und an den Abenden kam die königliche Familie mit ihrem hohen Besuch und dem ganzen Hofstaat stets heraus, um sich die brennenden Lagerfeuer und das Getreibe in den Zeltgassen anzusehen.

An dem einen Abend wurde mir die Gelegenheit, des Königs Mutter ganz in der Nähe zu sehen, und ich fand den ersten Eindruck von ihr durchaus bestätigt. Sie ist eine Frau von majestätischem Aeußeren. Der Kapitän d'habillement von dem zweiten Regiment, Monsieur Bosquillon mit Namen, ein geborener Franzose, erzählte mir am selbigen Abend an dem Lagerfeuer gar mancherlei von dieser madame mère, von ihrer Art und Weise und ihrer Vergangenheit. So theilte er mir mit, daß die Mutter der Könige wegen ihres ungewöhnlichen Vornamens von den Parisern den Beinamen „la mère la joie" erhalten habe. Der Kaiser habe lange geschwankt, welche Stellung er seiner Mutter geben solle, und da habe er sie, unter Anweisung eines sehr bedeutenden Jahreseinkommens, zur Protektorin aller maisons de charité gemacht.

„Das wäre so etwas für die, beinah sprüchwörtliche geizige Frau gewesen", meinte der Kapitän, „Gutes zu thun und ihre Hand dabei nicht in die eigene Taschen zu stecken, sondern sich dabei noch recht beträchtliche Nebeneinnahmen zu verschaffen, das habe ihr so recht gepaßt." Der Herr Kapitän schien auf die Dame überhaupt nicht besonders zu sprechen zu sein, und der Grund hiervon kam denn auch bald zu Tage.

Eine Verwandte von ihm, eine der Damen der Mutter des Kaisers konnte sich, vermögenslos wie sie war, und bei dem geringen Gehalt, den sie erhielt, nicht wie die anderen Damen glänzend kleiden, namentlich konnte sie sich nicht einen der türkischen Schawls kaufen, wie sie jetzt in Paris Mode sind. Da wurde sie eines Tages von ihrer Gebieterin mit einem wundervollen Schawl überrascht, für den sie sich denn auch, ihn als Geschenk betrachtend, vielmals bedankte. Sie wurde aber zu Neujahr sehr unangenehm überrascht, als ihr der Kaufmann Leroi eine Rechnung von 900 Francs über den Schawl schickte. Madame mère hatte ihn auf des Fräuleins Namen dort entnommen. In dieser Art soll sie es häufig betrieben

haben, und einmal hat sie sogar ein, von ihr für ihre verstorbene Kammerfrau befohlenes, luxuriöses Leichenbegängniß von deren Bruder bezahlen lassen. Ja die hohe Frau scheint recht für das Sparen und Zusammenraffen von Schätzen zu sein, so hat sie z. B. der Königin jetzt wunderschöne Kleider als Geschenk mitgebracht, die sie selbst als Geschenk von der Kaiserin Marie Luise erhalten. Das Schönste ist aber dabei, daß sie dem Könige bei Besichtigung des Kunstmuseums höchst selbst die kostbaren Schmuckgegenstände bezeichnete, die sie als Gegengeschenk für die Roben gern haben wollte.

So scharrt sie das Geld zusammen, es heißt aber, sie gebrauche es nicht etwa für sich, sondern spare für einen Bonapartischen Familienschatz für den Fall, daß einer ihrer Söhne einmal unerwartetes Unglück haben sollte. Sie soll ja allerdings in ihrer Jugend und zu Anfang ihrer Ehe recht sehr die Armuth empfunden haben. Unser Jérome soll trotz seines Lebenswandels stets ihr Lieblingssohn gewesen sein und sie hat ihn von Jugend auf so verzogen, daß er jeden seiner Wünsche durchzusetzen wußte. So erzählte an jenem Abend der Kapitän Bosquillon, der uns auch sonst recht interessante Sachen mitzuteilen wußte. Eine Geschichte von der jungen Kaiserin Marie Luise muß ich Dir, mein Louis, doch noch schreiben, die so ganz charakteristisch für sie ist.

Die Geschichte betrifft den berühmten Modehändler Leroi in Paris, diesen bei der Kaiserin Josephine fast allmächtigen Mann. Als eines Tages dieser Monsieur der jungen Kaiserin eine neue Staatsrobe überbrachte, erhielt er durch eine der Hofdamen den Befehl, im Vorzimmer zu warten, bis die Kaiserin die Robe anprobirt habe. Leroi, der das Antichambriren aus der Zeit der Kaiserin Josephine nicht gewohnt, sondern stets bei der Anprobe zugegen gewesen war und Hülfe geleistet hatte, war darüber sehr indignirt, daß man es wagte, ihn, den „König der Schneider", von der Anprobe auszuschließen.

Als nun die Kaiserin die Robe angelegt hatte, ließ sie den Schneider eintreten und sagte ihm, daß sie die Taille zu sehr ausgeschnitten fände.

Da hatte der Freche die Dreistigkeit, zu erwidern: „Ah, madame, cela n'en fait, que mieux voir les belles épaules de votre majesté." Die Kaiserin erwiderte ihm nichts, sondern strafte ihn nur mit einem vernichtenden Blick und sagte zu einer der Hofdamen:

„On mette cet homme à la porte.“ — Der Befehl wurde ausgeführt, und der Schneider durfte nie wieder vor der Kaiserin erscheinen. Ja, ja die Verhältnisse scheinen sich unter dem neuen régime recht verändert zu haben. —

Der General von Ochs, der die Garde kommandirt und von dem es Dich, mein Louis, interessiren dürfte, zu hören, ist ein recht sonderbarer Herr. Mit körperlicher Schönheit ist er wenig ausgestattet, auch wohl kein rechter General, was man so darunter versteht. Aber ein tapferer Mann ist er, der schon in Amerika mit den damaligen hessischen Truppen im Solde Englands tapfer gekämpft hat. Er ist dabei aber von einer großen Härte und bisweilen sogar von einer erbarmungslosen Grausamkeit. Als solcher hat er sich auch wieder bei einer Affäre in Braunschweig gezeigt, von der Ihr wohl vernommen habt. Es hat dort eine Revolte zwischen den französischen Soldaten des Generals Saint Germain und Leuten meines zukünftigen Regimentes stattgefunden, und der General von Ochs wurde dorthin gesandt, um die Angelegenheit mit dem französischen General zu schlichten. Die eigentlich Schuldigen waren nicht festzustellen, da griff der General Ochs vier unglückliche Menschen aus der Truppe heraus und ließ sie erschießen, die armen Teufel wußten gar nicht einmal, um was es sich handelte, und wurden hingeopfert, nur um den französischen General zu beruhigen. Siehst Du, so ist der Mann. Seine hiesigen Regimenter sind aber in einer vorzüglichen Verfassung. Ja exerciren, das versteht er, ob er mehr kann als das, wird sehr bezweifelt. Ob die Uebungen, die wir hier jetzt als Spiel durchmachen, wohl nicht bald zu blutigem Ernst führen werden? Ueberall wird jetzt von einem bevorstehenden Kriege mit dem fernen Rußland gesprochen. Es soll schon seit längerer Zeit eine Mißstimmung zwischen Napoleon und dem Kaiser von Rußland bestehen. Eine Geschichte wurde hier in diesen Tagen, ich glaube von dem Baron Marinville erzählt, die, wenn sie wahr ist, so recht die jetzige persönliche Abneigung des Kaisers gegen seinen bisherigen Freund bestätigt.

Ich will sie Dir hier kurz mittheilen. Als Napoleon vor kurzer Zeit mit der Kaiserin in Holland weilte und in dem Schlosse zu Amsterdam wohnte, nahm er eines Tages eine kleine, dort stehende Büste des Kaisers Alexander in die Hand, um sie zu besichtigen. Plötzlich ließ er sie fallen, so daß der Kopf abbrach. Die Kaiserin

schrie laut auf und fragte ängstlich, was nun mit der Büste geschehen solle. Da antwortete der Kaiser höhnisch: „Tout ce qu'il vous plaira, mais je ne le voie plus.“ — Die Umstehenden sahen sich ganz erschreckt an, da es das erste Wort von persönlicher Abneigung war, das der Kaiser je einmal über den, ihm bisher so befreundeten Herrscher Rußlands äußerte.

Du wirst Dich wundern, mein Louis, daß ich Dir heute so viel über den Kaiser Napoleon schreibe, aber wir westphälischen Offiziere befinden uns ja in einer ganz eigenthümlichen Lage. Wir sind zwar Soldaten des Königs Jérome, aber der Kaiser ist es doch eigentlich, der uns kommandirt, sein allmächtiger Wille schwebt doch über Allen. Da giebt es keinen Befehl in Bezug der Truppen, der nicht von ihm ausgeht, und geschieht hier einmal etwas Selbstständiges, von dem Könige Befohlenes, sogleich wird es von Paris aus abgestellt. Deshalb drehen sich unsere Gedanken auch so viel um den großen Mann an der Seine, und Alles blickt auf ihn, der das Schicksal Europas in seiner Hand hält. Erst kürzlich gelangte wieder eine seiner Willensäußerungen hierher, der der König aber bisher nicht nachgegeben hat. Die Wahl des Obersten von Hammerstein zum Großstallmeister hielt der Kaiser für ungeeignet, da er zu einer der widerwilligen hannoverschen Familien gehöre; ebenso soll er es nicht gebilligt haben, den General Ochs, als Deutschen, an der Spitze der Garden zu sehen. Bisher sind aber Beide noch in obigen Stellungen verblieben.

Es gehen von hier aus gar so viele Beziehungen nach Paris, und so hört man denn von dort her auch gar Mancherlei. Es soll jetzt eine schier märchenhafte Pracht bei den dortigen Hoffesten herrschen und der Kaiser um seine junge Frau einen Hofstaat von Fürsten und Königen versammeln. Es wurde auch wieder eine charakteristische Geschichte von dem Kaiser erzählt, die so recht bezeichnend für ihn ist. Ich will sie Dir als Schluß meines langen Briefes mittheilen.

Msr. de Narbonne, der Generaladjutant des Kaisers, mußte sich in einem fernen Departement über die Stimmung der Bevölkerung orientiren und dem Kaiser darüber Meldung machen. Bei seiner Rückkehr fragte ihn Napoleon: „Wie spricht man über mich in dem Departement, das Du bereist hast?“

„Sire,“ antwortete Narbonne, „die Einen sagen, Sie wären ein Gott, Andere, Sie seien der Teufel, aber Jeder giebt zu, Sie wären mehr, als ein Mensch.“ Der Kaiser faßte lachend nach seiner Gewohnheit Narbonne bei dem Ohre und sagte: „Nun, das verlohnt sich schon.“ — Es ist das derselbe Narbonne, der einst zu dem Kaiser sagte, als dieser ihm einen neuen, von ihm erdachten Religionskultus vorschlug: „Sire, nous n'avons pas assez de religion, pour en faire deux.“ — Narbonne sollte an Stelle des Msr. de Beauharnais eigentlich Hofkavalier der Kaiserin Marie Luise werden, die Herzogin von Montebello aber machte der Kaiserin klar, daß Beauharnais wegen der Verwandtschaft mit Madame Josephine bleiben müsse, und so behielt ihn die Kaiserin, obgleich sie ihn nicht leiden mag.

Ihr Lieben werdet in der allernächsten Zeit den ganzen königlichen Hof in Euerer unmittelbaren Nähe vorbeipassiren sehen. Der König beabsichtigt das ganze Departement du Harz zu bereisen, die Bergwerke in Goslar und Klausthal zu besuchen und schließlich der Universität Göttingen einen Besuch abzustatten. Vielleicht, daß die lieben Eltern mit Euch Geschwistern einen kleinen Ausflug dahin machen, um Euch die wohl zu erwartenden Feste in Göttingen zu zeigen.

Entschuldige, guter Louis, daß mein Brief so lang ist, Du solltest aber von allem mich Betreffenden vernehmen.

Grüße die lieben Eltern und Geschwister, und nun lebe wohl und glücklich. Das ist der Wunsch Deines Dir bis in den Tod getreuen
Fritz Wolf.

P. S. Die Einlage besorge an Poldchen. Um den Brief sicher an Dich zu bringen, habe ich ihn nicht frankirt. Er wird sonst leichter geöffnet. Schreibe Du mir ebenso. D. O.

XXII.

Ende Dezember des Jahres kam der folgende Brief der Tante Sothen an meine Großmutter auf dem Rusteberg an.

Siebenter Brief der Frau von Sothen.

Kassel*)

Meine vielgeliebte nièce!

Obgleich mir das Schreiben meiner alten Augen wegen, die täglich schlechter werden, recht schwer fällt und ich wohl den größten Theil meines Briefes der stets hülfebereiten Mohneke diktiren muß, so will ich Dich doch, meine Theuere, nicht länger auf Antwort auf Deine beiden, so freundlichen Briefe warten lassen. — Was hat sich hier Alles seit meinem letzten Schreiben wieder arrivirt! Es wird ja hier immer schlimmer mit uns und mit allen Verhältnissen.

Die Stadt und der Hof befinden sich noch immer in der größten Aufregung wegen der Ermordung des Generals und Großstallmeisters Morio. Als die Kunde davon damals zuerst durch die Stadt flog, hieß es, der Mord sei von den Deutschen veranstaltet. Schon seit längerer Zeit beschäftigten sich die Spione des Polizeidirektors von Bongars mit geheimen Verbindungen, die in Niederhessen gegen die Regierung geplant werden sollten, auch wurde davon gemunkelt, daß der Oberst von Dörnberg sich in einer Verkleidung dort aufhalte um

---

*) Dieser Brief hat abermals kein Datum. Ich reihe ihn aber an dieser Stelle ein. Anmerkung des Herausgebers.

die Bauern aufzuwiegeln. Es herrschte deshalb in den Regierungskreisen über das Attentat auf den Morio große Erregung, dieser sowohl wie der vor einigen Wochen stattfindende Schloßbrand wurden als erste Zeichen eines Aufstandes betrachtet. Jetzt ist die Angelegenheit mit dem Morde aber aufgedeckt worden, der Verbrecher ist ein Franzose, ein halb verrückter Fahnenschmied der königlichen Ställe gewesen, der die That vollbrachte. Als der Großstallmeister eines Morgens die königlichen Wagen auf dem Marstallhofe einer Besichtigung unterzog, trat plötzlich der Verbrecher mit zwei Pistolen bewaffnet aus dem Stalle hervor und schoß den General nieder. Er wollte sich dann mit der anderen Pistole selbst erschießen, fehlte aber und wurde ergriffen.

Der zwei Tage darauf erfolgte Tod seines Günstlings ist dem König sehr nahe gegangen. Er ließ ihm ein gar prächtiges Leichenbegängniß zu theil werden, das 20 000 Francs gekostet haben soll, und schenkte außerdem seiner hinterlassenen Wittwe die Summe von 50 000 Francs. — Du wirst mir zugeben, liebe Nichte, daß diese Summen bei der herrschenden Geldnoth recht bedeutend sind. Marinville meint, der General Morio sei zwar kein besonders gescheiter, aber ein ehrlicher, dem König treu ergebener Mann gewesen. Von der Feuersbrunst in dem Stadtschloß wirst Du vernommen haben. Sie brach mitten in der Nacht aus und der Palastpräfekt Boucheporne soll kaum den König haben benachrichtigen können. Man sagt, daß die Kanäle einer Luftheizung, die kürzlich in dem Schlosse angelegt wurde, die Ursache zu dem Feuer abgegeben haben. Der mit so glänzender Pracht eingerichtete Thronsaal ist dabei mit ausgebrannt, woraus viele abergläubische Menschen das kommende Ende des Königreiches prophezeien wollen. Nun, mir soll es vollständig recht sein, wenn das sich bewährt.

Es zeigt sich hier bereits seit etlichen Monaten in der Bevölkerung sowie in den Regierungskreisen eine sehr remarquable Unsicherheit. Sind hieran die Gerüchte über die vermuthlichen Aufstände schuld, oder sehen die Menschen Alles nur so schwarz, ich vermag es nicht zu sagen. Aber selbst die königliche Familie soll, eine unvorhergesehene plötzliche Gefahr befürchtend, Tag und Nacht in den Marställen und Remisen Pferde gesattelt und aufgeschirrt halten, um eine schleunige Abreise zu ermöglichen. Doch wer weiß, ob das wahr

ist. Jedenfalls merkt man dem Leben des Königs davon nichts an, die Festlichkeiten und seine geheimen, schändlichen Vergnügungen dauern in derselben Weise fort. Die Königin weilt zwar meistens in ihrem schönen Katharinenthal und führt dort ihr selbstgewähltes, stilles Leben, aber häufig wird sie von dem Könige auch hereingeholt, um die gar prächtigen Hoffeste, meist sind es Maskenbälle, durch ihre Gegenwart zu verherrlichen. Die arme liebe Frau! Es ist ja allen Menschen unbegreiflich wie sie noch immer gegen diese gemeinen Ausschweifungen ihres Gemahls wie mit Blindheit geschlagen sein kann, denn die werden in letzter Zeit mit einer Oeffentlichkeit betrieben, die alles Gefühl verletzt.

Da ist z. B. vor einigen Wochen wieder eine Geschichte passiert, die das Luderleben des Königs in das wahre Licht stellte und die ich Dir doch erzählen muß. Sie zeigt so recht, was der König für ein Früchtchen ist.

Da erschien hier vor einigen Wochen eine gar abenteuerliche Person Namens Madame Collins. Sie vereinigte verschiedene Metiers in sich, und zwar war sie Kupplerin für die Herren, Geldleiherin für die Spieler, Modehändlerin und schließlich kaufte sie auch von den Hofdamen und den anderen lüderlichen Frauenzimmern die ihnen von dem König gemachten Geschenke, wie Shwals u. s. w. Diese alte Megäre besitzt eine fünfzehnjährige Tochter, ein bildhübsches, blondes Mädchen, mit der die Mutter hierher gekommen war, um mit ihren Reizen Handel zu treiben. Sie ließ den König durch den abgefeimten Kuppler de la Haye auf das Kind aufmerksam machen. Die Kleine gefiel Jérome, und man wurde bald handelseinig. Die schlechte Mutter bekam ihr Geld, ihre Verwandten günstige Stellungen, die Kleine eine Ausstattung und, weil die Angelegenheit doch etwas public zu werden drohte, das Mädchen auch einen — Mann. Natürlich nur pro forma, oder wie Hanstein das nennt, „in partibus“. Ja, denke Dir, Katharine, es fand sich wirklich solch ein Mensch, der seinen Namen dazu hergab, das königliche Laster zu verdecken, und zwar in einem infamen Postbeamten, natürlich einem Franzosen, Descadre mit Namen. Das arme Opfer wurde zum Altar geschleppt, und der Herr Gemahl ging nach der Trauung mit dem Sündengeld in der Tasche seiner Wege. Die ganze Sache ist zu verwerflich, um nur darüber zu reden. Sieh, auf diese Weise wird jeder Moralität hier von oben herab Hohn gesprochen.

Diese Skandalgeschichte hatte aber noch ein komisches Nachspiel. Der Kammerherr von Münchhausen, ein etwas loser Vogel, hatte über die Affäre seine Glossen gemacht und sogar ein Scherzgedicht darüber verfaßt.

Ich hätte es gern gelesen, aber es war leider nicht mehr zu bekommen. Genug, als der Herr Kammerherr von Münchhausen eines Abends nach Hause ging, fand er einen Gensdarmen vor seiner Thür, der ihm eine Ordre als Konskribirter für ein Regiment der Provinz übermittelte. Alles Lamentiren half ihm nichts, er mußte, so wie er da war, mit dem Gensdarmen dahin abfahren. Erst bei seiner Ankunft in seinem Bestimmungsorte Paderborn klärte sich die Sache als ein königlicher Scherz auf, der Arme kam mit dem Schrecken davon und wurde außerdem bei seiner Rückkehr von der Hofgesellschaft noch tüchtig ausgelacht.

Da ich gerade von Kammerherren spreche, so muß ich Dir doch ein Urtheil des Kaisers Napoleon über diesen Stand mittheilen. Der Baron Marinville, der mir noch immer treu geblieben ist und mich nach wie vor besucht, erzählte es vor einigen Tagen, sich selbst damit persifflirend, vor unserem Damenkreise.

Eines Tages befand sich einer der kaiserlichen Kammerherren aus einer der ältesten Adelsfamilien in dem Vorzimmer des Kaisers. Plötzlich trat Napoleon aus seiner Thür und verlangte Holz für das Kamin. „Sire," erwiderte der Kammerherr, „die Lakaien sind zufällig draußen, aber ich werde nach ihnen schellen," — da sagte der Kaiser barsch: „Ce n'est point à eux que j'en demande, c'est à vous. Quelle différence y-a-t'il entre eux et vous? Ils ont une livrée verte galonnée et vous en portez une rouge brodée." —

„Ein anderes Mal sagte er zu einem Kollegen," so fuhr der liebenswürdige Polisson fort:

„N'était-il pas juste, d'ouvrir la porte de l'antichambre à des gens qui n'ont jamais le courage de chercher à obtenir une place dans le temple de la gloire." — Mais même parmi ces valets il est des rangs à observer. Le valet de chambre jette un régard de mépris sur le laquais, qui monte derrière le carosse de son maître et le cuisinier repousse avec colère le marmiton, qui l'offusque dans son chemin." —

„Ja, man muß so Manches über sich ergehen lassen," fügte der Baron lachend hinzu. „Und doch nehmen wir diese Stellungen an, namentlich die Mitglieder der alten Adelsfamilien bewerben sich darum, denn was sollen sie sonst anfangen? Die einzige Möglichkeit, ihr Vermögen wieder zu erhalten, ist, in den persönlichen Dienst des Kaisers zu treten, der sich gern mit Leuten von altlegitimistischer Herkunft umgiebt. Ich kenne nur Einen, der sich einst weigerte, Kammerherr zu werden, das war der Herzog von Rosny, der Sohn eines früheren Pairs von Frankreich.

Fouché ließ ihn kommen und theilte ihm mit, der Kaiser hätte ihn zu seinem Kammerherrn gemacht. „Ich bin tief gerührt von der Ehre," sagte der Herzog, „aber ich kann diese Stellung nicht annehmen."

„Weshalb das? fragte Fouché, „Weil ich nicht Kammerherr sein will," war die stolze Antwort.

„Was, Sie wollen nicht, glauben Sie denn, daß es einen höheren Willen, als den des Kaisers giebt?" —

„Ohne Zweifel," erwiderte der Herzog, „den eines Mannes, der, weder das Exil, noch das Gefängniß, noch den Tod fürchtet." —

„Das waren schöne Worte," meinte Marinville, „aber dieser Herzog mit seinen Millionen konnte gut reden. Merkwürdiger Weise ließ man ihn aber zufrieden, er wurde weder fusilirt noch eingesperrt. „Nun man muß sich zu trösten wissen," fuhr er resignirt fort, „denn man findet ja selbst die vornehmsten Adelsmitglieder unseres Standes im Dienste des Kaisers, wie z. B. den Herzog von Parma, den Grafen Montesquiou und so manche Anderen und hier bei uns? Nun ich dächte Namen wie die des Fürsten von Hessen-Philippsthal, der Grafen von Pappenheim, Löwenstein-Wertheim, von Jagow, von Seibelsdorf, Schwichelt, Merveldt und die der Barone Asseburg, Knigge, Adelebsen, Spiegel und wie sie Alle heißen, bekunden, daß diese Stellung auch hier recht gesucht ist." — So sprach der Baron und ich mußte ihm schweren Herzens beistimmen, denn er hatte Recht. Ich mag den Marinville eigentlich immer mehr leiden, je besser ich ihn kennen lerne. Es ist trotz aller Charlatanerie doch ein guter Kern in ihm, er hat ein gutes Herz, das oft in seinen Gesprächen zu Tage tritt.

Als wir neulich einmal allein waren, kam er wieder auf den König zu sprechen und theilte mir über ihn gar Mancherlei mit einer mich überraschenden Freimüthigkeit mit.

Ich legte mir schon oft die Frage vor, was den leichtlebigen Herrn eigentlich so an mich alte Frau fesseln kann, daß er mich so oft besucht, und endlich fragte ich ihn denn selbst einmal danach. Da gestand er mir denn, daß ich ihn an sein altes Mütterchen erinnere, die in Paris wohne und der er leider durch sein Leben schon lange entfremdet sei. Es wäre das eine streng legitimistisch gesinnte Frau und sie könnte es ihm nicht vergeben, daß er in den Dienst eines Bonaparte getreten sei. Es trat bei seinen Worten ein ganz anderer Ausdruck in sein, sonst immer so ironisch lächelndes Gesicht, und eine zärtliche Rührung sprach sich darin aus, als er mir Weiteres von dieser alten Frau erzählte. So sprach er denn auch von seiner ganzen Vergangenheit, daß er aus einer wohlhabenden, aber, wie mir scheint, nicht vornehmen Pariser Familie herstamme und seine Jugend eine recht bewegte gewesen sei. Wenn man nämlich von seiner vergangenen Jugend sprechen kann. Er ist ungefähr in dem Alter des Königs und wohl auch noch heute ein sehr lockerer Zeisig. Mit dem König ist er schon in dessen wilden Jahren viel zusammen gekommen und hat mit ihm in Paris recht leichtsinnige Streiche getrieben. Durch Jérome kam er an den Hof und wurde, als hübscher Mann, der er noch heute ist, von den Weibsbildern gar arg verzogen und durch ihren Zuspruch auch befördert. Dem Könige wußte er sich bald unentbehrlich zu machen und durch dessen Gunst ist er denn auch hierher gekommen.

Du kannst aber ersehen, wie die Angelegenheiten hier zu Anfang beschaffen waren, daß man diesen jungen, leichtsinnigen und unerfahrenen Menschen sogar für eine Zeit zum Vertreter des Ministers Johannes von Müller machte, ihn, der bei der ersten Organisation die Gesetze für ein deutsches Volk anfertigen sollte. Ich kann allerdings nicht unterlassen, zu bemerken, daß er sich nach Ansicht meiner Bekannten ganz gut aus der Affäre zu ziehen wußte. Dumm ist er nicht, nein wahrhaftig nicht, aber gelernt dürfte er wohl nicht viel haben. In mancher Beziehung gleicht er dem Könige, nur dürfte er wohl klüger sein, er ist von der Natur darin mehr begünstigt. Der König hat nach seiner Beschreibung wenig natürlichen Esprit. Er soll so heftig sein wie sein Bruder Napoleon und hört bei Ausübung seiner Capricen auf keinen Menschen, nur vielleicht auf den Kaiser. In Bezug des Capriciösen ähnelt ihm sein Jugendfreund, aber mag dieser nun sein,

wie er will, man muß ihn doch gern haben, und als er von seiner Mutter sprach, da hatte ich ihn noch lieber. Was hat er mir schon Alles für Geschichten aus der Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit dem Könige erzählt! Während Jérome sich nach der Trennung von seiner ersten Frau in Paris aufhielt, führte er ein sehr wüstes Leben und war wenig wählerisch in seinem Umgang. Es ist in jener Zeit öfter vorgekommen, daß es mit ihm in niederen Gasthöfen zu Aergerniß erregenden Scenen kam, aus denen ihn sein Freund Marinville kaum befreien konnte. „Einmal mußte er, als ich nicht dabei war", meinte der Baron, „sogar der Polizei seinen Rang angeben, um diese von seiner Verhaftung abzuhalten. Als der Kaiser diese Streiche erfuhr und merkte, daß selbst seine Einwirkung den Bruder nicht zu bessern vermöge, bestimmte er ihn schließlich für den Thron von Westphalen, in der Hoffnung, daß die Königswürde ihn ändern werde. Aber auch hier kann er sich nicht die Zufriedenheit des Kaisers erwerben, und namentlich hat dieser ihm den Feldzug in Schlesien übel genommen, da er daraus ersah, daß Jérome zu einer militärischen Führung ganz unbrauchbar sei und so dem Napoleonischen Prestige schade. Er ist überhaupt mit seiner ganzen Haltung nicht zufrieden und soll ihm einmal gesagt haben:

„Si la majesté des rois se trouve empreinte sur leur front, vous pouvez voyager incognito, vous ne serez jamais reconnu."

„Aber meine verehrte Mama," fügte der Baron freundlich hinzu, „man muß ihn trotz alledem lieb haben, diesen meinen leichtsinnigen, königlichen Freund, denn er besitzt, wenn er will, eine persönliche Liebenswürdigkeit, die die Menschen fortreißt. Hieraus erklärt sich auch sein, nicht abzuleugnendes Glück bei den Frauen. Die Damen mögen die leichtsinnigen Menschen ja oft am liebsten und hoffen stets, sie bessern zu können. Ich muß ihm ja überdem für Alles dankbar sein, das ich bin und habe. Letzteres ist allerdings nicht viel, eigentlich Nichts, denn ich habe nur Schulden, — aber der König bezahlt sie mir auch bisweilen. Es ist ja auch hier kaum anders möglich, als Schulden zu machen," fuhr er lachend fort, „alle diese Feste mit ihren luxuriösen Kostümen kosten zu viel. Wir haben Gold genug auf unseren Röcken, aber kein Silber in der Tasche.

„So hatte ich mir," fuhr er fort, „für die letzte Redoute im Schloß ein wundervolles Sammetkostüm machen lassen. Der König bemerkte es

und machte mir über meinen Geschmack und die Stickereien aus Gold seine Elogen. Was sollte ich ihm darauf erwidern? Ich sagte: „Ah Sire, cela ce doit.“ — Der König ging lächelnd weiter — aber bezahlte mir nachher die Kosten des Kostümes. Aber, meine verehrte Freundin, bitte, lassen Sie alles von mir über den König Gesagte unter uns bleiben. Ich kann ihm ja im Grunde nur dankbar sein, und schließlich seine Schwächen hat ein Jeder. Da setze man einmal solchen Leichtfuß von 21 Jahren, der von Jugend auf verwöhnt und verzogen ist, auf einen Königsthron, es dürfte wohl Viele geben, die ihm glichen.“ — Damit küßte der Baron mir die Hand und empfahl sich. —

Es ist hier übrigens noch ein zweiter Jugendgenosse des Königs am Orte, und zwar der Schatzdirektor Monsieur Pichon. Der König soll ihn schon aus der Zeit her kennen, als er noch mit der Miß Patterson in Amerika verheirathet war. Pichon war damals französischer Gesandtschaftsrath bei der Regierung der Vereinigten Staaten, ein geistreicher Herr, der mit seiner Zunge zu jener Zeit, wie auch jetzt hier, manchen Schaden anrichtete.

Damals ließ er sich eines Tages in Jérome's Gegenwart zu einigen spöttischen Bemerkungen über des ersten Konsuls grenzenlosen Ehrgeiz verleiten. Jérome lachte zwar darüber, theilte diese Bemerkungen aber bei erster Gelegenheit seinem Bruder mit. In Folge dessen wurde Pichon sofort nach Paris zurückgerufen und blieb mehrere Jahre ohne Anstellung. Jérome hat sich wegen dieses Verrathes an seinem lustigen Kameraden später wohl geschämt und berief ihn, wie so manchen Anderen, der bei dem Kaiser in Ungnade war, hierher um ihm eine Anstellung zu Theil werden zu lassen. — Es heißt ja auch, wie ich Dir schon schrieb, daß er ein kluger Mann sei, ob er aber zu dem Posten eines Schatzmeisters geeignet ist, erscheint Allen sehr zweifelhaft. Er versucht es mit seinem Kollegen Malchus zusammen auf jede nur mögliche Weise zu experimentiren, aber ohne Nutzen, wenigstens für den Staat. Für ihre eigenen Taschen mögen diese Experimente wohl ersprießlicher sein. In der letzten Zeit hieß es wieder, daß Pichon seinen Posten aufgeben und Direktor einer königlichen Staatsschuldenamortisationskasse werden solle, eine Stellung, die wohl recht beschäftigungslos sein dürfte, denn der König mit seinem Malchus und — Schuldenamortisiren, das dünkt mich doch, als sei das zweierlei.

Der ehrliche Vater Malsburg soll an seine Stelle kommen, aber der dürfte den Wagen auch nicht aus dem Koth ziehen. Jetzt hat der Baron Malchus bei dem Verkauf der Staatsdomänen für sich das schöne Gut Marienrode im Hannoverschen erworben, und der König hat ihn sogar für seine Verdienste zum Grafen von Marienrode gemacht. Was es hier jetzt für Grafen und Edelleute giebt, das ist ganz erstaunlich, und am eigenartigsten müßte es sein, wenn man solchem neugebackenem Ritter ein Emblem in sein neues Wappen gäbe, das seine Verdienste bezeichnete. Meinst Du nicht auch, Du meine Liebe, daß da oft gar wunderbare Wappenbilder zu Tage treten dürften? Für den neuen Herrn Grafen wüßte ich kein passenderes, als einen Raben, denn stehlen thut er, wie dieser spitzbübische Vogel.

Ich schrieb Dir schon einmal von einer neu auftretenden Passion des Königs, die er für das Bauen in sich spürt. Er hat jetzt einen Theil unserer Stadt niederreißen lassen, dort soll nun ein prächtiger, neuer Stadttheil entstehen. Auch einen Baumeister ließ er schon kommen, natürlich wieder einen Franzosen, den Pariser Grandjean, um mit ihm die Entwürfe zu machen. Ein Deutscher ist dazu nach seiner Ansicht natürlich nicht befähigt genug. Wie die Leute sagen, mag der König wohl viel einreißen lassen, wie es aber mit dem aufbauen steht, das ist eine andere Sache. Woher soll er wohl das Geld und die Mittel dazu hernehmen?

Meinetwegen mag er einreißen, was er will, wenn er nur mein Haus verschont. Daß er uns aber die Statuen unserer alten Landgrafen Karl und Friedrich II. hat fortnehmen lassen und dafür vielleicht seine Büste aufstellen will, das kann ich ihm doch nicht verzeihen. Das sind doch historische Denkmäler und den Bürgern lieb und werth. Was sollen die Umwohner des Stände-, früher Friedrichsplatzes, und die des Karlsplatzes bei dem Aufstehen dazu sagen, wenn sie die, ihnen lieb gewordenen Standbilder nicht mehr erblicken?

Doch, meine liebste nièce, ich bin einmal wieder sehr in das Plaudern hinein gerathen, so daß mein Brief fast ein Opus geworden ist. Ich weiß ja aber, welch' großes Interesse Ihr Lieben an Allem und Jedem nehmt, was sich hier bei uns arrivirt. Ich will jetzt aufhören, die Mohneke kann kaum noch die Feder halten, obgleich sie das nicht einräumen will. Nun laß Du aber auch bald einmal etwas von Euch hören, wie es Euch Allen ergeht und was das liebe Bräutchen macht; den

Fritz sah ich während der Uebungen nur selten. Bald soll ja nun auch der Louis hier eintreffen. Seid nur ruhig, ich werde ihn schon unter meine Fittiche nehmen und gar ängstlich für ihn sorgen. Grüße auch recht freundlich den Leopold von mir und die immer so lustige Wilhelmine. Leopold kommt recht selten hierher. Der König scheint seiner Stände nicht mehr bedürftig zu sein.

Mit herzlicher Liebe und Treue bin ich meiner herzlichen nièce

stets treue Tante

Marianne.

XXIII.

Das Jahr 1812.

Mit dem Jahre 1812 wurde es Europa klar, daß der Kaiser Napoleon den Krieg gegen Rußland beschlossen habe. Niemand aber hätte geahnt, daß von dem kleinen Ueberreste der Monarchie Preußen, den das Mißtrauen des Kaisers Napoleon dem Könige zu behalten verstattete, der Umsturz des französischen Kaiserreiches und die Befreiung Europas ausgehen würde. Während die Kriegsmacht der Könige und Frankreich verbündeten Fürsten aufgeboten ward und die Armeen Napoleon's sich gegen die Weichsel bewegten, forderte Rußland als Grundlage der Unterhandlungen, die über die streitigen Punkte angeknüpft werden sollten, die Räumung des preußischen Staates von den französischen Truppen.

Diese Forderung Rußlands hielt Napoleon für ungebührlich und einer Kriegserklärung gleich. — Er berief in dem März des Jahres den König Jérome von Westphalen nach Paris. Dieser mußte incognito dahin reisen und blieb daselbst vier Tage. Diese Zeit benutzte Napoleon, um seinem Bruder den ganzen Angriffsplan gegen Rußland zu entwickeln, und theilte ihm mit, daß er ihn zum Führer einer Armee und zwar der des rechten Flügels designirt habe. Zu dieser solle die westphälische Armee in der Stärke von 25 000 Mann, das fünfte polnische Corps unter Poniatowski, das siebente unter Vandamme, das sächsische Corps unter dem General Reynier und das vierte Kavalleriecorps unter Latour Maubourg gehören. Das waren im Ganzen 80 000 Mann und 7000 Pferde. Diese Armee erhielt

14*

den Auftrag, Polen zu schützen und zuerst gegen den russischen General Fürsten Bagration vorzugehen. — Mit den genauesten Instruktionen versehen, kehrte König Jérome nach Cassel zurück und benutzte die nächsten Wochen zu den sorgfältigsten Besichtigungen seiner Truppen behufs deren Mobilmachung.

* * *

Bereits am 12. März richtete mein Großvater das folgende Schreiben an den Präfekten des Harzdepartements von Bülow behufs Einstellung meines Vaters in das Regiment der westphälischen Garde du corps:*)

Mein Herr Präsident!

Mein ältester Sohn Ludwig, Leopold, Eduard von Kaisenberg wünscht die Ehre zu haben, unter den Garde du corps Seiner Majestät des Königs dienen zu können. Obgleich derselbe nach anliegendem Geburtsschein erst $17^1/_2$ Jahr alt ist, so glaube ich doch, daß er vermöge seiner Größe und körperlichen Konstitution, vorzüglich aber in Rücksicht seiner guten Conduite, worüber das vorschriftsmäßige Attest hierbei kömmt, und seines großen Eifers, dem Könige und dem Vaterlande zu dienen, verdient, in dieses Corps aufgenommen zu werden. Ich mache mich übrigens zugleich verbindlich, demselben jährlich mindestens 1400 Franken Zuschuß zu geben. Indem ich Sie, mein Herr Präsident, ersuche, dieses Seiner Excellenz, dem Herrn Kriegsminister, anzuzeigen, bitte ich zugleich die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung zu genehmigen.

Heiligenstadt, den 12. März 1812.

Leopold von Kaisenberg,
Tribunalspräsident, Ritter des Ordens der Westphälischen Krone
und Mitglied der Stände des Königreichs.

Hierauf erging de dato 27. März die folgende Eingabe des Präsidenten des Harzdepartements von Bülow an den Kriegsminister, Grafen von Höne.

---

*) Original siehe Nachtrag.

Anmerkung des Herausgebers.

Heiligenstadt, den 27. März 1812.

Monseigneur!*)

Au revu de la circulaire de 8. de ce mois Nr. 3581 j'ai donné ordre aux maires de m'adresser de suite l'Etat le plus exact de tous les jeunes gens sans exemption de leur commune, qui reunissent tant plus que moins, la qualité (unleserlich, wohl exquise) pour être admis dans les gardes du corps de Sa Majesté. Ces états m'etant parvenues, j'en ai extrait ceux, qui par leur naissance, par leur fortune, par leur moralité et par leur constitution (unleserliches Wort) me paraissent les plus dignes pour cette arme et je les ai invité, à se presenter devant moi le 26 de ce mois, en leur faisant connaître en même temps la distinction honorable, qui les attendera et en leur detaillant les prérogatives attachés à cette distinction. J'en choisirai tous individus propres à cette arme et je les envoyerai le 29 c. à Cassel. Cependant j'ai l'honneur d'envoyer à votre Excellence privatablement (?) les jeunes hommes, dont l'état de proposition (?) est jointe (?) à la présente, qui desiront adiment d'être attachés sans delai par cette incorporation à (unleserlich) de Sa Majesté. Le premier sur cet état Msr. de Kaisenberg, quoiqu'il n'a pas encore (unleserliches Wort) l'âge de dix-huit ans et quoiqu'il parait un peu faible, est préférablement digne d'être admis.

Sa famille est une des plus distinguée de cet departement, il a joué une éducation très favorable, est fils de Msr. de Kaisenberg, président du tribunal du District de Heiligenstadt, chevalier de l'ordre, membre des états, gentilhomme et propriétaire de plusieurs biens de terre.

L'incorporation d'un fils d'une famille si distinguée aurait une influence favorable sur tous les autres jeunes hommes, choisis pour cette arme et j'ai (unlesbares Wort) donc devoir, le recommander à l'attention specielle de votre Excellence et le prier d'agréer son admission.

Votre Excellence trouvera ci joint les certificats (unleserliches Wort) les qualités requises des (?) portés sur l'état.

Deignez, monseigneur. etc.

Le préfet du Harz (signé de Bülow).

---

*) Das Original dieser Eingabe befindet sich in dem Nachtrage des Werkes. Es ist sehr undeutlich geschrieben. Einige Worte darin habe ich vergeblich zu entziffern versucht. Anmerkung des Herausgebers.

Infolge dieser Eingabe erhielt mein Vater das königliche Dekret, sich am 20. April in Kassel bei dem Kapitän des Regimentes, dem General Baron Dumas de Pollard, zum Eintritt in die Garde du corps zu melden.

Erster Brief meines Vaters an seine Eltern.

Kassel, den 11. April 1812.

Theuerste und hochgeschätzte Eltern!

Glücklich bin ich gestern um zwei Uhr hier angekommen. Heute früh ging ich in das Ministerium und gab Ihren und des Herrn Präfekten Brief ab. Sie hielten mich für zu klein; ich wurde zum Colonel der Garde du corps gewiesen, der mich auf die Napoleonshöhe zu dem Kapitän General de Schaubert (?) wies. Wie dieser das Schreiben von dem Herrn Präfekten von Bülow gelesen hatte, bewilligte er sogleich meine Aufnahme und als Garde du corps kehrte ich nach Kassel in's Ministerium zurück. Auf den Montag holte ich meine Karte bei dem Maire, welche bescheinigt, daß ich ein Freiwilliger bin. Eben bin ich Willens meine Kleidungsstücke in die Kaserne zu bringen und diese Nacht daselbst zu schlafen. Verzeihn Sie, daß nicht zuerst mein kindlicher Dank für die so mannigfaltigen Wohlthaten vorhergeht, aber die Zeit ist zu sehr kurz. Unter wessen Kommando ich jetzt stehe und zu welcher Compagnie ich komme, kann ich noch nicht sagen, sobald ich es aber erfahren werde, werde ich es Ihnen schreiben. Haben Sie, theuerste Eltern, festes Vertrauen auf meine gute, sittliche Aufführung. Nichts soll mich zu Lastern verleiten, die mich zeitlebens unglücklich machen. Der Gedanke, was ich für gute Eltern habe, wird mich vor allem Bösen behüten.

Leben Sie nebst Geschwistern und Anverwandten recht wohl und seien Sie überzeugt, daß ich, so lange ich lebe, Ihr Sohn sein werde, mit welchem Sie zufrieden sein sollen.

Ihr Sie innig liebender Sohn Louis von Kaisenberg
G. d. C.

Nachschrift. Soeben erhalten wir die Kunde, daß die erste Compagnie dem Könige in den Krieg folgen wird, die zweite Compagnie aber, zu der ich komme, zum Schutz der Königin hier verbleiben werde. So trifft es mich nicht allein, was ich bereits gefürchtet hatte und

Gottes Güte wird Alles für mich zum besten führen. Zu der Großtante werde ich mich an dem heutigen Nachmittage begeben. Es ist keine große Strecke von unserer Kaserne an dem Königsthor bis zu ihrer Wohnung in der Ludwigsstraße. Empfehlen Sie mich Allen bestens. D. O.

Zweiter Brief.

Kassel, den 16. April 1812.

Geliebter Vater!

Wollte Gott, daß dieser Brief Sie alle bei guter Gesundheit anträfe, ich bin gesund und zufrieden. Da es Gesetz ist, daß derjenige, der unter die Garde du corps aufgenommen wird, 150 Francs in die Messe zahlen muß, 28 Thaler für Essen und 3 Thaler für Fechtstunden (auch habe ich mir gestern das Stallzeug anmessen lassen, welches aus Stalljacke, zwei Drillhosen, zwei Mützen besteht, kostet komplet 24 Thaler, 1 Paar Schnürstiefeln 3 Thaler), so haben Sie die Gewogenheit und schicken Sie mir das nöthige Geld, sobald es möglich ist, denn täglich wird darauf gewartet. Ich schränke mich auf das Aeußerste ein, kein Dreier soll ausgegeben werden, ohne daß es erfordert wird. Ich stehe unter dem Kommando des Herrn Ducrot, welcher Chef der zweiten Compagnie ist. Der Maréchal de logis ist Herr von Horst.*) Ich bin bei dem dritten Peloton. Meine Uniform habe ich gestern bekommen, gestern habe ich exerzirt zu Fuß und zu Pferd. Der Stallmeister heißt Wagner. Da ich jetzt zum Exerziren muß, so schließe ich diese Zeilen mit dem innigsten Wunsche, daß Sie wohl leben mögen, damit bin ich Ihr Sie immer liebender Sohn

Louis von Kaisenberg.

Sagen Sie, bitte, Muttern, daß sie mir nichts schicke an Wäsche, ich werde hingegen meine bei Gelegenheit einschicken. Empfehlen Sie mich Allen bestens.“ —

Dieser Brief enthält eine Beischrift von der Hand meines Großvaters:

---

*) Diese beiden Offiziere, die mein Vater hier angiebt, wurden erst zu Anfang des Jahres 1812 in die Garde du corps versetzt.

Anmerkung des Herausgebers.

„Erhalten am 18. April und eodem 90 Thaler Courant Geld und ein Empfehlungsschreiben an den Stallmeister Wagner abgesandt.

Dritter Brief meines Vaters an meinen Großvater.

Kassel, den 1. Mai 1812.

Lieber Vater!

Wie ich aus Ihrem letzten lieben Briefe ersehen habe, so befinden Sie sich recht wohl, welches auch bei mir der Fall ist. Freilich habe ich etwas viel zu thun, doch meine beständige Lust überwältigt die Schwierigkeiten. Vielleicht ist Ihnen etwas an meinen täglichen Geschäften gelegen und ich mache mir ein Vergnügen daraus, Ihnen dieselben herzusagen.

Wir haben einen Tag eben dieselben Geschäfte wie den anderen. Des Morgens um 4 wird aufgestanden und das Heu aufgegeben, um 5 Uhr ist Appell und die Pferde werden geputzt bis 6. Von 7—8 wird geritten, was bei mir schon recht gut verläuft. Dann wird Alles in Stand gebracht, Sattelzeug geputzt, dies dauert bis 10. Um 10 wird gegessen; die Speisen sind oft schlecht, so daß ich sie nicht genießen kann. Um 11 wird Heu aufgegeben, dann auf Wache. Um 12 wird zu Fuß exercirt bis 1/2 2. Um 2 wieder Appell und Pferde geputzt, dann Waffen geputzt bis 5. Dann geht es zum diner und nachher haben wir frei. Heute ist mir zum ersten Mal die Ehre zu Theil geworden, Eskorte zu reiten und zwar bei Ihrer Majestät der Königin, die während der bevorstehenden Abwesenheit des Königs in dem Kriege zu der Regentin des Landes gemacht worden ist. Der König soll bereits binnen wenigen Tagen zu der Armee nach Polen abgehen. Wenn wir Eskorte reiten, so müssen wir uns die Paradeuniform anziehen, das ist das dunkelblaue Kollet mit rothen Abzeichen, gelben Litzen und Fangschnüren, dem Brustharnisch und dem hohen Helm mit der Raupe. Nur zu besonderer Gelegenheit wird von uns das weiße Kollet mit blauem Kragen angelegt, das fast nur zum Galawachtdienst angezogen wird. Wir reiten dann nicht unser eigenes Pferd, sondern müssen eines besteigen, das d e n Pferden an Farbe gleich ist, mit denen Seine Majestät oder Ihre Majestät die Königin fährt. Heute waren das Schimmel und wurde mir da=

her auch ein solcher zugetheilt. Außer mir waren es Dupac de Marsollier und Karl von Zurwesten, die zu der Eskorte befohlen waren. Wir mußten nach Katharinenthal reiten, um den Wagen der Königin nach der Stadt zu eskortiren. Vorher wurden wir auf unseren Anzug hin von dem Stallmeister von St. Sauveur nachgesehen und instruirt, der uns auch nach Katharinenthal begleitete, um neben dem Schlage des königlichen Wagens zu reiten. Als wir in Katharinenthal ankamen, war die königliche Kalesche schon fertig angespannt, und wir ritten hinter ihr vor das Portal des Schlosses. Dann stiegen wir ab und Zur Westen mußte unsere drei Pferde halten, während Marsollier und ich uns nach dem Eingang begaben und uns dort mit aufgenommenem Degen als Posten aufstellten. Bald erschien auch Ihre Majestät, gefolgt von einer Hofdame, die, wie ich von Marsollier hörte, den Namen „Gräfin von Oberg“ führen soll. Als die Königin hervortrat, präsentierten wir und war es das erste Mal, daß ich die schöne Königin zu Gesicht bekam. Als sie an mir vorüber ging, blieb sie stehen, sah mich freundlich an und fragte nach meinem Namen. Sie hatte dann die Gnade, mich zu fragen, wie alt ich wäre und ob mir der Küraß nicht zu schwer würde. Als ich das verneinte, nickte sie mir freundlich zu, neigte leicht das Haupt und bestieg die Kalesche. Wir Beide, Zur Westen und ich, mußten hinter dem Wagen reiten, während Marsollier links, der Herr Stallmeister rechts am Schlage ritt. Dann fuhr die mit vier Schimmeln bespannte Kalesche an und wir ritten bis an das Schloß. Es war das eine angreifende Uebung, da es sehr staubte und wir einen tüchtig alongirten Trab reiten mußten. An dem Schlosse wurden wir entlassen und konnten nach der Kaserne zurückreiten. Zu der Rückfahrt Ihrer Majestät wurden dann drei andere Garde du corps bestimmt. Das, mein theuerer Herr Vater ist meine Eskorte gewesen.

Die Uniformkleidungsstücke passen mir jetzt recht gut, auch der Degen ist mir gar nicht mehr so schwer, wie Anfangs, aber der Helm mit der großen Raupe drückt mich sehr, wenn der Wind von der Seite kommt, kann ich es kaum ertragen. Ich habe mir schon auf des freundlichen Lieutenants Rath hin den Hinterschirm mit einem Riemchen an den Kragen binden lassen, aber auch das wird nicht viel helfen.

Ich will Ihnen mein Vater, eine Uebersicht von meinen Ausgaben dieses verflossenen Monats geben:

Am 20.	für das Vorderzeug an dem Sattel zu machen und zwei Mantelriemen . .	3	Francs
	Für die Wäscherin	4	"
" 21.	Für ein Paar Hosenträger	4	"
	Eine Pferdedecke, weil die alte zu schlecht war	20	"
" 23.	Eine Brieftasche mit Gesteck . . .	2	"
" 24.	Einen Haferbeutel	2	"
" 25.	Einen Wasserkrug, Becken und Spiegel	35	"
" 26.	Dem Stallknecht für Hufeschwärzen und Putzen	6	"
	In Summa	76	Francs

Das Mehrste, was ich von dem Gelde noch übrig habe, ist bald verzehrt, da das Essen in der Kaserne so schlecht ist, daß die Herren Lieutenants von unserem Peloton mir gesagt haben, ich könnte in einem Gasthause essen.

Sehr froh bin ich, daß ich jetzt Alles im Stande habe. Noch steht mir eine große Ausgabe bevor, nämlich die für ein Paar hohe blanke Stiefel, welche 62 Francs kosten, dann wüßte ich keine Ausgabe mehr, die beträchtlich wäre, und was ich dann ersparen werde, würde ich Ihnen schreiben. Ich gehe in keine Gesellschaft, wo ich unnützes Geld ausgebe, ich bin überhaupt erst viermal ausgewesen, einmal bei der Großtante, einmal bei Ihrem Bekannten, dem Herrn von Biedersee, wo ich Ihren gütigen Empfehlungsbrief abgab, und dann bei meinem Herrn Eskadronschef und bei dem Herrn Baron von dem Busche-Münch.

In den nächsten Tagen, so lange der König noch hier weilt, werde ich auf Napoleonshöhe zur Wache kommandirt werden, das soll mich auch wieder 20 Francs kosten. Der Abend bei dem Herrn Compagniechef von dem Busche hat mir sehr viel Neues und Interesse Erweckendes geboten. Es waren noch mehrere hohe Offiziere anwesend, wie der Herr Bataillonschef von Heßberg von der Jägergarde, der Herr Adjutantmajor Metzner von der Grenadiergarde, der Herr Oberst Wolf von der Chevauxlegergarde, sowie noch etliche andere.

Es wurde nur von dem bevorstehenden Kriege geredet. Alle sagten, daß sie dem Könige mit Vertrauen folgten und gar leichte Siege in Rußland erwarteten. Das wäre die einstimmige Ansicht in der französischen Armee und bei allen Alliirten. — Sie waren alle stolz auf unsere Armee, und besonders auf die Kavallerie und Artillerie, diese wären die besten von allen Armeen der Alliirten. Sie rühmten auch besonders den General Allix, der die Artillerie so hoch gebracht hätte, alle ihre Offiziere wären Männer von höchstem Verdienst. — Nur über den General von Ochs sprachen sie Alle sehr abfällig, nicht etwa als tapferen Offizier, das hätte er bewiesen, aber daß ihn der König zum chef de l'état major gemacht hätte, dafür hielten sie ihn ganz ungeeignet. Desto mehr waren sie aber des Lobes voll über die anderen Generäle, die Herren Damar, von Zandt, Allix und von Hammerstein, von denen sie sich sehr viel versprachen. Es war für mich ein bedeutungsvoller Abend, und diese hohen Herren sprachen dabei in der Gegenwart von mir jungem Menschen so freimüthig, als ob ich schon Einer der Ihrigen wäre.

Doch nun will ich diesen Brief schließen. Bleiben Sie recht gesund und vergnügt, und seien Sie überzeugt, daß ich mich stets bestreben werde, nach Ihrem Wunsche zu leben.

Ich bin Ihr, Sie immer liebender und gehorsamer Sohn

Louis.

P. S. Unsere Lieutenants, besonders Horst und Spohr lassen sich Ihnen bestens empfehlen. Denken Sie sich, meine lieben Eltern, wen traf ich gestern hier auf der Straße? Den Adolf von Drachenfels, meinen alten Bekannten. Er ist hier in dem Pagenhof und habe ich ihm verheißen müssen, ihn einmal dort aufzusuchen. Es sollen nach seiner Beschreibung noch etliche meiner Bekannten darunter sein, wie Theodor Schlotheim, Georg von Schachten, auch Moritz von Buttlar. Ich bin sehr erfreut über diese Nachricht, denn ich habe ja sonst bis dato noch sehr wenige Bekannte hier. D. O.

Vierter Brief meines Vaters an meinen Großvater.

Kassel, den 15. Mai 1812.

Geliebter Vater!

Da sich jetzt Gelegenheit darbietet, einen Brief mit nach Heiligenstadt zu schicken, so ermangele ich auch nicht, mich nach Ihrem, mir

so theueren Befinden zu erkundigen. Ich habe mit tausend Dank den Brief mit den 500 Francs richtig erhalten, weswegen ich Ihnen meinen kindlichen Dank abstatte. Schon ist Alles bezahlt, wie die hier beiliegenden Schemas beweisen. Nun wären nur noch die großen Stiefeln zu bezahlen. Sehr deutlich sehe ich es nun, daß diese Ausgaben alle sehr stark sind, gewiß würde ich auch nicht so unverschämt sein, so oft Sie um Geld zu bitten, aber ich muß doch, wenn erst Alles im Stande ist, wird es bei Weitem nicht so viel kosten. Ich werde Alles so zu halten suchen, daß keine starken Forderungen an Geld mehr nöthig sein werden.

Ihre Lehren, welche Sie mir in Ihrem Briefe ertheilt haben, werde ich auf's Genaueste befolgen, und der Gedanke an Gott und und an die guten Eltern, mit welchen er mich segnete, wird mich auf jeden Fall standhaft machen, wenn ich bei dem hiesigen, in allen Ständen gleich lockerem Leben einmal wanken sollte. Doch gewiß wird dieser Fall nicht eintreten, daß ich wanken werde. Die Offiziere, unter deren Kommando ich stehe, sind mir gut, so viel ich aus ihrem Betragen gegen mich ersehen habe. Ich bin munter und thue meine Schuldigkeit, wie es einem rechtlichen Menschen zukömmt.

An dem vergangenen Montag Nachmittag, an dem Tage vor dem Ausmarsch der Truppen von hier nach Polen, saßen der Oberst mit mehreren Offizieren in der Kegelbahn bei der Kaserne, als ich gerade aus dem Stall, meinen Putzbeutel in der Hand, kam. Der Oberst fragte, da er etwas deutsch kann, wie ich heiße, hielt mich für etwas schwach und ließ mir später durch den Rittmeister sagen, daß er mich vom Küraßtragen befreien möge. Er meinte, es wäre wohl gut, daß ich dieses Mal noch aus dem Kriege zurückbliebe, und als ich das mit Thränen in den Augen verneinte, vertröstete er mich darauf, daß ich ja vielleicht würde nachgesandt werden können. Sie sehen, theuerer Vater, daß die Offiziere, besonders aber der von Horst sehr gut zu mir sind. Schon habe ich zwei Klassen im Reiten durchgemacht und bin jetzt in der dritten, aber noch keinmal heruntergefallen. Ich reite jetzt des Tages nur einmal und einmal exercire ich zu Fuß, wo ich auch schon zwei Klassen durchgemacht habe, was ich meinen gütigen Oberen und meinem Fleiß zu verdanken habe. Sie wundern sich, daß wir uns so viel an Kleidungs- und Reitzeugstücken repariren lassen müssen, aber die andere Compagnie ist vor ihrem Ausmarsch in den Krieg mit ganz

neuen Sachen ausgestattet worden, und wir haben die älteren erhalten, die schon gar übel aussehen.

Es hat sich meiner bei dem Besuch des Pagenhofes ein großes Neidgefühl bemächtigt; denken Sie sich, die beiden Pagen Theodor von Schachten und Georg von Schlotheim begleiten Ihre Majestät die Königin nach Dresden, wohin diese von dem Kaiser Napoleon eingeladen ist. Welches Glück haben diese Jünglinge, und was werden sie dort Alles zu schauen haben! Sie freuen sich auch schon nicht schlecht darauf. Es heißt ja, daß der Kaiser dort alle Fürstlichkeiten, darunter auch den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen, empfangen soll. Ich werde nicht verfehlen, bei der Rückkehr meiner Jugendfreunde Ihnen über Alles zu rapportiren, was diese dort in der großen Stadt zu sehen Gelegenheit gehabt haben.

Theuerer Vater, ich habe in den vergangenen Wochen recht häufig an unsere arme Leopoldine denken müssen. Nicht einmal Abschied hat Fritz von ihr nehmen können, wie er mir in einem kurzen Briefchen schreibt. Er vertröstet mich dabei auf seine Briefe aus den nächsten Quartieren, die ich mir erlauben werde, Ihnen zu übersenden. Ich bin heute auf Polizeiwache und komme jetzt auf Posten, weshalb ich genöthigt bin, diese, für mich so angenehme Unterhaltung abzubrechen, und indem ich schließe, versichere ich Ihnen einen ferneren Gehorsam und empfehle mich Ihrer Güte.

Louis von Kaisenberg, Garde du corps.

XXIV.

Fünfter Brief meines Vaters an meinen Großvater.

Kassel, den 2. Juni 1812.

Theuere Eltern!

Wenn nicht Gründe da wären, so wäre es unverzeihlich, daß ich erst jetzt mich nach Ihrem, mir so theueren Befinden erkundige. Allein den ungeheuer starken Dienst, darf ich anführen, um das zu erhalten, was ich so sehr wünsche, das ist Ihre Verzeihung. Die zweite Compagnie muß jetzt allein den Dienst versehen, der für beide Compagnien schon ansehnlich war. Gestern war ich auf Schloßwache, da Ihre Majestät zurückgekehrt ist. Als sie dem Wagen entstieg, wurde mir die Ehre zu Theil, die hohe Frau in ganz unmittelbarer Nähe zu sehen. Sie sah sehr traurig und bleich aus, als sie das Schloß betrat. Es wurde mir gesagt, daß sie in großer Angst schwebe um den König, der sich in dem Kriege befindet. Ich sprach an dem Nachmittag meine beiden Freunde Georg und Theodor, welche die Königin als Pagen nach Dresden begleitet hatten, und diese erzählten mir gar Unbegreifliches von dem Glanz und der Pracht, mit dem der Kaiser alle die Könige und Fürsten in dem Dresdener Königsschloß empfangen habe. Es wäre fast so gewesen, als wenn er den Besitzer des dortigen Schlosses darstelle. Auch die Kaiserin Marie Luise habe alle die anderen Fürstinnen überstrahlt an Schönheit und äußerem Glanz; keine der Fürstinnen hätte an Diamantenpracht sich mit ihr messen können, selbst ihre Stiefmutter, die Kaiserin von Oesterreich, nicht. Auch über den Kaiser

Napoleon ließen sich die beiden Pagen aus, den sie bis dato noch nicht zu Gesicht bekommen hatten. Sie meinten, er sehe den bekannten Bildern durchaus nicht gleich. Auf den Bildern sei er mager, gelblichen Angesichtes und von hagerer Figur, jetzt wäre er dagegen ziemlich stark und rund und die Haut seines Gesichtes sei sehr weiß. Er ist ganz in die Nähe der Pagen gekommen. Als diese die Schleppe der Königin trugen, haben sie Gelegenheit gehabt, ihn genau anzuschauen. Er hat die Königin sehr freundlich begrüßt, sie dann an der Hand genommen und sie in die Mitte des Kreises der Fürsten geführt, wo er sie Allen als Regentin des Königreiches Westphalen vorstellte. Dahingegen sei die Zärtlichkeit nicht sehr groß gewesen, mit der die Kaiserin Mutter von Oesterreich ihre Tochter, die Kaiserin Marie Luise, begrüßt habe. Sie, theuerer Vater, werden es begreiflich finden, daß ich meine Freunde immer wieder nach dem Kaiser fragte, nach diesem Mann, der jetzt das Schicksal der Welt in seiner Hand hält. Sie meinten, der Kaiser wäre zwar mit peinlicher Sorgfalt, aber doch ganz einfach militärisch gekleidet gewesen, er habe einen grünen Leibrock, weiße Beinkleider und hohe Stiefel getragen und den Degen an seiner Seite. Dieses hätte einen gar eigenthümlichen Eindruck gemacht, alle die anderen Könige und Fürsten, alle diese Großen der Erde, die er während zwanzig Jahren bekriegt, in den reichsten Gewändern, und er selbst dagegen, der Mächtigste von ihnen allen in dieser schmucklosen, einfachen Uniform. Besonders ist ihnen aber die unfreundliche Art und Weise aufgefallen, mit der die Kaiserin von Oesterreich den Kaiser Napoleon, ihren Schwiegersohn, behandelt hat. Dieser soll ihr gegenüber vergeblich alle nur mögliche französische Galanterie entwickelt haben, sie behandelte ihn trotzdem sehr kühl und soll ihn hassen, obgleich er der Mann ihrer Tochter ist. Das war wohl so das Besondere, von dem mir die Freunde sprachen, sie haben in den Tagen herrlich und in Freuden gelebt und können mir nicht genug versichern, welchen großen Reiz es für sie besessen habe, alle die großen Herren so aus unmittelbarer Nähe zu sehen, deren Namen anjetzo in Aller Munde sind.

Heute Nachmittag habe ich wieder Eskorte, so wechselt der anstrengende Dienst beständig ab. Bloß zwei Tage haben wir in der Woche frei, an denen wir aber doch in der Bahn reiten müssen. Ich scheue keine Strapazen, denn noch immer habe ich dieselbe Lust, die ich im Anfang hatte. Würde ich nicht tagtäglich andere Speisen

genießen, wie die unseres Koches sind, so glaube ich schwerlich, daß ich so gesund sein würde. Das Essen in der Messe ist zu erbärmlich. Glaubend und hoffend, daß Sie ebenfalls recht gesund sind, lieber Vater, versichere ich Ihnen meinen fortdauernden Gehorsam und meine Liebe.

Ihr Sohn Louis.

P. S. Das Geld habe ich mit vielem Dank erhalten.

Brief meiner Großmutter*) an meinen Vater in Kassel.

Rusteberg, den 10. Juni 1812.

Mein lieber theuerer Sohn!

Du wirst Dich gewundert haben, mein Louis, daß ich trotz der langen Wochen, in denen ich Dich nicht gesehen habe, bisher stets den Schriftwechsel mit Dir dem lieben Vater überließ. Ich habe das mit Absicht gethan, mein guter Sohn. Ich wollte Dich, der Du bisher das elterliche Haus fast noch niemals verlassen, erst selbstständig werden sehen, damit Du mir dereinst nicht den Vorwurf machen könntest, ich hätte Dich nicht von meinen Schürzenbändern losgelassen. Jetzt aber, nachdem Du Dich in Deinen Verhältnissen und in Deinem neuen Leben eingerichtet hast, wo von allen Seiten nur Dein Lob mir zu Ohren kommt, da will ich wieder in Dein Leben eintreten und in treuer, liebender Verbindung wie bisher in Deinem jungen Leben zu Dir halten. Du weißt, wie ich Dich liebe, das bedarf wohl keiner ferneren Versicherung. Nun will ich Dir erst von den Bekannten von hier aus der Gegend berichten.

(Diese Seite habe ich, als von nicht allgemeinem Interesse, fortgelassen.)

Wie es hier bei uns im Hause zugeht, kannst Du wohl denken. Leopoldine hat viel Trauer um ihren Fritz. Daß sie ihm nicht Lebewohl sagen konnte, hat sie tief bekümmert, es war ja auch hart genug. Nun durchziehen trübe Ahnungen ihr liebes Gemüth, und sie will sich nicht trösten lassen. Sie glaubt ihren Fritz nicht wieder zu sehen. Wenn nur erst einmal ein Brief von ihm anlangte, würde es wohl besser werden, aber die Verbindung der Post mag wohl schlecht genug

*) Ich wollte zuerst diesen Brief als nicht ganz zur Sache gehörig nicht mit aufnehmen, that es aber doch, weil er so recht das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn charakterisirt. Anmerkung des Herausgebers.

sein, wo sich jetzt die Tausende und Abertausende dem Osten zuwälzen. Wie danke ich Gott und segne das Geschick, daß es Dich, meinen lieben Jungen, noch nicht in diesen Kampf gesandt hat und Du Deinen Körper erst für spätere Kämpfe erstarken lassen kannst; denn wir leben ja nun einmal in einer Zeit der Kriege, und des großen Kaisers Thron ist ja nur auf Siegen und immer neuen Siegen erbaut. —

Wenn ich mich jetzt in Deine Lage versetze, mein Louis, in der Du täglich mit den hohen und höchsten Herrschaften verkehrst, so werfe ich mir oft vor, daß ich Dir hier in unserem Hause zwar gute Sitten, aber nie bisher die Regeln der guten Gesellschaft beigebracht habe. Und sieh, mein Louis, da ist mir denn in den vielen Stunden, die ich in der Nacht mit dem Gedanken an das Wohl meiner Kinder wachend verbringe, der Entschluß gereift, Dir das, was ich in meinem Leben, als die Sitten der Gesellschaft betreffend, gesehen und für gut befunden habe, als Rath mit auf Deinen Lebensweg zu geben und in Kurzem hier zu verzeichnen. Lächele nicht über meine ängstliche Fürsorge. Wenn Du aber einmal in Zweifeln befangen bist, dann siehe diese Blätter an, in denen Dir mein mütterliches Herz in kurzen Worten seinen Rath ertheilt. Betrachte diese Worte als ein vade mecum, das Du in allen Lebenslagen befragen kannst.

1. Vor allen Dingen habe stets Gott im Herzen, höre auf Dein Gewissen und thue nichts gegen Gottes Gebot.

2. Hüte Dich insbesondere vor den Weibern, die Wege der Verführung sollen in Kassel groß genug sein. Ich sage vor den Weibern und nicht etwa vor „dem Weib", das Du einst in Liebe umfangen und zu Deiner Ehefrau, zu Deiner Herzallerliebsten machen wirst. Du bist noch so jung, verdirb Dir nicht durch diese schlechten Weiber Dein ganzes Leben und gehe ihren Schlichen aus dem Wege.

3. Was Dein Gesellschaftsleben anbetrifft, so sei kein Complimentarius. Goldsmiths Landprediger sagt von einem Weltmanne: „Er schien das Complimentiren entweder nicht zu verstehen oder es zu verachten" — das Letztere ist der Fall nicht nur bei den Weltleuten, sondern bei allen Leuten von Welt. Kleinstädtische ängstigende Zunöthigungen beim Essen und Trinken, bei dem Durchgang durch eine Thür sind ihnen, auch wenn man jene selbst dadurch ehren will, immer lächerlich, und gar abgeschmackt finden sie es, wenn

Einer darauf bedacht ist, ihnen längere Zeit seine rechte Hand zu lassen. Seinen Respekt kann man ihnen auf andere Weise bezeigen, durch Aufmerksamkeit auf ihre Reden, durch geschickte Erwiderungen, durch kleine Handreichungen, die dem Empfänger schmeicheln oder, hat er ein gutes Herz, ihm auch wohl thun.

4. „Sprich nicht über Politik." Schon im 18. Jahrhundert waren Gespräche darüber nicht gut angebracht und nun? Denke erst an die Jetztzeit, wo kein Mensch eines Lauschers sicher ist.

5. „Sei kein Erzähler." Viel erzählen verträgt sich nicht mit dem guten Ton. Der Erzähler reißt unwillkürlich die Unterhaltung, welche doch Gemeingut ist, allein an sich und drängt der Gesellschaft etwas auf, woran ihr vielleicht nichts liegt, wie unser guter Vetter Lewin, der stets seine Geschichten von Münchhausen, Eulenspiegel und Taubmann erzählt, bis er einschläft und wir aufwachen.

6. „Lerne mit Titulaturen umgehen." Sie sind nun einmal da, diese prächtigen Worte, und man muß sie zu gebrauchen wissen. Aber man muß sie nicht zu oft anwenden, denn die Angeredeten sind doch Menschen. Es jammert sie selbst, wenn Jemand sie unaufhörlich an ihre Gnade und Excellenz unterthänigst erinnert. Man kann dadurch leicht bei ihnen in den Geruch eines elenden Kriechers kommen. Du kennst unsere alte Mamsell, die Ernestine, und erinnerst Dich, wie sie Dir einmal sagte: „Du möchtest so gnädig sein und recht gut schlafen." An die alte Ernestine denke stets dabei. —

7. „Sei kein Frager." Es giebt Menschen, bei denen man vor lauter Fragen kaum zum Antworten kommt. Das sind lästige Gesellschafter. Wenn ich Einen frage, so nöthige ich ihn, meine aufgestellten Gedanken zu denken und mir, will er nicht unartig sein, zu antworten. Ich gebrauche ihn als ein Mittel, daher leitet man auch oft seine Frage mit den Worten: „Um Vergebung" ein.

8. „Lerne aufmerken." Wenn man träumen will, so thue man es entweder in seinem Bette, oder wo man sonst allein ist, befindet man sich aber in einer Gesellschaft, so gehört man dieser an und muß immer wissen, was darin vorgeht, auf daß man seinen Theil zur Unterhaltung beitragen kann.

9. „Nimm auch an einem Nichts, an einem petit rien, lebendigen Antheil.“ In Gesellschaften, wo die Menschen oft nicht viel mehr mit einander gemein haben, als den Theetopf oder die Weinflasche, aus denen sie eben trinken, die vielleicht morgen wieder in alle Winde aus einander gehen, um sich in diesem Leben nie wieder zu treffen, kann selten von dem, was den einzelnen Menschen am nächsten angeht, unmittelbar die Rede sein, und doch wollen sie sich angenehm unterhalten. Ein lebendiges, freies Spiel der Einbildungskraft ist hier das Pfund, welches dem, der damit wuchert, hundert Prozent Zinsen trägt. Man vermehrt es:

10. „Durch die Bekanntschaft mit allen schönen Künsten und ihrer Litteratur.“ Deshalb studire weiter und lerne mitsprechen, über Iffland, Raphael, Mozart, Praxiteles, Clementi, Vestris, Mengs, Michel Angelo, Haydn und von den Caraccios; kurz, Du mußt von Allem wissen, oder wenigstens lernen, von Allem — etwas zu sagen. Kannst Du Verse machen — Gut. — Nur hüte Dich, sie vorzulesen.

11. „Verbirg Deine Prätensionen, wenn Du solche zu haben glaubst.“

Ja keine solche erblicken lassen. Immer laß Dein Ich bescheiden im Hintergrunde stehen und vermeide, davon zu sprechen. „Wie geht es Ihnen?“ — „Zu Befehl, recht gut.“ Um's Himmels Willen weiter nichts. Nichts weiter von Dir selbst, nichts von Deinem Dienst, nichts von dem Aerger, den Du etwa gehabt. Wer fragt danach? Frisch und munter gehe zu einem, die Allgemeinheit interessierenden Thema über. Voilà, mein theuerer Louis, ce qu'on appelle le bon ton.“

Aber, mein Sohn, wenn das die Lehren sind, die ich Dir für Dein gesellschaftliches Leben geben möchte, so beherzige für Dich und Dein persönliches Ich vor Allem drei Sachen: Vertraue auf Deinen Gott, vertraue auf Dich selbst und Deine eigene Kraft, sei treu Deinem gegebenen Versprechen und, mein Louis, verliere nie das Vertrauen zu mir, Deiner Mutter, und zu Deinem Vater. Thue, was Du willst, aber sage mir Alles, solange ich lebe, werde ich stets Deine treueste Beratherin sein.

Und nun zu etwas Alltäglichem Deine Wäsche erhälst Du anbei

15*

zurück, gehe wegen Ankaufs der neuen Hemden zu der Großtante, sie wird Dir darin wegen der Handelsleute eine treue Beratherin sein. Und nun, mein lieber, treuer Sohn, lebe wohl und beherzige alles von mir Gesagte. Von jetzt an wirst Du oft einen Brief von mir erhalten. Deine Geschwister grüßen Dich. Solltest Du vor uns etwas von Fritz hören, so schicke es uns sofort zu. Leb wohl, der Vater sendet Dir die liebevollsten Grüße. Der gnädige Gott nehme Dich in seinen Schutz und behüte Dich

Stets Deine treue Mutter.

XXV.

Am 20. Juni traf von dem Lieutenant Fritz der erste Brief an meinen Vater in Kassel ein.

Sechster Brief des Lieutenant Wolf.

Zagurow, den 12. Juni 1812.

Von Glogau aus, mein theuerer Louis, wollte ich schon diesen Brief an Dich richten, an Dich, den jungen Soldaten, allein die vielen Inspektionen, Revuen und die langen Märsche machten es mir zu meinem Bedauern unmöglich. Der Himmel hat mich noch immer gesund gelassen, keinen Wagen habe ich bisher betreten brauchen, trotzdem die Märsche ganz enorme waren. Immer schlechtes Regenwetter dabei; man wurde naß von innen und außen. In den ersten Tagen kann ich Dir versichern, daß ich bis an die Kniee in den Schmutz gekommen bin. Ein Quartier hat mich sehr restaurirt, das war bei dem Kammerherrn von Wurmb. Sonst meist Strohlager, wie auch hier wieder, Essen giebt es nicht, wenn wir uns nicht ein Stück Wild schießen, und das giebt es auch nicht immer. Die Garde du corps habe ich seit acht Tagen nicht zu Gesicht bekommen, da sie über Lissa marschirt. Und doch, mein Junge, ist es trotz aller Mühe und Strapazen anjetzt eine andere Kriegsführung, als damals in Schlesien. Ich kann es mir nicht erklären, es ist ein anderer Zug darin. Ist es, weil der große Kaiser demnächst das Oberkommando über-

nehmen wird, oder bestätigt es sich, was Viele angeben, daß der Kaiser unserem Könige sehr ernste Verhaltungsmaßregeln gegeben hat, auch dieser ist ein ganz Anderer, als damals. Da ist nicht dieser Troß von Weibern, Kammerherren, Köchen, Friseuren und anderem Gesindel, wie man es damals bei Leipzig zu betrachten hatte, angeführt von einem verweichlichten, weibischen König, dies ist eine, von ganz anderem Geist beseelte Armee, und es herrscht darin die strengste Disciplin. Auch die Führung ist eine andere. Es ist, als sei in dem König Jérome das Blut der Bonaparte erwacht, er giebt bestimmte Befehle und jeder Soldat weiß, was er soll, und das ist doch die Hauptsache, wenn er etwas leisten soll. — Wir haben gute Generäle an der Spitze, wenn nur der Ochs, „nomina sunt odiosa", nicht als Chef des Generalstabes an der Spitze des Ganzen stünde. Er mag ja als Soldat unter der Führung eines Feldherrn, bisher in den Kriegen brauchbar gewesen sein, aber der Geist des Heeres ist gegen ihn, und Führer ist doch noch etwas ganz Anderes, als tapfer kämpfen. Er hat ja in Amerika und Holland schon alle möglichen Kriege mitgemacht, aber Du kennst vielleicht den Ausspruch des Marschalls von Sachsen: „Un âne, qui aurait fait vingt campagnes dans les armées de César, ne serait jamais qu'un âne." — Wer den König dazu veranlaßt haben mag, diese Wahl zu treffen, der dürfte es einmal zu verantworten haben. Wahrscheinlich möchte das der General von Hammerstein gewesen sein, der Einzige von seinen Günstlingen, die der König mit in das Feld genommen hat. Er hätte ihn zu Haus lassen sollen, denn er ist auch von solcher Art wie Ochs. Wie ich Dir schon sagte, ist hier sonst Alles gut in den Regimentern, unsere Hessen sehen sehr gut aus, die Uniformen und die Geschütze sind gut; wo wir auf dem Marsche mit Truppen der Alliirten zusammen kamen, da machten die Unseren stets und zu jeder Zeit den besten Eindruck. Dagegen ist Eins noch immer auf demselben schlechten Standpunkt verblieben, das ist die Verpflegung der Soldaten. Wer unseren Generalintendanten zu dieser Stellung empfohlen haben mag, der hat es zu verantworten. Wenn wir einmal aus den Magazinen Etwas erhalten, so ist es schlecht und verdorben, wie soll es erst werden, wenn wir in Gegenden kommen, in denen es weniger Dörfer giebt, aus denen wir jetzt unsere Nahrungsmittel beziehen? —

Es wird hier bei uns Vielerlei davon geredet, das der Kaiser das Königreich Polen wieder erstehen lassen wolle, ja es hieß sogar der Erzbischof von Mecheln, de Pradt, habe bereits in Warschau einen polnischen Reichsrath einberufen. Ich schreibe Dir, lieber Louis, diese Nachricht nur als Gerücht, ob sie wahr ist, weiß ich nicht. In unermeßlichen Heerhaufen wälzt sich das kaiserliche Heer jetzt der russischen Grenze zu, man spricht von einer Gesammtstärke von beinah 500 000 Mann mit 1200 Geschützen. Dieser großen Armee dürfte Rußland wohl kaum ein Heer von annähernd großer Stärke gegenüber stellen können. Und dabei ist eigentlich die Kriegserklärung noch gar nicht einmal erfolgt. Trotz der Größe des feindlichen Heeres weist der Kaiser Alexander in schroffer Weise die von dem Kaiser Napoleon gemachten Bedingungen zurück, so daß dieser die Aeußerung gemacht haben soll: „Les vaincus prennent le ton des vainqueurs“ — Der Kaiser scheint demnach sehr siegesgewiß zu sein. Alle diese Nachrichten habe ich aus Erzählungen unseres Adjutantmajors, des Lieutenant Spangenberg. Dieser hat sie von unserem Obersten Gissot erfahren, der vorgestern aus Dresden zurückkam, wohin ihn der König mit einer Meldung gesandt hatte. Das wäre so weit Alles, was ich Dir über die Lage der Dinge hier berichten könnte. So Mancherlei dürftest Du wohl bereits in Kassel über die Zustände erfahren haben, obgleich, wie ich vernehme, dem Moniteur ein gänzliches Stillschweigen über alle kriegerischen Dinge anbefohlen worden ist. — Wenn ich, mein Louis, doch nur einmal wieder eine Nachricht von Euch, Ihr meine Lieben, erhalten könnte! Einen kleinen Zettel meines Poldchens erhielt ich in der Gegend von Wittenberg und sonst nichts. Die Verbindung ist ja so schlecht, so schlecht. Wie mag mein Lieb sich gegrämt haben, daß ich ohne allen Abschied von ihr gehen mußte! Aber wir erhielten unsere Marschordre ja so kurz vor dem Ausmarsche, was war da zu thun? Ich vertraue aber fest auf den Allmächtigen, der uns schon wieder zusammen führen wird, wenn es sein Wille ist. Vielleicht dürfte es Dir gelingen, mein Louis, mir mit einem der, gewiß bald Nachzusendenden, ein Briefchen zukommen lassen zu können; es muß doch noch eine dienstliche Verbindung mit den Ersatztruppen bestehen. Versuche einmal Dein Heil. Obgleich ich erst vor zwei Tagen an mein Liebstes einen Brief abgesandt habe, lege ich diesem

Brief einen solchen an Poldchen bei. Und nun lebe wohl, mein lieber, guter Louis. Vielleicht kommt es im letzten Augenblick auch nicht zum Kriege, und wir sehen uns schneller wieder, als wir denken. Grüße die lieben Eltern und vergiß nicht Deinen Dir, ob fern oder nah, getreuen

Freund Fritz.

XXVI.

Von Dresden aus begab sich der Kaiser am 29. Mai zu der Armee nach Polen, nachdem sich das Verhältniß zu seinem Schwiegervater, dem Kaiser von Oesterreich zuletzt sehr gebessert hatte. Es herrschte zwischen ihnen vollständige Harmonie. Der Kaiser wurde in Polen von dem Volke mit größter Sympathie empfangen, da es seinem Versprechen traute, das alte Polenreich wieder aufzurichten. Er erließ am 22. Juni den folgenden Armeebefehl.

„Soldats! La seconde guerre de Pologne est commencée. La première s'est terminée à Friedland et à Tilsit. A Tilsit la Russie a juré une éternelle alliance à la France et guerre à l'Angleterre; elle viole aujourd'hui ses sermens, elle ne veut donner aucune explication de son étrange conduite, que les aigles françaises, n'aient repassé le Rhin, laissant ainsi nos alliés à sa discrétion. La Russie est entrainée par la fatalité, ses destins doivent s'accomplir. Nous croirait-elle donc dégénérés? Ne sérions donc plus les soldats d'Austerlitz? Elle nous place entre le deshonneur et la guerre, le choix ne saurait être douteux. Marchons donc en avant; passons le Niemen, portons la guerre sur son territoire. La seconde guerre de Pologne sera glorieuse aux armes françaises comme la première; mais la paix, que nous conclurons, portera avec elle sa garantie et mettra un terme à cette orgueilleuse influence, que la Russie a exercée depuis cinquante ans sur les affaires de l'Europe.

En notre quartier général de Wilkowizky le 22 Juin 1812.

Napoléon.

Der Kaiser marschirte von Polen aus an der Spitze der schönsten und größten Armee, die Frankreich je aufgestellt hatte, verstärkt durch die Armee aus Italien und die der verbündeten Deutschen, gefolgt von einem Riesenpark von Artillerie und kolossalen Provisionskolonnen nach Rußland hinein.

Der Sieg schien sich auch hier an seine Fersen zu heften, und er gelangte, indem eine siegreiche Schlacht der anderen folgte, bis nach Smolensk. Er hatte zuerst die Absicht, hier zu verbleiben, aber die Schmeichler in seiner Umgebung redeten ihm ab und meinten: „Er habe bisher stets in der Hauptstadt der besiegten Völkerschaften den Frieden diktirt, und es würde ein Blatt in dem Lorbeerkranze seines Ruhmes fehlen, wenn er das nicht auch in Moskau thäte.“ Er folgte diesem thörichten Rath und marschirte gegen die Kremlstadt, die Hauptstadt des alten Russenreiches.

Die Stadt wurde bekanntlich von den Russen angezündet, und hierdurch gingen die großen Provisionsvorräthe verloren, auf die der Kaiser gerechnet hatte.

Noch zögerte Napoleon, den Rückmarsch anzutreten, da soll sich ihm der Fürst Poniatowsky zu Füßen geworfen und ihn beschworen haben, zurückzumarschiren. Die Armee befände sich in der größten Gefahr, er kenne das Klima, heute sei das Wetter noch schön, das Thermometer zeige nur vier Grad, aber morgen könne es schon auf dreißig Grad gefallen sein, dann stünde für die Armee das schrecklichste Ende bevor.

Da entschloß sich der Kaiser und gab den Befehl zum Zurückgehen. Schon der nächste Tag bewies Poniatowskys Behauptung. Die schrecklichen Zustände des darauf folgenden Mißgeschicks sind bekannt. Die Große Armee wurde vollständig aufgerieben und ging in dem Schnee und Eis des nordischen Winters zu Grunde. Die unglücklichen Soldaten, die der Hunger und die Kälte verschonten, verfielen den Lanzen der Kosaken und wurden in die Gefangenschaft nach Sibirien geschleppt, nur ungefähr 50 000 gelangten in die Heimath zurück. Der Kaiser vollendete gefahrlos seinen Rückzug, wenn man seine eilige Flucht mit diesem Namen bezeichnen kann, und gelangte ungefährdet nach Dresden. Als er den dortigen Bürgermeister fragte, ob schon viele Flüchtige die Stadt passiert hätten, erhielt er die Antwort: „Nein, Sire, Sie sind der erste.“ — Nach kurzem Aufenthalt

reiste er nach Paris weiter und kam Nachts in den Tuilerien an. Als er die Gemächer der Kaiserin betrat, die sich bereits zur Ruhe begeben hatte, wurde er von Madame de Lucai aufgehalten, die ihn in seinen vermummenden Gewändern nicht erkannte. Erst als er seinen großen Mantel abwarf, sah sie, daß es der Kaiser sei. Ihr lauter Schrei erweckte die Kaiserin, sie erwachte und sah sich in Napoleon's Armen.

Das war das Ende des russischen Feldzuges.

XXVII.

Es kann nicht in der Aufgabe dieser Memoiren liegen, hier näher auf die Details des ganzen Krieges einzugehen. Ich werde daher nur die Erlebnisse des Königs Jérome, sowie diejenigen einiger in diesem Zeitbilde vorkommenden Personen in dem Feldzuge zu schildern versuchen.

Während die westphälischen Truppen dem Osten zumarschierten, war der König ihnen vorangeeilt, um in Warschau erst noch einmal die Freuden des Friedens zu genießen. Er hatte so viel von den schönen polnischen Damen gehört, die mußte er sich doch einmal ansehen. Nun er sah sie sich denn auch an, und sie gefielen sich gegenseitig. Man hätte in jenen Tagen oft von den Polinnen den, von jener Halberstädterin gethanen Ausruf: „Welch reizender kleiner König, den möchte ich küssen", in das Polnische übersetzt, vernehmen können. Der Kaiser war schon aus Warschau fort, nachdem er den Polen die schönsten Hoffnungen auf ihr wiederherzustellendes Königreich gemacht hatte, da bekam denn Jérome freies Spiel, er hielt Cour im Schloß und ließ sich die Damen vorstellen*). — Es muß damals gar Mancherlei Interessantes in Warschau passirt sein, wie der Baron Marinville das später der

*) Siehe die bei Schmidt & Günther erschienenen Memoiren der Gräfin Potocka. Leipzig 1899.

Großtante erzählte, doch das zu schildern, würde mich hier zu weit führen. Endlich aber waren diese frohen Tage zu Ende, der König mußte sich auf direkten Befehl des Kaisers zu der Armee verfügen und übernahm am 27. Juni das Kommando über das 8. Corps unter Vandamme, das 5. polnische unter dem Fürsten Poniatowski, das 7. sächsische unter dem General Reynier, das 4. Kavalleriekorps unter Latour-Maubourg und über seine eigenen westphälischen Truppen, das waren im Ganzen 80000 Mann und 7000 Pferde. Seine Aufgabe bestand darin, in Verbindung mit dem links von ihm stehenden Herzog von Eckmühl, die ihnen gegenüber stehenden russischen Heere der Generäle Bagration und Doctorow einzeln zu schlagen und um jeden Preis die Verbindung beider Heere zu verhindern. Diese Aufgabe aber vermochte er nicht zu erfüllen. War sein Generalstabschef von Ochs daran Schuld, der ihm falsche Maßnahmen anrieth, ließen es seine Vortruppen und Patrouillen an der nöthigen Aufmerksamkeit fehlen, genug, er erfuhr nichts von dem Vorgehen des Generals Bagration gegen die Beresina und ließ den Herzog von Eckmühl die Sache allein ausfechten, der in dem mörderischen Gefecht bei Walatina-Gora den Gegner zwar besiegte, die Vereinigung der beiden russischen Heere aber nicht verhindern konnte. Bagration marschirte über Matislaw auf Smolensk und verband sich dort mit der großen russischen Armee. Dieser taktische Fehler wurde von dem Kaiser auf das Schärfste gerügt, und er beauftragte am 5. Juli Berthier an Jérome zu schreiben, daß er nicht fehlerhafter hätte handeln können. Wenn dieser Verweis den König schon sehr in Zorn versetzte, so wurde er am 14. Juli auf das Aeußerste gebracht. Der Kaiser hatte am 6. Juli dem Marschall Davout eine geheime Ordre übergeben, nach der bei einem Zusammentreffen seiner Armee mit der des Königs, Davout den Oberbefehl über beide zu übernehmen habe. Hiermit war jedoch nur die Befehlsübernahme in der Schlacht gemeint. Der dem Könige von jeher abgeneigte Marschall theilte diesem aber bereits am 14. Juli die geheime Ordre des Kaisers in der Abschrift mit. — Daß eine solche Anordnung und die Art der Mittheilung Jérome in seiner Stellung als Souverän und kaiserlicher Prinz empören mußte, liegt auf der Hand. Es traten darüber zuerst ein sehr scharfer und unangenehmer Schriftwechsel zwischen Jérome und seinem kaiserlichen Bruder ein,

dann übergab dieser das Kommando seiner Armee an den Marschall Davout und begab sich, gefolgt von seiner Garde du corps und einigen Bataillonen Garde-Infanterie von Neslie aus nach Warschau, wo er bereits am 30. Juli eintraf. Von dort reiste er allein nach Kassel zurück.

Am 25. August schreibt mein Vater an den Großvater:

Kassel, 13. August 1812.

Theuerer Vater!

Mit größtem Vergnügen schreibe ich, da ich endlich einmal Zeit habe, und erkundige mich zugleich nach Ihrem, mir so nah am Herzen liegenden, Befinden.

Ich kann nicht anders, wie mich durchaus zufrieden mit meiner jetzigen Stellung auszusprechen. Der Dienst thut mir gut, und ich befinde mich durchaus wohl. Von der Großtante Marianne soll ich Ihnen und meiner verehrten Frau Mutter die allerherzlichsten Grüße mit dem Bescheide ausrichten, daß ihr Befinden sich gebessert habe und sie jetzt wieder wohl sei. Sie würde bald zur Beantwortung des Briefes der theueren Mutter schreiten können. Ich habe auf Ihren Befehl hin, geehrter Vater, den Unterricht in der Mathematik neu aufgenommen und zwar bei dem Lehrer an dem Pagenhofe, Herrn Eigener. Ich fühle mich jetzt schon wieder ganz sicher darin und fühle, daß ich nur wenig vergessen hatte. Ich komme dadurch auch häufiger mit den mir bekannten Pagen zusammen, von denen mir Georg von Schachten und Albert von Schwartzkoppen wohl die liebsten sind. Diese Beiden haben jetzt den Dienst bei Ihrer Majestät und wissen gar Mancherlei von der hohen Frau zu erzählen, die noch immer sehr traurig sein und betrübten Sinnes in die Zukunft schauen soll. Ein Grund ihres Leides soll auch ihre Kinderlosigkeit sein. Die Großtante meinte vor etlichen Tagen, daß die Königin Sorge darum trüge, weil sie von dem Kaiser befürchtete, daß er sie das Schicksal der Kaiserin Josephine theilen lassen werde. Sie soll auch immer noch in gar ängstlicher Sorge um den König, ihren Gemahl, sein. Schwartzkoppen hatte neulich ein Gespräch zwischen der Königin und der Frau von Otterstedt belauscht, nach welchem der König sehr ungehalten über seine Stellung in dem Kriege geschrieben haben soll. Die Königin

lebt jetzt ganz in ihrem Katharinenthal und kommt nur täglich in die Stadt herein, wenn sie ihre Pflichten als Regentin erfüllen muß. Der Dienst ist dadurch für uns ein schwieriger, und wer Eskorte hat, muß den Weg dahinaus oft sechs Mal den Tag machen. Es wird erzählt, daß die hohe Frau auch jetzt oft des Aergers über die einzelnen Minister genug habe, die, ohne sie zu fragen, Ordres erließen. Sie soll sich bei dem Könige darüber beschwert und der in sehr ernster Weise die Rücksichtslosen zurechtgewiesen haben. Jetzt heißt es, daß Einige von ihnen, wie der Graf von Wolfradt und der Baron Malchus, demissioniren wollten. Sehr wunderbar erscheint es dahingegen von der Königin, der deutschen Prinzessin, daß sie bereits mehrfach die Minister darauf aufmerksam gemacht hat, ihre Beamten anzuhalten, mehr das französische System anzunehmen. Das, theuerer Vater, finden Alle hier sehr verwunderlich, namentlich da hier doch fast Alles bereits ganz französisch ist. Und wir sind doch Deutsche, und es ist ein deutsches Reich, das von der Königin regiert wird.

Zwei Stunden nachher.

Als ich, theuerster Vater, in meinem Schreiben so weit gekommen war, stürzte der Lieutenant Häusinger in meine Stube hinein und rief mir zu: „Wissen Sie schon, der König ist wieder da? Er ist in der vergangenen Nacht ganz unerwartet in Napoleonshöhe eingetroffen.“ Zwar waren schon seit einigen Tagen unbestimmte Gerüchte von des Königs Rückkehr verlautet, und der Sekretär des Kommandements, Herr Pfeiffer, hatte mir sogar von einem Schreiben des Königs erzählt, wonach er am 20. zurückkehren werde. Aber jetzt hatte Keiner Seine Majestät bereits erwartet. Schon aber verkündete der Donner der Kanonen seine Rückkehr, und der Kammerherr, Graf Oberg, hatte dem Moniteur bereits an dem Morgen die Mittheilung gemacht, daß Seiner Majestät Gesundheit durch die Strapazen des Feldzuges so gelitten habe, daß seine Rückkehr in sein Land dringend nöthig geworden sei. Diese Nachricht brachte die Zeitung soeben.

Ihre Majestät, die Königin, soll ganz außer sich vor Freude sein, ihren Gemahl wieder zu haben. Sowie ich, theuerster Vater, noch nähere Nachrichten über die ganze Geschichte erfahre, namentlich wenn unsere andere Compagnie zurückkehrt, die schon auf dem Marsche

nach hier ist, werde ich nicht ermangeln, Ihnen sogleich davon Anzeige zu machen. Sagen Sie tausend Grüße an Mutter und Geschwister, und vielleicht bekommen diese schon in den nächsten Tagen einen Brief. Gott erhalte Sie recht gesund.

Ihr gehorsamer Sohn
Louis.

XXVIII.

Am 14. August erhielt mein Vater endlich einmal wieder eine Nachricht von seinem Freunde, dem Lieutenant Wolf. Es ist nur ein mit Bleifeder geschriebenes Blatt, halb zerknittert muß es durch die dritte oder vierte Hand, vielleicht durch einen blessirt Zurückgekehrten in seine Hände gekommen sein. Es ist datirt vom 6. Juli und lautet:

Siebenter Brief des Lieutenants Wolf an meinen Vater.

Bivouak bei Nowagrodek*), 16. Juli 1812.

Lieber Louis!

O wäre es mir doch vergönnt, nur einen Augenblick bei Euch zu sein, um meinem armen Herzen einmal wieder einen Lichtblick zu geben. Wir haben hier täglich kleine Gefechte mit den uns gegenüber stehenden Russen. Diese gehören zu dem Corps des Generals Bagration, welcher aus Wolhynien gegen uns vorgebrochen ist. Du dürftest wohl in den Zeitungen gelesen haben,**) daß der König die Truppen nun unter seinem Befehl vereinigt hat und damit auf Grodno zu marschirt. Wir kamen aber und kamen nicht recht vorwärts, obgleich es die Aufgabe des Königs gewesen sein soll, die beiden feindlichen Corps von Bagration und Doctorow zu trennen und einzeln zu schlagen.

---

*) Schwer zu entzifferndes Wort.

**) In dieser Annahme irrt der Briefschreiber, da dem Kasseler Moniteur auf das Strengste untersagt war, irgend welche Nachrichten über den Krieg zu bringen.

Anmerkung des Herausgebers.

Da erhielten wir heute die Nachricht, daß der Herzog von Eckmühl, der die Armee links neben uns befehligt, mit dem Feinde an der Beresina eine mörderische Schlacht gehabt hat, in der die Russen auf das Haupt geschlagen wären. Weshalb haben wir nicht auch dabei thätig sein können? Aber wir sind hier bei Aisny an zwölf Meilen zurück. Der General von Ochs soll es gewesen sein, der den vorwärts stürmenden König stets an dem Vorgehen verhindert hat. Es herrscht in dem ganzen Heere eine große Mißstimmung auf den Mann, namentlich da die Russen bisher stets zurückwichen, hätten wir schon weit vorwärts sein können. Was könnte ich Dir Alles von diesen russischen Menschen hier erzählen! Doch ich habe keine Zeit. O, mein theuerer Louis, wie geht es Dir, wie mag es meinem geliebten Poldchen gehen? Hat keiner meiner Briefe sie erreicht? Ich bin ganz ohne alle Nachricht von ihr und Euch. Bis jetzt hat noch keine Kugel mein junges Herz getroffen; von unserem Bataillon sind Morio und Salhorst gefallen, ob todt, weiß ich nicht. Mein Louis, mein theuerer Freund, es liegt oft wie eine bange Ahnung auf meinem Herzen, als sollten wir uns niemals wiedersehen. Kommt dieser Zettel in Deine Hände, so grüße mein Poldchen und sage ihr, daß sie das einzige Glück meines Lebens, mein Trost, mein Glaube, meine Hoffnung ist, mit der ich einst da oben zu Füßen Gottes sitzen und sie festhalten will durch alle Ewigkeit. Leb wohl, mein Louis. Bis zum letzten Augenblick meines Lebens Dein, Dir getreuer Fritz.

Die in dem Briefe meines Vaters erwähnte Krankheit des Königs Jérome scheint nicht sehr anhaltend gewesen zu sein, denn er gab sich bereits wenige Tage nach seiner Zurückkunft wieder seinen gewohnten Vergnügungen hin. Darüber schreibt mein Vater:

Brief meines Vaters an den Großvater.

Bad Nenndorf, 1. September 1812.

Geliebter Vater!

Unaussprechlich viel Freude machte mir Ihr Brief vom 20. vorigen Monats, und um so mehr war er mir angenehm, da er Ihre Gesundheit und der geliebten Mutter ihre Genesung enthielt. Vielleicht hat es für Sie einiges Interesse, wenn ich Ihnen das Leben der letzten Wochen mit seinen verschiedenen Vergnügungen, aber auch

Mühsalen zu schildern versuche. — Sehr bald nach seiner Rückkehr aus dem Kriege war Seine Majestät der König mit seiner Gesundheit wieder vollständig hergestellt, und es begannen von neuem die Feste, die während etlicher Monate geruht hatten. Bei uns ist jetzt eine Veränderung eingetreten, während bis dato nur je zwei Garde du corps den Wagen des Königs und der Königin zu eskortiren hatten, wird dazu jetzt immer ein ganzes Peloton befohlen, das zur Hälfte vor, zur Hälfte hinter den königlichen Wagen zu reiten hat. — Die Vergnügungen des Hofes begannen am 22. August mit einem gar prächtigen Gartenfest in Schönfeld, das dort zu dem Vermählungstage des Königs gefeiert wurde. Ich hatte den Vorzug, an dem Tage kommandirt zu sein, und der Herr Lieutenant Spohr führte unser Peloton. Alle nur erdenklichen Lustbarkeiten waren dazu von dem Veranstalter des Festes, dem Kammerherrn Baron Villandry, eingerichtet worden. Karoussels waren aufgestellt, es wurde von der Hofgesellschaft nach der Scheibe geschossen und auf sorgfältig zurecht gemachten Plätzen im Freien getanzt. Ueberall standen Anrichten mit den schönsten Delikatessen besetzt, und der Wein floß in Strömen. Auch für uns Garde du corps war eine gar herrliche Tafel bereitet, bei der ich einmal wieder Champagner trinken konnte, es war das das dritte Mal in meinem Leben. — Ich eile mich, theuerer Vater, Ihnen mitzutheilen, daß ich in den nächsten Tagen auch zum Korporal befördert werde. Es hat wegen der Abwesenheit des Königs, der bei seiner Garde du corps diese Beförderungen selbst befiehlt, etwas länger damit gedauert. Als ich mit August von Lehsten in Schönfeld von meinem Pferd gesprungen war und wir dann an dem Portale präsentirten, ging der König zwischen uns hindurch und sagte, als er mich bemerkte lächelnd: „Nun, mon petit, noch immer nicht Korporal?“ — Er flüsterte dann dem hinter ihm gehenden Major La Flèche etwas in das Ohr, nickte mir freundlich zu und schritt in den Garten hinein. Die Anderen beglückwünschten mich und meinten, meine Beförderung würde demnächst erfolgen. Abends fand in Schönfeld eine gar wunderprächtige Illumination der Gärten statt und wurde es mir erzählt, das ganze Fest habe an 10000 Thaler gekostet. In weiterem hat sich an diese Vergnügungen noch eine Bootfahrt des ganzen königlichen Hofes auf der Fulda nach Münden angeschlossen, die der Baron Malchus gar köstlich eingerichtet haben

16*

soll. Ich war dabei nicht anwesend, wie auch nicht bei der Fahrt nach dem Meißner. Nach einem Besuch in Carlshafen fuhren die Herrschaften nach Corvey, wo sie dem Bischof eine Visite abstatteten. Auch die Städte Hameln und Braunschweig sind aufgesucht worden und die königliche Familie ist überall mit großen Ehren und mit Jubel aufgenommen. Seit drei Tagen befinde ich mich hier als Eskorte unter dem Befehl des Lieutenants von Horst mit einem Peloton in dem Bade Nenndorf am Deister. Der König hat diesen Ort zur Beseitigung eines Reißens aufgesucht, das er sich in dem Kriege geholt haben will. Ihre Majestät ist dieses Mal nicht mit hier, wohl aber alle Günstlinge des Königs, wie die Generale von Hammerstein und von Bongars, der Minister Graf Fürstenstein, der Baron von Marinville, der mir sehr freundlich gesinnt ist und mich jedes Mal bei dem Begegnen anspricht, und Andere. Auch verschiedene Damen sind mitgekommen, wie die Frau von Bongars, die sich der besonderen Gunst des Königs erfreuen soll. Eigenthümlicher Weise ist auch das Balletcorps mit hierher genommen, das in einem Saale des Gasthofes allabendlich seine Vorstellungen giebt. Es sind darunter die Tänzerinnen Mademoiselles Adele Louis, Irene Lavancourt, Marie Romain und andere. Als ich gestern Abend vor den königlichen Gemächern Posten stand, wohl das letzte Mal, ehe ich befördert werde, wurde mir und dem mit mir aufgezogenen Garde du Corps von Hiddesen ein ganz eigenthümlicher Anblick zu Theil, den ich Ihnen, mein Vater, doch schildern muß. Es war schon spät, wohl bereits nahe an Mitternacht, und es drang ein Lärm von lautem Gelächter, Schreien und Gläserklingen zu uns heraus. Die Gesellschaft des Königs schien sich in einer gar argen Fröhlichkeit zu befinden. Da wurde die Thür durch einen der Lakaien geöffnet, der eine neue Anzahl von Weinflaschen in das Zimmer hineintrug und der Mann vergaß, sie ganz zu schließen, so daß wir durch die Thürspalte durch die Zimmer bis in das zweite, in dem die Gesellschaft tafelte, hindurchsehen konnten. In der Mitte saß der König, neben ihm Madame de Bongars, dann kam der Graf Fürstenstein auf seiner anderen Seite und an diesen reihten sich wohl noch einige zehn Herren an. Aller Gesichter waren stark geröthet, die Haltung der Herren sehr vernachlässigt, und Einer von ihnen trug gerade eine Geschichte vor (ich glaube, daß es der Baron Marinville war),

nach deren Schluß wieder lautes Gelächter erscholl. Nach einer kleinen Weile öffnete sich eine Thür, und herein tanzten in sehr freien Gewändern alle die Balleteusen, verneigten sich vor dem König und führten dann einen Tanz auf, bei dessen Touren sie oft an die Tafelrunde heranhüpften, um dort aus dem Glase der Herren zu trinken. Als der Tanz zu Ende war, näherte sich die Tänzerin Adele Louis dem Könige, und auf einmal saß sie ihm, die Arme um seinen Hals schlingend, auf dem Schooß. — Da kam wieder ein Lakai, wir zogen uns schleunigst zurück, und er schloß die Thür. Ich war ganz entsetzt, mein Vater, ob dieser mit angeschauten Bacchanalie. Ich hatte in Cassel wohl schon hier und da von so etwas Aehnlichem flüstern hören, aber doch nie geglaubt, daß sich der König so weit vergessen könne. Als ich mein Befremden darüber meinem Kameraden aussprach, meinte der lachend, ich sei aber noch eine sehr unschuldige Seele, ob ich denn nicht wisse, daß in Kassel bei dem Postenstehen stets der ablösende Garde du corps den anderen zu fragen pflege: „Wer von den Damen war die Nacht bei dem König?“ — Kann es denn nur möglich sein, daß es eine solche Schlechtigkeit wirklich in der Welt giebt? Wie konnte ich das wissen, da ich doch erst zu dem Postenstehen zugelassen wurde, als der König bald in den Krieg zog? Ich habe bisher noch nie Aehnliches zu bemerken Gelegenheit gehabt. Und die gute holde Königin, ob die denn gar nichts von diesen Schandthaten weiß? Die Ansichten meiner Kameraden über diesen Gegenstand sind meist sehr locker. Aber sorgen Sie sich deshalb nicht um mich, theuerer Vater, ich werde nicht in das Laster verfallen, sondern stets Ihrer Lehren und der Ermahnungen der theuren Mutter eingedenk sein. — Wir werden binnen acht Tagen nach Kassel zurückkehren. — Von Fritz Wolf ist mir zu meinem großen Leidwesen noch immer keine weitere Nachricht zugegangen. — Es ist dieses Nenndorf hier ein gar reizender Aufenthalt und wir haben uns dazu des lieblichsten Wetters zu erfreuen. Wir waren vor etlichen Tagen auch in dem nahen Eilsen, das in seiner bescheidenen Zurückgezogenheit mit seinen Schwefelquellen weder weniger reizend, noch weniger wirksam ist als Nenndorf. Der König speiste dabei auf dem Herl im Grünen, wozu mehrere Speisewagen hatten vorausfahren müssen. Er erfreut sich hier großer Liebe, da er schon mehrfach offene Tafel hielt, zu der jeder Brunnengast eingeladen wurde. Ich habe mir vor einigen

Tagen das Vergnügen bereitet, die berühmte Demoiselle Kirchgeßner auf ihrem englischen Instrument, der Glasharmonika, zu hören. Sie kam aus Bückeburg hierher gereist, um sich der schönen Natur zu erfreuen.

Die süßen, ihrem Instrument entlockten Töne mußten jedes Menschen Herz erfreuen. Auch die Helft'sche Putzhandlung ist hier durch ein Zweiggeschäft vertreten, bei deren Schild ich immer der lieben Mutter gedenken muß, die ja in Braunschweig bei diesem Geschäfte ihre Einkäufe zu machen pflegt.

Sehen Sie zu, theuerer Vater, daß Sie auch einmal mit der Mutter hierher reisen, es ist hier gar so schön. Haben Sie doch die Gewogenheit und schreiben Sie mir so bald als möglich, wie ich es mit der von mir zu erwartenden neuen Korporalsuniform halten soll.

Ich eile, um noch an Mutter zu schreiben, und endige damit, daß ich Ihnen nochmals versichere, immer so zu handeln, daß ich Ihrem Willen entspreche, und bin stets

Ihr Sie innig liebender Sohn

Louis.

XXIX.

Die westphälischen Regimenter hatten sich indessen bei der großen Armee mit Ruhm bedeckt. Der General Junot, Herzog von Abrantes, hatte nach des Königs Fortgang das Kommando über die westphälische Armee erhalten und schnell eingesehen, daß das Werkzeug gut sei und nur die bisherige Führung theilweise nichts getaugt habe. Er verwendete die einzelnen Regimenter mit Geschick und erreichte mit ihnen Großes. Wenn er sich persönlich auch bei den Westphalen verhaßt machte, so mußten sie doch anerkennen, daß er ein fähiger, tapferer General sei. — Besonders that sich die Kavallerie in der blutigen Schlacht an der Moskwa hervor, in der das zweite Kürassierregiment des Obersten von Bastineller attackierte und auch das zweite Husarenregiment des Obersten von Heßberg, sowie das erste Chevauxlegersregiment des Obersten von Stein mehreremals mit großem Erfolg die russische Infanterie angriffen. Der General Grouchy, einer der besten Kavallerieführer der Welt, lobte die westphälischen Reiterregimenter enthusiastisch und meldete dem Kaiser, daß obige Regimenter verdienten, den „7. September 1812" und den Namen der Schlacht an der Moskwa in ihre Standarten zu bekommen. Diese Schlacht blieb eigentlich unentschieden, da aber Kutusow, der russische Oberbefehlshaber, das Schlachtfeld räumte, so schrieb sich Napoleon den Sieg zu. Sie war eine der blutigsten des Jahrhunderts, es heißt, daß auf jeder Seite an die 70000 Mann gefallen wären. Von westphälischer Seite

wurden gleich zu Beginn des Kampfes der General Damas und die Obersten von Gilsa und von Herzberg getödtet. — Trotz dieser bewiesenen Tapferkeit wurden die westphälischen Truppen nicht von dem Kaiser der Ehre gewürdigt, in Moskau, die von den Feinden verlassene Hauptstadt, einzuziehen, so durften sie sich nicht wie die französischen Regimenter an der Plünderung der brennenden Häuser betheiligen, sondern konnten nur von ihren elenden russischen Dörfern aus die hoch züngelnden Flammen des Brandes der Riesenstadt mit ansehen.

Aus diesen Tagen, Anfangs Oktober, schrieb der Lieutenant Wolf einmal wieder einen kurzen Brief an meinen Vater. Das heißt geschrieben mochte er wohl nach seinen Worten viele haben, aber angekommen war nur dieser eine, den mein Vater am 18. Dezember erhielt, ein Courier hatte ihn mit nach Kassel gebracht. Er lautet:

Achter Brief des Lieutenants Wolf an meinen Vater.

Rasa, den 4. Oktober 1812.

Vor ungefähr vier Wochen habe ich Dir, mein theuerer Louis, aus Orza einen Brief geschrieben. Ob Du ihn wohl erhalten haben magst? Wer kann es in diesem kriegerischen Treiben sagen? Ich habe seit Monaten kein Lebenszeichen von Euch, Ihr meine Lieben, erhalten und bin zum Sterben traurig darüber. Aber es geht mir ja nicht allein so, alle die Kameraden klagen sehr, auch sie erhalten keine Briefe. Ich habe, mein theueres Poldchen und Du mein lieber Louis, nun schon heiße Schlachten mitgemacht und kann es wohl aussprechen, ich glaube auch tapfer gekämpft zu haben. Ich habe noch keine Kugel erhalten, obgleich rings um mich her die Kameraden von der Sichel des Todes dahingemäht wurden, blieb ich verschont. Immer und immer aber, in dem Getöse der Schlacht, bei den langen Märschen, bei Tag und Nacht habe ich stets nur an Dich gedacht, Du meine Geliebte. Nun stehen wir hier bereits dicht vor der brennenden Kaiserstadt, die blinkenden Zinnen des Kremls blicken zu uns herüber, und der Feind hat sich zurückgezogen. Da kommt der Gedanke in mein Herz, ob der gewaltige Schlachtenkaiser denn noch immer nicht genug habe, der doch in der Landeshauptstadt seinen Frieden schließen wollte. Und im Weiteren kommt mir der Gedanke, und dabei zieht

die Hoffnung schmeichelnd in mein Herz, ob wir dann nicht auch bald zurückmarschieren werden, zurück zu Dir, Du Geliebte, und zu Euch, Ihr Lieben Alle, auf daß wir noch einmal glücklich werden könnten. Wie viele Hunderte von Meilen aber liegen jetzt zwischen uns, und wer vermag zudem die Absichten dieses wunderbaren Menschen, der das Schicksal Europas in seinen Händen hält, zu errathen? Neulich hieß es, er wolle sich durch Rußland einen Weg nach Indien bahnen, um dort seinen gehaßten Feind, die Engländer, zu fassen. Sein Ehrgeiz ist ja unersättlich, er scheint der „Herr der Welt" werden zu wollen. Wenn ich an seine Pläne denke, wie weit, wie weit erscheint mir da ein Wiedersehen! Wie ein goldenes Licht sehe ich da hinten fern an dem westlichen Horizont ein kleines Licht leuchten, das ist die Hoffnung auf das Wiedersehen mit Euch, Ihr meine Geliebten, — aber ich fürchte, ja, es liegt wie ein schwerer Druck von Ahnung auf mir, daß diese Hoffnung mich täuschen wird, wie sie den armen Griesheim getäuscht hat, der auch so froh dem Zurückkommen und der Vereinigung mit seiner Braut entgegensah und doch bei Smolensk sein junges Leben lassen mußte. Aber ich will auf meinen gütigen Gott vertrauen, der mich bis hierher stets so gütig geleitet hat. Hier ist es schon sehr kalt, wir hatten gestern sechs Grad Kälte und leider gar keine warmen Sachen. Der Pope, bei dem ich im Quartier liege, ist ein verständiger Mann, der hier geblieben ist und nicht, wie die Anderen, entflohen. Weshalb der Kaiser uns Deutschen nicht wie den französischen Truppen gestattet hat, in Moskau einzuziehen, ist mir unmöglich, anzugeben. Es ist das Betreten der Hauptstadt des Feindes doch gewissermeise ein Ehrenpreis für den Soldaten, und wir haben doch nicht ermangelt, unser Blut für den Kaiser dahinzugeben, und die Kraft unserer Arme hat mit den Sieg errungen. Doch wie Gott will, ich mache mir nicht so viel daraus, diese Stadt zu betreten, in der es von dem Feuer und dem Regen der letzten Tage gar schrecklich ausschauen muß. Doch ich will diesen Brief schließen, meine Geliebten, vielleicht ist es mir von Gott vergönnt, Euch noch einmal von den Tagen aus diesem weiten Rußland zu erzählen. Lebe wohl, mein theueres, einzig geliebtes Poldchen, Du einzige Wonne meines Lebens, lebe wohl. Und auch Du, mein guter Louis. Grüßet die Eltern und Geschwister. Bis zu dem letzten Augenblicke meines Lebens

Euer treuer Fritz.

Der vorstehende war der letzte Brief aus Rußland, den mein Vater erhielt. Der Lauf der Geschichte aber ging weiter. Es begann der Rückzug der großen französischen Armee, der bis Smolensk ziemlich geordnet ausgeführt wurde, von da aber in das débâcle überging. Die zerstörten, zerfallenen Brücken über die Beresina, die grimme Kälte des nordischen Winters, der Hunger und Durst vernichteten die soeben noch so glänzende Armee. Die Nachzügler, die sich nur mühsam dem Troß nachschleppten, verfielen den Lanzen der, die zurückweichende Armee umschwärmenden, Kosaken. Alle Bande der Disciplin wurden gelöst, jedes Gefühl der Freundschaft und Pietät war vernichtet, ein Jeder strebte nur aus dem furchtbaren Graus herauszukommen, und so manche lechzten gierig danach, mit ihren in Moskau erbeuteten Schätzen die Grenze zu erreichen.

Wie sehr selbst in den höheren Ständen, in den Offizierkreisen, ja selbst in denen der Führer und Generäle ein jedes Gefühl für Freund- und Kameradschaft vernichtet war, das beweist so recht eine Aufzeichnung meines Vaters, die er in späteren Jahren oft mit uns besprach. Er hatte die Geschichte von einem Augenzeugen erfahren. Der tapfere General Allix, einer der besten Führer der westphälischen Armee und späterer Vertheidiger von Kassel, war bei Smolensk leicht verwundet und sein Pferd unter ihm erschossen worden. Trotzdem verzagte er nicht, sondern wanderte durch Schnee und Eis tapfer weiter. Die Stiefel fielen in Stücken von seinen Füßen, er umwand die Füße mit Stroh und wanderte weiter. So kam er in die Gegend von Mohilew und erblickte plötzlich einen mit zwei Kleppern bespannten Kibitkeschlitten, in dem nur ein einziger, in Pelze gehüllter Mann saß. Bei dem Näherkommen erkannte er in dem Verhüllten seinen Waffenbruder, den westphälischen General von Ochs. Allix, erschöpft von dem langen Fußmarsch, elend vor Hunger und Kälte, konnte nicht mehr weiter. Bei dem Anblick des Generals in seinem Schlitten hielt er sich für gerettet und bat den Kameraden um einen kleinen Platz in der Kibitka. — Aber er hatte sich geirrt, der egoistische General verweigerte ihm seine Bitte und fuhr weiter, ohne sich um den allein im Schnee Zurückbleibenden zu bekümmern. Trotzdem verlor der General Allix nicht den Muth, er gelangte über die Beresina bis nach Wilna und von dort zu Wagen nach Kassel. Später hat dann zwischen ihm und seinem unfreundlichen Kameraden

eine sehr deutliche Aussprache stattgefunden. Die Geschichte verbreitete sich in den Kreisen der Residenz und der Herr General von Ochs wurde von seinen Bekannten deshalb noch mehr gemieden als bisher. —

Unter den vielen Gebliebenen befand sich auch ein anderer hoher Offizier der westphälischen Armee, und zwar der General Eblé. Seine letzte That war die Erbauung der drei Brücken über die Beresina, von denen sich zwei nachher leider für den Anprall der Tausende von Fliehenden als zu schwach erwiesen und einstürzten. Er zog sich hier eine Lungenentzündung zu, an der er wenige Tage darauf starb. Bei diesem Uebergang ging der letzte Zusammenhang der Armee verloren, und nur Haufen von elenden, halb erfrorenen Menschen gelangten erst nach Wilna und dann weiter nach Warschau. Waren sie bisher durch die Lanzen der Kosaken bedroht, so warteten ihrer in diesen beiden Städten schon andere habgierige Feinde, und zwar die Juden. Diese Elenden schleppten die halb verhungerten und beinah erfrorenen Krieger in ihre Spelunken, beraubten sie dort ihrer Kriegsbeute, die sie vielleicht in Moskau gemacht, oder ermordeten sie auch, wenn sie ihre Kostbarkeiten nicht freiwillig hergeben wollten. Daher kam es, daß später so manche edelsteinbedeckte Monstranz, so manch' köstliches Geschmeide von Warschau aus in den Handel kam. Es waren das die Reminiscenzen aus den Kirchen und Palästen Moskaus, die von den armen Kriegern als ihr Einziges mit nach der Heimath gerettet werden sollten. — Als die Flüchtlinge die preußischen Provinzen betraten und gegen die Elbe vordrangen, da erst gelangten die ersten Gerüchte von dem Rückzuge der großen Armee nach Kassel.

Die Westphalen waren bis dahin in vollkommener Unkenntniß über die Vorfälle in Rußland geblieben. Von dem königlichen Hofe gelangte keine Nachricht in das Publikum und der Moniteur wußte nichts anderes als von Siegen und dem prächtigen Moskau zu erzählen. So kursierten nur Gerüchte in der Stadt, deren Wahrscheinlichkeit allerdings in etwas durch das 29. Bulletin Napoleon's über den angetretenen Rückmarsch Bestätigung fanden. — Außerdem sorgte der König gerade in jenen Tagen durch üppige Feste bei Hofe dafür, die Aufmerksamkeit des Volkes von den politischen Ereignissen abzuziehen. Der König war in jener Zeit allein, da die

Königin Katharine sich bei der ersten Nachricht von dem Brande Moskaus zu ihrem Vater nach Stuttgart begeben hatte.

Endlich gelangte der Strom der Flüchtenden, der Ueberreste jener glänzenden „großen Armee" auch nach Westphalen. Ueber diese Unglücklichen und ihren Empfang schreibt mein Vater an seine Eltern.

XXX.

Kassel, den 18. Februar 1813.

Theuerer Vater!

Ihren Brief vom 29. 12. habe ich erhalten in dem Augenblick, als ich gerade meine gehorsamsten Neujahrswünsche an Sie abgesandt hatte. Zu meinem größten Leidwesen war es mir nicht möglich, das heilige Weihnachtsfest in Ihrem mir so theueren Hause zu verleben, aber es gab keinen Urlaub dazu, da die vielen Festlichkeiten bei Hofe unsere Dienste sehr in Anspruch nahmen. O, wie stehen doch diese glänzenden Feste in einem so unendlichen Widerspruch zu den Gerüchten des Schauderns und des Grauens, welche von der Armee über unsere lieben deutschen Landsleute zu uns dringen! Wie bangt sich mein Herz oft, wenn ich dabei unseres Fritz gedenken muß, und ein ängstliches Grauen überkommt mich, da doch jetzt eigentlich schon längst eine Nachricht von ihm hier sein müßte. Und mit diesen traurigen Gedanken nun ein Zeuge dieser Feste sein zu müssen, die jetzt in der Abwesenheit der Königin, sie ist in Stuttgart, noch viel üppiger gefeiert werden, als sonst, das ist fürwahr nicht leicht. — Besonders sind es Maskenfeste, die der König in dem Theater des Schlosses veranstalten läßt. Der König sitzt dann in der königlichen Loge gegenüber dem Theater, neben und hinter ihm die Damen und Herren des Hofstaates, zur Rechten ist die Loge der Gesandten und links die der Minister. Alles Uebrige in den Logen ist für die Damen des Hofes, die in blendenden

Toiletten erscheinen, bestimmt. In dem Parterre wimmelt es von Offizieren und Beamten in Uniform. Die Damen müssen besonderen Wert auf ihre Kleider legen, für die ein sehr weiter Ausschnitt vorgeschrieben ist, und die Herren haben das habit français anzulegen mit dem Degen an der Seite. Während der Zwischenakte präsentiren Lakaien in der königlich rothen Livree Champagner, Eis und andere Erfrischungen. Der darauf folgende maskirte Ball gewährt ein Bild nicht minder imposant durch den Reichtum wie den Glanz der Maskenkostüme. Es bildet ein besonderes Vergnügen des Königs, im voraus über die Kostüme der Einzelnen, besonders der Damen, eingeweiht zu sein. Der König kennt alle Anekdoten, die über junge, hübsche Mädchen und Frauen in der Stadt kursiren, und macht sich dann ein Vergnügen daraus, in den verschiedensten Verkleidungen (manchmal wechselt er sein Kostüm drei bis vier Mal) die Damen zu quälen und zu ängstigen. Ja, er schämt sich nicht, dadurch in den Familien Aergerniß und Unruhe zu verbreiten und oft die liebevollsten Gatten sich einander zu entfremden. Es ist ihm der größte Spaß, zu zeigen, daß es in Kassel kein noch so tiefes Geheimniß giebt, das er nicht kennt. Das weiß der Polizeidirektor von Bongars recht gut und verfehlt nicht, ihm, oft Falsches und Entstelltes, zuzutragen.

Da diese Bälle oft bis gegen Morgen dauern und immer mehrere Pelotons von uns an solchem Abend kommandirt sind, so können Sie, theuere Eltern, entnehmen, wie angreifend unser Dienst ist. — Die Stimmung der Mannschaften in den Regimentern ist seit einiger Zeit durchaus keine gute zu nennen. Ob daran die Nachrichten aus Rußland über die aufgelöste Armee die Schuld tragen oder ob wieder Aufwiegler in die Kasernen gedrungen sind, es liegt in den Leuten ein gewisser Ungehorsam, und zahlreiche Desertionen kommen trotz der über die Refracteurs verhängten harten Strafen vor.

Zwei Tage später.

Theuerer Vater! Ich war so weit in meinem Schreiben gekommen, als ich von Lehsten überrascht wurde, der mit dem Rufe: „Louis, komm mit hinaus, es nahen die ersten Haufen der großen Armee," in meine Stube gestürzt kam. Wir eilten nach der Aue,

und da stand denn ein Häufchen von ungefähr 50 Mann dieser Unglücklichen, die dem Graus der Elemente, den feindlichen Schwertern und dem Hunger entflohen waren. O, theuerer Vater, es war das ein Anblick zum Gotterbarmen. Wenn ich mir den Tag in das Gedächtniß rufe, an dem wir die Truppen von hier abmarschiren sahen in dem Glanze ihrer Uniformen und ihrer frischen Jugendlichkeit, ein Jeder mit der Hoffnung auf zu erringenden Ruhm und zu erwerbende Ehren erfüllt, und nun! Wie sahen die Unglücklichen aus! Die Köpfe und die Füße in Lumpen gehüllt, der übrige Körper bedeckt mit Fetzen von allen möglichen Stoffen oder Strohmatten. Auch Thierfelle, noch voll des vertrockneten Blutes, deckten ihre Blößen. Der Ausdruck ihrer bleichen Züge war ein schrecklicher, die Augen sahen mit einem geisterhaft starrenden Ausdruck aus den blassen, mit Falten durchzogenen Gesichtern heraus, als sähen sie noch alle die Greuel, die auf sie in den Eissteppen Rußlands gelauert hatten, und ihre Sprache klang hohl und rauh, als hätten die Schmerzenstöne sie heiser gemacht. Die Meisten der Unglücklichen konnten ihre Körper kaum noch fortschleppen, so matt und krank waren sie. Ihre Gesichter, geschwärzt von dem Rauch der Lagerfeuer, bedeckt mit wochenlangem Straßenschmutz, zerfressen von allen möglichen Krankheiten, wie dem heißen Brand, und zernagt von Ungeziefer, sahen mit gespenstischem Ausdruck aus den Lumpen hervor. Und das, theuerer Vater, waren dieselben Menschen, die einst frohen Muthes, die Augen leuchtend vor Siegesglück, ausgezogen waren, um für einen Menschen, für den Kaiser, die Welt zu erobern. Es heißt jetzt, daß von den 23 000 Westphalen, die hinausgezogen waren, kaum 2000 zurückgekehrt sind. — Ist es möglich, theuerer Vater, daß ein Mensch solch eine Gewalt über die Welt besitzt, daß er so hunderttausendfaches Unglück über seine Mitmenschen bringen kann? Wird der allmächtige Gott da nicht einschreiten, um diesen einen Mann von der Stelle, an der er allmächtig sitzt, abzulösen? O, mein Vater, bei dem Anblick jener Unglücklichen, wie dankte ich da Gott, daß er mich vor diesen Leiden bewahrt hatte. Wie kurzsichtig ist der Mensch oft und legt das als Unglück aus, was nachher zu seinem Glücke dient! O, mein Vater, ich kann den Ausdruck dieser Menschen nicht vergessen, mit dem sie mich hülfeflehend anstierten. Einige streckten nur mühsam ihre Hände uns entgegen, sie hatten die Sprache verloren, Andere waren so ver-

senkt in ihre anhaltende Bestürzung, daß sie die Gaben nicht sahen, die wir ihnen boten. Alle schienen auf den Tod wie auf eine Wohlthat zu lauern, da sie nicht mehr die Kraft in sich fühlten, die Ruhe und die Lebensmittel zu genießen. So standen sie mit zitternden Knieen da und folgten mit stumpfem, blödem Blick den Bürgern, die sie bewegt von innerstem Mitleid bei der Hand faßten, um die Unglücklichen in ihre Häuser zu führen und sie dort zu laben. — Mein erster Gedanke bei ihrem Anblick war unser Fritz. Die Hälfte des ungefähr 50 Mann starken Haufens waren Leute von westphälischen Regimentern. Ich versuchte mir Auskunft von ihnen über das Schicksal unseres Fritz zu verschaffen, aber so viel ich auch fragte, ich erhielt nur ein blödes Lachen als Antwort, oder ein Anderer hob den Arm und flüsterte halb irre: „Todt — Alles — Alles — todt.“ — Und wenn auch diese Armen mit diesem „todt“ nicht unseren Fritz meinen mochte, so fürchte ich doch, daß es so sein wird, es müßte sonst schon eine Kunde von ihm hier sein. — Mein liebes, armes Poldchen, o könnt' ich jetzt bei Euch sein, um sie auf ihren Verlust vorzubereiten, der ihr ihr Liebstes genommen! Aber ich glaube, sie ahnt ihr Unglück schon, ihr letzter Brief war schon so gefüllt voll banger Sorge und Befürchtungen. Bereitet sie, Ihr Lieben, nur auf ihren schweren Verlust vor. Wie wird die arme, theuere Mutter, die selbst so krank war, den Verlust unseres Fritz ertragen, deren Liebling er immer war? Leben Sie wohl, theuerer Vater, und grüßen Sie die Mutter und meine herzliebe Schwester auf das Innigste von mir. Versichern Sie gefälligst ihnen Allen meine herzliche Liebe, wie auch ich Ihnen versichere, daß meine warme Liebe für Sie nie erlöschen wird. Ihr Sie innig liebender Sohn

Louis.

Kassel, 16. Februar 1813.

Theuerer Vater!

So ist es denn der Art gekommen, wie wir Alle leider gefürchtet haben, Fritz ist todt, auf dem Felde der Ehre an der Beresina am 28. November gefallen. Als ich heute Nachmittag auf meiner Stube saß, kommt ein Soldat herein und sagt, es wäre draußen einer von den Unglücklichen, die aus Rußland zurückgekehrt seien.

Eine bange Ahnung griff krampfhaft in mein Herz, ich fühlte, daß er von ihm kam. Ich ließ den Mann eintreten und erkannte in ihm trotz der leichenblassen, vergrämten Züge den Köhler, Fritzens langjährigen Diener. Er war so elend wie die Anderen und konnte nur leise flüsternd, stierenden Auges die Worte stammeln: „Mein Herr ist todt und hier sind — für seine Braut — sein letztes — Schreiben und — seine Sachen." — Dabei holte er die mir so bekannte Uhr von Fritz und seine Brieftasche hervor. — Weinend schloß ich den treuen Mann in die Arme und führte meines todten Freundes Sachen an meine Lippen. Ich werde Euch Beides in den nächsten Tagen selbst überbringen. Fritz hat in der siegreichen, mörderischen Schlacht an der Beresina einen Schuß in die Brust erhalten und ist eine halbe Stunde darauf in den Armen des treuen Köhler sanft entschlafen. Seine letzten Worte waren: „Meine innig geliebte Leopoldine!" Verzeihen Sie, mein Vater, daß ich heute nicht mehr schreibe, aber mein Schmerz ist zu groß. Bereiten Sie Poldchen recht liebevoll und fürsichtig vor. Ich komme übermorgen bei Euch an. In innigster Liebe, mein theuerer Vater, Euer zum Tode betrübter

Louis.

Ueber den Schmerz und die Trauer der Tante Leopoldine findet sich die folgende Aufzeichnung in den Papieren: Meine Großmutter schreibt in ihr Tagebuch:

Heiligenstadt, 20. Februar.

O Du mein armes, armes Kind! Wie groß ist doch Dein Schmerz um Deinen Geliebten! Ich kann Deine Klagen nicht vergessen, als gestern die Nachricht ankam, Du ganz außer Dir in Deinem Zimmer herumliefest, Dich dann an meine Brust rettetest und wimmernd flüstertest:

„O Fritz, mein Geliebter, mein Fritz ist todt! Kann ich es denn verstehen? Es ist ja ganz unfaßlich, daß Du todt sein sollst. Du, mein Fritz, sollst ohne ein Zeichen für mich aus diesem Leben geschieden sein? Nun soll ich Deine lieben, treuen Augen niemals, niemals wiedersehen! — sie, die mich stets so freundlich anschauten, die ich so oft geküßt habe. — O Fritz — mein Fritz, wie hast Du mich so einsam hier zurückgelassen unter all den vielen Menschen hier auf Erden! — Lieber Gott, so nimm mich doch fort von hier und — lass' dafür einen anderen Menschen hier, der noch gern lebt und

noch Freude an dem Leben hat. — Und dabei habe ich das Gefühl," fuhr sie wie irre fort, „als wenn Du doch noch hier irgendwo um mich her sein müßtest, es ist mir, als wäre Deine Seele bei mir — um mich hier — hier — dicht an meinem Ohr. — O Fritz — Fritz — Mutter, hilf mir!" Dann schrie mein armes Kind kreischend auf und krampfte ihre Arme um meinen Hals zusammen. Gott helfe ihr!

XXXI.

In dieser Zeit gelang es dem wunderbaren Organisationstalent Napoleon's eine neue große Armee aufzustellen. Mit dem Beginn des Jahres hatten sofort seine Rüstungen dafür angefangen. Den größten Theil zu der Formation der neuen Regimenter, bei denen die aus Rußland zurückgekehrten Mannschaften nur schwache Cadres bildeten, hatte zwar Frankreich mit seinen unerschöpflichen Mitteln stellen müssen, aber auch die deutschen Staaten waren aufgefordert, ihre letzten Mannschaften auszuheben. Bereits am 23. Dezember 1812 erhielt der König Jérome ein Schreiben des Kaisers, worin ihn dieser aufforderte, ihm anzugeben, wie stark seine Regimenter der verschiedenen Waffengattungen seien, die er zu der Neubildung einer Armee stellen könne. In diesem Schreiben war zugleich Napoleon's Ansicht ausgesprochen, daß sich zu dem nächsten Frühjahr große Dinge vorbereiteten. Er wolle erst Rußland und die aufständischen deutschen Staaten zu Boden werfen, dann sollte daraus ein ewiger Friede entstehen, in dem die Kräfte der Völker wieder erstarken würden.

Und der mächtige Organisator hatte mit seinen großen Ereignissen recht. Am 17. März erließ der König von Preußen seinen Aufruf „an mein Volk", er verbündete sich mit Rußland, welchem Bunde sich bald auch die kleineren Staaten bis auf Sachsen anschlossen, das der Bundesgenosse des sich vorläufig noch neutral haltenden Oesterreichs blieb. Die Verbündeten erklärten Napoleon den Krieg.

In Westphalen aber begann die neue Aushebung und die Konskription mußte sehr weite Grenzen nach oben und unten ziehen, um nur annähernd die geforderte Anzahl von Rekruten für die 16 Regimenter stellen zu können, die der Kaiser forderte. Waren doch, wie wir hörten, von den 23 000 zu dem Feldzuge in Rußland marschirten Soldaten nur 280 Offiziere und 2600 Mann zurückgekehrt. — Der Kriegsminister, Graf Hoene, entwickelte bei der Aushebung die größte Thätigkeit, hatte er doch bei dem Könige eine große Scharte wegen des über alle Maßen jämmerlichen Zustandes auszuwetzen, in dem sich die ganzen Lazareteinrichtungen, ja selbst die Kasernements und Unterbringungshäuser für die armen, krank und elend aus dem Kriege zurückgekehrten Soldaten befanden. Niemals hat sich das westphälische Ministerium elender und erbärmlicher gezeigt, als bei der Aufnahme dieser Tapferen, die anstatt mit Jubel mit dem größten Undank empfangen wurden. Nicht einmal Hospitäler waren errichtet, kein Arzt zu ihrer Behandlung bestimmt, so mußten die Unglücklichen in den Hütten der Armen untergebracht werden, in die sie den Ansteckungsstoff ihrer Krankheiten, des Typhus und des Fiebers, trugen. Auch die wohlhabenden Einwohner Kassels benahmen sich gegen die Zurückgekehrten in dieser Zeit schlecht genug, indem sie ihnen aus Furcht vor Ansteckung die Aufnahme verweigerten. Der König ahnte nichts von dieser Behandlung seiner Soldaten, und als dann Alles zu seiner Kenntniß kam, machte er dem Herrn Grafen Hoene in seiner, bisweilen mehr als heftigen Weise die ernstesten Vorwürfe, ja er würde ihn fortgejagt haben, wenn er ihn in jener Zeit nicht so nöthig gebraucht hätte. Das war der Grund, weshalb Monsieur le comte sich bei der Aufstellung der Regimenter so besondere Mühe gab. Trotz aller Anstrengung machte die Konskription aber nur sehr langsame Fortschritte. Die Westphalen weigerten sich, sich zu stellen. Sie hatten zu viele von den unglücklichen aus Rußland zurückgekehrten Soldaten gesehen und bei ihrem Anblick geglaubt, daß es mit Napoleon's Herrlichkeit zu Ende sei.

Trotzdem gelang es schließlich, durch die Polizei und die Gensdarmerie unter General von Bongars, die Etats der Regimenter vollzählig zu machen. Ein Grund zu der Erleichterung der Konskription war die, wie es hieß, auf des Kaisers besonderen Befehl hin, eingeführte Einrichtung von sogenannten Militärdivisionen. Das

Land wurde in vier solcher Divisionen eingetheilt und zwar in die von Kassel, Braunschweig, Magdeburg und Hannover. — Das Königreich wurde in seinen letzten Hülfsmitteln, den Domänen, in Anspruch genommen, um durch deren Verkauf, sowie durch eine neue Anleihe die Mittel zur Aufstellung und Equipirung obiger Regimenter herbeizuschaffen.

Es wurde mit aller Gewalt darauf hin gearbeitet, diese Regimenter kriegstüchtig zu machen, denn kein Staat hatte ja so wie Westphalen, Veranlassung, die äußersten Anstrengungen für die Vergrößerung der Napoleonischen Armee zu betreiben, da der neu beginnende Kampf eine Lebensfrage für sein ferneres Bestehen bilden mußte. Die Regimenter marschirten am 1. April unter dem Kommando des Divisionsgenerals von Hammerstein nach Göttingen. Hier wurden sie von dem Könige gemustert und setzten dann ihren Marsch über Heiligenstadt, Nordhausen u. s. w. bis zu der Vereinigung mit der großen Armee in Sachsen fort. Sie blieben jedoch nicht geschlossen beisammen, sondern wurden verschiedenen Corps zugetheilt.

Nach dem Ausmarsch dieser Regimenter blieben außer den Depotcompagnien und Schwadronen an geschlossenen Truppentheilen nur 2200 Mann Infanterie, 1100 Mann Kavallerie und 1200 Mann Artillerie der Garde zurück, während die Stärke der Linie zur Vertheidigung des Landes inclusive der Depots circa 12 000 Mann betrug. Von diesen Truppen standen in Kassel außer den Depotabtheilungen:

1) die Garde du corps,
2) die Garde chevaux legers,
3) die Grenadiergarde,
4) die Chasseurgarde,
5) die Chasseur-Carabinier,
6) eine Fußbatterie der Garde.

Die übrigen Truppentheile der Linie waren auf die Orte Braunschweig, Melsungen, Ziegenhain und Berka an der Werra vertheilt.

Außer auf die Gardekavallerie und die Gensdarmen war in jenen Tagen auf die Regimenter wenig Verlaß. Sie bestanden fast ausschließlich aus unerfahrenen, wenig geübten Leuten, die, eben als Rekruten eingetreten, nur aus Furcht vor Todesstrafe bei der Fahne blieben.

Aus diesen Umständen geht deutlich hervor, daß damals die Situation des Königreichs eine sehr gefährdete und nur auf der Unkenntniß der Einwohner über die Verhältnisse begründet war. — Man suchte dem Könige die Lage der Dinge, sowie die Stimmung im Volke möglichst zu verheimlichen, so daß er nichts davon ahnte, sondern sich sogar, in der Hoffnung auf baldige Siege des Kaisers, mit einer Vergrößerung seines Reiches beschäftigte, die er von seinem Bruder durch Einverleibung der kleinen Staaten wie Anhalt und anderer angrenzender Länder, sowie durch Theile Preußens zu erlangen hoffte. Er setzte daher sein ganzes Vertrauen auf den Kaiser und führte trotz der immer schlechter werdenden Finanzen, scheinbar in größter Sorglosigkeit, sein Leben weiter, das nach wie vor in üppigster Sinnlichkeit bestand.

Bald jedoch sollte er aus dieser Ruhe aufgeschreckt werden. Die Desertionen bei den Regimentern mehrten sich trotz der grausamsten Androhungen und Todesstrafen täglich und — die meist glücklichen Einfälle seitens der Feinde in Westphalen nahmen bald einen gefahrdrohenden Charakter an. König Friedrich Wilhelms Proklamation an seine früheren linkselbischen Unterthanen erweckte den so lange ruhenden Patriotismus der Altmärker und der Bewohner der Provinz Sachsen und garantirte gewissermaßen die Einfälle in das westphälische Gebiet. Den Anfang machte der preußische Major von Hellwig, der mit 150 Husaren Eckardsberge und Mühlhausen überrumpelte und von dort große Kriegsbeute mitnahm. Die Russen drangen bis Hannover vor und ein anderes preußisches und russisches Corps marschirte gegen den Harz. Ihm wurde der General von Hammerstein mit acht Bataillonen, zwei neugebildeten Husarenregimentern und einer Batterie entgegengesandt. Während sich seine Bataillone durch Desertionen aber um ein Drittel ihrer Mannschaften verminderten, wurden die übrigen Theile überall, wie bei Ebersdorf und Duderstadt geschlagen und gefangen genommen. Schließlich nahm der General Czernichef mit drei Kosakenregimentern bei Halberstadt einen Wagenpark mit 80 Pulver- und Munitionswagen weg, der unter dem General von Ochs mit zwei Regimentern nach Magdeburg instradirt war. Er führte den General von Ochs und an 1000 Mann Gefangene mit sich über die Elbe zurück. — Auch die Desertionen wurden en masse ausgeführt, denn die Agenten des Feindes revol-

tirten mehr und mehr die Einwohner. Es gab unter den westphälischen Soldaten eine Menge Menschen, die Freunde und Verwandte unter den Feinden besaßen, mit denen sie korrespondirten und denen sie stets die Märsche und Unternehmungen der westphälischen Detachements verriethen. Hierdurch wurden viele Soldaten überredet, zu den Feinden überzugehen. So desertirte eines Tages ein Lieutenant von den 1. Husaren in Wolfenbüttel mit 40 Husaren in Uniform mit ihren Pferden und raubte nach Schillscher Manier die Kassen aus. Dieser Lieutenant wurde in einer Mühle bei Quedlinburg ergriffen und füsilirt; und man fand unter seinen Papieren das Patent als Hauptmann in russischen Diensten. Sein Kommandeur, Major Penn, wurde gleichfalls hart bestraft, aber was half das Alles, was die Proklamation des Prinzen Eugen, nach der Jeder, der irgend welcher Konspiration überführt wurde, zum Tode verurtheilt werden sollte? Der Geist der Truppen und der Landbevölkerung wurde immer aufrührerischer, und als nun gar der preußische Oberstlieutenant von der Marwitz mit dem 3. neumärkischen Dragonerregiment und dem 3. Landwehrinfanterieregiment Braunschweig, die zweite Residenz des Landes, überrumpelte, da begann der König Jérome doch für seine Hauptstadt und für die Sicherheit seiner Person zu fürchten. — Jérome hatte bis dahin seine Hoffnungen noch immer auf neue Siege des Kaisers gesetzt; als aber die drei Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen, die von dem Moniteur zu großen Siegen aufgebauscht wurden, ziemlich resultatlos verliefen und die Gegner, namentlich die Preußen, sich durchaus nicht, wie einst bei Jena, entmuthigt zeigten, sondern nur der Uebermacht wichen, als der Kaiser ganz gegen seine frühere Art und Weise, anstatt den Gegner sofort zu verfolgen und zu vernichten, den Waffenstillstand bei Pläswitz schloß, da merkten doch selbst die enthusiastischsten Franzosenfreunde, daß eine Aenderung mit dem, bisher unbesiegten Napoleon vorgegangen sei. Der Waffenstillstand wurde in Poischwitz bei Jauer bis zum 20. Juli verlängert und von den Alliirten natürlich zu der Vermehrung ihrer Streitkräfte benutzt. Man begann jetzt an dem Genie Napoleon's zu zweifeln, der sich in einer gewissen Unschlüssigkeit noch immer in Dresden befand. Der folgende Brief meines Vaters enthält über diese Zeitperiode einzelne interessante Details.

Kassel, den 6. Juli 1813.

Die letzte Nachricht, die ich von Ihnen, theuerer Vater, durch ein Schreiben von der Mutter erhielt, ist schon so lange her, daß ich wohl mit Recht Sorge für Ihr seitheriges Befinden tragen muß. Meine Besorgniß wird noch um Vieles begründeter, da ich von der Mutter erfahre, daß auch Poldchens Befinden ein schlechtes sei und sie zu tiefer Schwermuth neige. Bitte, haben Sie die Freundlichkeit, mich recht bald über beide aufzuklären und mir hoffentlich recht günstige Nachrichten über Ihr beiderseitiges Wohlergehen zu geben. —

Die Lage, in welcher wir uns jetzt hier befinden, ist eine trostlose, ja ich kann sagen, eine beinah verzweifelte. Ich bin doch nun einmal Soldat und als bei des Königs Leibgarde stehend, durch mein Gelübde an die Person des Königs gefesselt. Ja, ich vermag es nicht anders zu sagen, als daß ich mich nicht nur durch meinen Eid, sondern auch durch mein Gefühl dem Könige zuneige. Er mag ja als Mensch sowohl, wie als Regent seine großen Fehler haben, und ich als Deutscher möchte am allerwenigsten die längere Herrschaft des Fremdlings über uns billigen, aber er hat doch auch seine guten und freundlichen Seiten. Man möchte ihm nur andere Rathgeber wünschen, denn ich glaube, daß ihm seine Höflinge oft zu etwas veranlassen, das seinen Herzen fern liegt. Gegen mich war Seine Majestät, so oft ich der Ehre gewürdigt wurde, in seine Nähe zu kommen, und das ist in letzterer Zeit sehr häufig der Fall gewesen, stets sehr freundlich und scheint er Ihnen, theuerer Vater, auch wohlgesinnt zu sein, denn er unterläßt es nie, sich bei mir nach Ihrem geschätzten Befinden, zu erkundigen. — Ich möchte annehmen, daß er sich anjetzt wegen der allgemeinen Kriegsverhältnisse in großer Noth befindet. Er hat jetzt wieder Napoleonshöhe bezogen und lebt dort sehr zurückgezogen, obgleich er seine Favoritinnen auch dort empfängt. So habe ich selbst, als ich zum letzten Mal dort die Wache hatte, die Prinzessin Löwenstein, und zwar in Männertracht, zu ihm gehen sehen. — Die Königin soll sich jetzt in Paris aufhalten. Es wurde hier davon geredet, daß der König seinen Bruder vor einigen Wochen wegen der Unsicherheit der hiesigen Verhältnisse gebeten habe, die hohe Frau von hier fort senden zu dürfen, er selbst wolle nach der Festung Magdeburg gehen. Dieses Letztere soll aber der Kaiser abschläglich beschieden haben. Es ist fürwahr auch keine große Freude, sich in hiesiger Stadt

jetzt aufhalten zu müssen. Die Desertionen nehmen alle Tage zu, und ich muß es leider gestehen, auch von uns sind schon Manche fort. — Es sind die allerschärfsten Maßnahmen dagegen ergriffen, Todesstrafe steht auf einem jeden Fluchtversuch, trotzdem aber dauern diese immer fort. Die Refracteurs werden meist ergriffen und die Unglücklichen dann erschossen. Es sind den Casselern diese Hinrichtungen jetzt ganz etwas Gewöhnliches geworden, man hört ja fast alle Tage das Knallen der Gewehre, welches dem Leben der Eidbrüchigen ein so trauriges Ziel steckt. Sie werden oft zu fünf bis sechs gleichzeitig vor den Augen der Truppen auf dem Kratzenberg erschossen. Die Soldaten werden sodann im Reihenmarsch zu Zweien zum warnenden Beispiel an den Leichnamen ihrer Kameraden vorbei geführt. Aber es dünkt mich, daß selbst dieses strenge Mittel nichts helfen dürfte. Die Desertionen nehmen immer zu und die Gemüther der Bürger, welche bisher noch zweifelhaft gewesen, wenden sich von der Regierung ab und schüren den Brand der Empörung. — Sie werden es gehört und gelesen haben, daß der Kaiser nach den siegreichen Schlachten bei Lützen einen Waffenstillstand mit seinen Gegnern abgeschlossen hat und daß die Friedensverhandlungen begonnen haben. — Der Kaiser hält sich in Dresden auf, und unser König ist auch vor acht Tagen dorthin gereist, wohl um seines kaiserlichen Bruders Rath in den Angelegenheiten seines Reiches zu erhalten. Gleichzeitig gingen dahin abermals 4000 Mann Infanterie, kommandirt durch den General Bernard, 1000 Mann Kavallerie unter dem Kommando des Obersten von Hammerstein und 20 Geschütze zur Unterstützung der kaiserlichen Armee ab. — Unser Land ist jetzt mit Ausnahme der Depots fast gänzlich von Truppen entblößt. Eine weitere Vorstellung des Königs bei dem Kaiser soll auch darin bestehen, daß Westphalen fortan durchaus unfähig sei, noch Geld oder Mannschaften herzugeben.

7. Juli 1813.

Ich habe dieses mein Schreiben unterbrochen, weil inzwischen der König aus Dresden zurückgekehrt ist und ich mir mit der Hoffnung schmeichelte, Ihnen, theuerer Vater, über die dortige Zeit Einiges mittheilen zu können, das für Sie von Interesse sein dürfte. Ich habe ziemlich genaue Kunde über die Dresdener Tage durch den Pagen von Humbert bekommen, den der König außer seinem Adju-

tanten und einer geringen Begleitung von hier mitgenommen hatte. Der König ist sehr unbefriedigt zurückgekehrt und soll nur auf der Reise durch die begeisterten Zurufe des Volkes in den Städten ergötzt worden sein. Die Präfekten sollen ihm überall einen sehr schönen Empfang bereitet haben. In Dresden hat der Kaiser in dem Schlosse gewohnt und täglich großer Empfang und Theater in dem Palais Markolini stattgefunden, während die verschiedenen Abgesandten in Prag über die Friedenspräliminarien verhandelten.

Gleich nach dem Eintreffen machte der König seinem Bruder seine Aufwartung und dieser empfing ihn mit ernsten Vorwürfen. Humbert, die Adjutanten und viele Personen aus des Kaisers Hofstaat haben sich an dem Tage in dem Vorzimmer befunden, und der Kaiser hat so laut gesprochen, ja bisweilen so heftig geschrieen, daß die Antichambrierenden manche Stellen des Gespräches fast wörtlich haben verstehen können. Die Unterredung hat damit begonnen, daß der König in beredter Weise dem Kaiser die Noth seines Landes darzulegen versuchte. Er hat dabei in heftiger Rede aus einander gesetzt, daß das Land unfähig sei, diese Erpressungen länger zu ertragen, hat von Aussaugung gesprochen und daß alle Kassen leer seien. Er hat gesagt, daß die Westphalen sich lieber erschießen lassen würden, ehe sie ihr letztes Stückchen Brot hergäben. Der König hat so heftig gesprochen, daß er den Kaiser erst gar nicht zu Worte kommen ließ. Er hat noch weiter gesagt, daß heimliche Verschwörungen in dem Lande beständen und die Gensdarmen schon Verbindungen der Bevölkerung mit den Russen jenseits der Elbe erforscht hätten. — Da hat ihn der Kaiser wüthend und laut schreiend unterbrochen: „Ah ces misérables, je ne puis pas les forcer à aimer les Français, mais je leur conseille, par prudence, de se joindre à nous, plutot qu'aux Russes.“ Da hat der König wieder dazwischen geredet von der Treue seiner Beamten und der loyalité vieler Einwohner seines Landes. „Fort bien,“ hat der Kaiser höhnisch gerufen, „je sais, qu'il y a des braves gens dans vos fonctionaires, mais vos nobles sont de „l a c a n a i l l e“.

So hat der Kaiser fast eine Stunde auf den König eingeredet, hat aber dabei so schnell und sich überstürzend gesprochen, daß die Außenstehenden dann nur noch einzelne besonders laut gesprochene Sätze verstehen konnten, wie z. B. diese: „Du temps, vous voulez toujours

du temps pour les contributions. — J'en ai trop perdu. — Croit on en Westphalie, que je pourrais, en votre faveur, relâcher quelque chose de mes principes invariables? Au contraire, la crise, dans laquelle je me trouve, m'oblige à y persister. —

„Eh bien," hat er schreiend fortgefahren und ist dabei dröhnenden Schrittes im Zimmer auf und abgelaufen: „Ah ça, cessera-t-on enfin de croire en Westphalie, que je ne suis qu'une d u p e? — Ah la bonne heure, votre situation reclamait des ménagements. Eh bien! j'en ai eu à mes dépens comme une d u p e, vous m'avez enjolé vous même, vous avez gagné du temps pour vos contributions. — Oui, le système continental, c'est le cheval de la bataille."

Und wieder nach einer Pause hat er laut fortgefahren, nachdem der König einige nicht zu verstehende Worte erwidert hatte: „Vraiment. — Les liens du sang? — Le roi de Holland est aussi mon frère, cela ne m'a pas empêché, de sacrifier à l'interêt général."

Dann kamen Erwiderungen des Königs und darauf wieder des Kaisers lauter Ruf: „Adieu, puisse — je vous revoir sous des meilleures auspices."

Damit war der König entlassen und konnte, ohne etwas von dem, was er erhofft hatte, zu erreichen, weder eine höhere Kommandostelle in der Armee, noch den Nachlaß der aufgelegten Kontribution erlangen. — Ob nun Frieden werden wird, weiß Keiner, die Einen meinen es, die Anderen bestreiten es. Die hiesigen Offiziere können sich in des K a i s e r s Wesen gar nicht hineinfinden. Er hat eine Armee von doppelter Stärke, als die Alliirten und verfolgt nicht seine Siege, sondern ist auf diesen langen Waffenstillstand eingegangen, der von seinen Gegnern nur dazu benutzt wird, ihre Streitkräfte zu vermehren und einzuüben.

Von ganzem Herzen wünsche ich, theuerer Vater, daß wir bald eine Klarheit für die Zukunft bekommen. Hier in Kassel werden die Zustände so, daß sie bald nicht mehr zu ertragen sein dürften, und die Feinde kommen uns immer näher. Haben Sie die Güte, die Mutter und die lieben Geschwister recht sehr von mir zu grüßen. Seien Sie übrigens überzeugt, daß ich, was meinen Dienst betrifft, gewiß in einem Vierteljahr Offizier sein werde. Ich erinnere mich stets der guten Lehren, die Sie mir mitgaben.

Ihr Sie liebender und gehorsamer Sohn Louis.

P. Scr. Soeben erfahre ich noch eine gar wunderbare Mär. Es sollen alle disponiblen Truppen von hier noch zu des Kaisers Armee abgesandt und aus dem letzten Rest, den Depots und den noch aufzustellenden zwei Regimentern Infanterie, eine Truppe unter dem Befehl des Generals Allix zu dem Schutze des Königs gebildet werden. Außerdem heißt es, daß der Kaiser angeordnet habe, eine französische Abtheilung, bestehend aus einem Regiment Husaren, einem Regiment Infanterie und einer Compagnie Artillerie zu der Besetzung Kassels zu formiren. 600 Franzosen sollen bereits in den nächsten Tagen für das neue Husarenregiment aus Frankreich über Mainz hier eintreffen. Das dürfte hier wieder gar viel böses Blut erzeugen.

D. O.

XXXII.

Während unbegreiflicher Weise der Kaiser Napoleon in Dresden zwei Monate mit resultatlosen Friedensverhandlungen vergehen ließ, traten für ihn inzwischen die schwerwiegendsten Ereignisse ein. Oesterreichs Herrscher, Napoleon's Schwiegervater, schloß sich den Verbündeten an, und seine Heere marschirten durch Böhmen nach Sachsen. Ebenso war der Prinz von Schweden mit seinem 30 000 Mann starken Heere als neuer Verbündeter den Alliirten beigetreten. Am 18. August lief der Waffenstillstand ab, und Napoleon begab sich mit seinen Garden und dem Gros seiner Armee nach Schlesien, um dort die verbündeten Preußen und Russen noch vor dem Eintreffen der Oesterreicher zu vernichten. Während diese Truppen auf dem Marsche waren, debouchirten die Verbündeten aus den böhmischen Bergen und bedrohten in einer Stärke von 300 000 Mann Dresden.

Während dieses Vormarsches ereignete sich der für die westphälische Armee und den König Jérome sehr niederdrückende Fall, daß der Oberst von Hammerstein, der Bruder des Generals und Liebling des Königs, am 25. August mit 1000 Husaren, die er kommandirte, zu den Feinden überging. Man mag über den deutschen Patriotismus denken wie man will, aber daß gerade dieser Mann, der unter dem Könige Jérome eine brillante Carriere gemacht hatte und von ihm bei jeder Gelegenheit begünstigt war, diese, soeben mit großem Kostenaufwand errichteten Husarenregimenter zu dem Abfall bewog, war ein Akt der grenzenlosesten Undankbarkeit. Der König war bei dem Empfang der Nachricht ganz außer sich und erließ in

größter Wuth ein rachsüchtiges Dekret, wie es ihm in dieser Weise sonst fern lag. Er ließ sofort den Bruder des Obersten, den General von Hammerstein, verhaften, und ihn, als sich in seinen Papieren die Beweise dafür fanden, daß er von seines Bruders Absicht Kenntniß gehabt habe, als Gefangener nach der kleinen Festung Ham an der Somme bringen, wo er bis zu dem späteren Eintreffen der Alliirten in strenger Haft saß. Ja, er hätte ihn erschießen lassen, wenn nicht der Baron Marinville so lange für ihn gebeten, bis der König ihm die Todesstrafe erließ. Außerdem wurden die bei dem Depot zurückgelassenen Regimentsstandarten schimpflich verbrannt, und ein Dekret erklärte die schuldigen Husaren und ihre Verwandten für ehrlos. — Es ist erklärlich, daß die Desertion dieser beiden Regimenter den Zorn des Königs auf das Höchste erregte, denn er bildete bei der bereits im Lande herrschenden Insurrektion ein schlechtes Beispiel für alle noch Schwankenden, und die Desertionen bei den Regimentern mehrten sich in Folge dessen in ganz beängstigender Weise. Es flohen so viele der Konscribirten, daß der König, den Ruf seiner Truppen befürchtend, den Kaiser bat, die Regimenter möglichst nicht in der ersten Linie zu verwenden. Diese gaben aber, ehe noch das königliche Schreiben in des Kaisers Hände gelangte, gerade Beweise von vorzüglicher Tapferkeit. Am 26. und 27. August schlug der auf die Nachricht des Vordringens der Alliirten auf das Schleunigste aus Böhmen zurückgekehrte Napoleon in der Schlacht bei Dresden die verbündeten Armeen in einer Weise auf das Haupt, daß deren Hoffnungen auf die Zukunft beinahe vernichtet wurden. 20 000 Gefangene, 30 Geschütze und viele erbeutete Fahnen bildeten den Preis des Sieges. In dieser Schlacht zeichnete sich die westphälische Artillerie unter dem Obersten von Pfuel besonders aus. Sie war auf einer Anhöhe nahe der Wilsdorfer Vorstadt Dresdens aufgestellt und warf durch ihr Feuer mehrfach den Ansturm der Oesterreicher in dieser Richtung zurück. Die westphälischen Kanoniere zeigten dabei eine vorzügliche Unerschrockenheit, und die Hälfte von ihnen wurde neben ihren Geschützen getödtet. Auch der Kaiser erkannte die trefflichen Leistungen der westphälischen Truppen an diesem Schlachttage rühmend an.

War dieser Sieg bei Dresden nun zwar für die Hauptarmee der Verbündeten eine entschiedene Niederlage, so blieb er doch für die ge-

sammte Kriegslage fast ohne Folgen. Hier hatte der große Schlachtenlenker gesiegt, dafür wurden aber seine Feldherren auf den anderen Kriegsplätzen überall geschlagen. Ney wurde von den Schweden und Preußen, Macdonald in Schlesien und Vandamme in Böhmen besiegt und so der ganze Kriegsplan Napoleon's über den Haufen geworfen. Doch wenden wir uns wieder dem Königreich Westphalen zu.

Die verbündeten Monarchen, denen die Verhältnisse in dem Königreich nicht unbekannt waren, bemühten sich, bereits im Frühjahr 1813 eine allgemeine Erhebung des dortigen Volkes, sowie in ganz Norddeutschland zu erwecken. Doch die engherzige Politik, die sich in jener Zeit in dem Hauptquartier der Verbündeten geltend zu machen wußte, war gegen eine allgemeine Volkserhebung und wollte diese Unternehmungen nicht eher beginnen, bis man hinreichende Mittel besitze, eine solche kräftig zu unterstützen. Das schien aber den Fürsten so lange nicht möglich, als der Kaiser Napoleon mit seinem, bisher stets siegreichen Heere noch immer in Sachsen stand. Man wählte daher das Mittel, durch zahlreiche Parteigängercorps auf die Verbindungen der französischen Armeen und auf deren Rückzugslinien zu drücken. Zu dem Zweck wurden viele Parteicorps in den Rücken des französischen Heeres geschickt, wie die Thielemann's, Marwitz's, Wallmoden's, Platow's, Hellwig's, Tettenborn's und Anderer, die fast alle glückten und dem Königreich Westphalen viel Schaden zufügten. Die Stellung der Regierung in Kassel wurde in dieser Zeit immer gefährdeter und die Stimmung des Königs und seiner Minister eine immer erregtere und unsichere. Die einzelnen Siege des Kaisers hätten zwar einen vorübergehenden Jubel hervorgerufen und die Hoffnung auf eine Aenderung der Verhältnisse wieder neu gestärkt, bald trat aber durch einen der neuen Streifzüge des Feindes wieder eine Ernüchterung ein und die Bitten des Königs an den Kaiser, ihn durch Truppen zu unterstützen, wurden immer dringender. Napoleon aber hatte seine Regimenter selbst nöthig genug und konnte oder wollte keine abgeben. Auch die verheißenen französischen Leibgarden trafen nicht ein, und so war das 500 Mann starke, meist noch unberittene Husarenregiment, das den Namen „König Hieronimus Husarenregiment“ erhalten hatte, das Einzige, was der König von seinem Bruder erlangen konnte. Die ganze Besatzung Kassels bestand, nachdem zwei Detachements unter

dem Befehl der Generäle von Zandt und von Bastineller gegen den Harz abgesandt waren, nur aus je einem Bataillon der Grenadier- und Chasseurgarde, 160 Chasseur-Carabiniers, dem Depot der Füsiliergarde, denen des zweiten und dritten Linienregiments und noch weiteren drei Depotbataillonen, im Ganzen aus ungefähr 3000 Mann.

An Kavallerie war die Garde du corps da, das Depot der Chevauxlegersgarde, das oben erwähnte Garde-Husarenregiment und 30 Gensdarmen, zusammen 906 Mann.

An Artillerie wurde nur über eine Batterie sechspfündiger Geschütze mit 209 Mann, den Rest des Depots der Feldartillerie, 24 Mann, und über eine Ouvriercompagnie, 103 Mann, verfügt. Außerdem hatten die nach Göttingen und Nordhausen abgesandten Generäle von Bastineller und von Zandt den direkten Befehl, sich bei drohender Gefahr sofort auf Kassel zurück zu ziehen. Das war so ungefähr die Situation des Königs und der Regierung Mitte September 1813.

Mein Vater hatte im August einen vierzehntägigen Urlaub in seinem elterlichen Hause auf dem Rusteberg verlebt und sich dabei den Eltern in seiner neuen Würde als Fahnenjunker präsentirt. Es war das erste Mal, daß er während seiner Dienstzeit auf Urlaub war, und er schilderte noch in späteren Jahren mit Entzücken die Tage des häuslichen Familienglückes, die er dort hatte verleben dürfen. Er kehrte Anfang September nach Kassel zurück und kam gerade zur rechten Zeit, um die denkwürdigen Ereignisse mit zu erleben, die das Königreich Westphalen stürzen sollten.

Der russische General Czernischeff, der sich durch seinen gelungenen Ueberfall der Munitionskolonne bei Halberstadt bereits einen Namen gemacht hatte, gehörte damals mit seinen Kosacken der Nordarmee des Prinzen von Schweden (Bernadotte) an. Er faßte den kühnen Entschluß, die Residenzstadt Kassel zu erobern. Es war ein eigenthümlicher Zufall, der gerade ihn unter den Befehl Bernadotte's geführt hatte. Bernadotte, der seine ganze Stellung dem Kaiser Napoleon verdankte, kämpfte auf diese Weise Seite an Seite mit Czernischeff, dem der Kaiser Napoleon stets sehr wohl gesinnt gewesen war, der ihn in den intimsten Cirkel bei der Kaiserin eingeführt und den jungen General bei jeder Gelegenheit bevorzugt hatte. — Czernischeff stand damals mit seiner Reiterei auf dem linken Elbufer und seine Kosackenpatrouillen streiften bis Halle und Mühlhausen. Ihm war sowohl

die Stimmung des Volkes, als die vielfachen Desertionen in dem Heere, und auch die Detachirungen der Generäle von Bastineller und von Zandt sehr wohl bekannt. Er hielt deshalb den Augenblick zu der Ausführung seines Coups für geeignet und brach mit seinen fünf Kosackenregimetern, einer halben reitenden Batterie (sechs sechspfündigen Kanonen) und sechs Schwadronen Husaren, im Ganzen 2600 Pferden, am 25. September nach Roßla auf. Die Ereignisse jener Tage schildern die folgenden Briefe meines Vaters an seine Eltern.

Brief meines Vaters an den Großvater.*)

Kassel, 10. October 1813.

Theuere Eltern!

Sehr lieb ist es mir, daß sich jetzt Gelegenheit findet, Sie von meiner Lage zu benachrichtigen, die freilich nicht vom Besten ist. Die zweite Eskadron war vor 14 Tagen auf Napoleonshöhe verlegt, um sich da der Ruhe zu pflegen, welche sie hier in Kassel entbehren mußte. Kaum hatten wir obiger Ruhe einen Tag gepflegt, da kam den 28. des Morgens um drei Uhr sehr schleunige Ordre zu marschiren, und nur zehn Minuten waren vorbei, da wir schon gesattelt und gepackt zu Pferde saßen. Ich mußte der Eile wegen mein Collet und die Drellhosen im Zimmer lassen, weil mein Pferd schon hinreichend gepackt war.

Wir waren kaum einen vierten Theil von dem Napoleonshöher Weg geritten, als befohlen wurde, im schnellen Trab vor's Leipziger Thor zu machen. Wie wir durch die Stadt zogen, hielten wir vor dem Schlosse, wo alle Garden standen und der König gegenwärtig war. Wir Alle mußten Pistol und Karabiner laden und eilten vor's Leipziger Thor. Wir marschirten dort in Schlachtordnung auf, der Feind zog sich anfangs zurück, und wir folgten ihm nach. Wir mußten aber Gott weiß wie weichen, zogen uns um ein Dorf herum, vor dem scharfen Geschütz vorbei und kamen an die Knallhütte. Da wurden die Pferde in Eile gefüttert und dann ein Marsch von

*) Dieser Brief befindet sich zum Theil facsimilirt in dem Nachtrage. Er ist in dem Original vom 10. September datirt, was aber wohl ein Versehen sein dürfte, es muß 10. Oktober heißen. Anmerkung des Herausgebers.

12 Stunden bis Gesberg mit vielen Umwegen gemacht. Wir mußten beständig mit geladenem Pistol und gezogenem Säbel in der Hand reiten, mußten uns auch mehrere Male in Schlachtordnung stellen, weil wir einen Ueberfall vom Feinde vermutheten. Wir stießen auf Grenadiere und leichte Chasseurgarde, beide Bataillone waren leider fast ganz aufgerieben. Bei Gesberg kamen wir in Biwak, durften aber keinen Augenblick schlafen, und es regnete stark. Um elf Uhr waren wir in's Biwak gekommen, bis zwölf wurden die Pferde gefüttert, und dann bekamen wir Jeder ein Stückchen Brot für vier Heller und für acht Heller Schnaps. Ich kann es Ihnen aber versichern, es hätte mir das schönste Gericht nicht besser geschmeckt. Um drei Uhr wurde weggeritten, wieder ein Marsch von zehn Stunden gemacht nach Nieder-Tisseldorf, da wieder biwakirt, und dann nach Marburg. In Marburg wurde wieder biwakirt, dann nach Herborn, von da auf Piquet, dann nach Wetzlar, kurzum, der Weg führte nach dem Rhein zu. Es hieß stark, wir sollten über den Rhein gehen. Auf diesem Marsche sind von unseren beiden Eskadrons, welche beide aus 220 Mann bestanden, so viele desertirt, daß in unserer nur noch 80 Mann sind. Sie desertirten so stark, daß wir eines Morgens aufmarschiren mußten und der Obrist sagte, wer nicht mehr wollte dienen und König und Standarte verlassen, der sollte absitzen und zum wenigsten Pferd und Sachen hier lassen. Die Zeit ist zu kurz, um Ihnen von diesem mehr zu schreiben. Ich nehme mir nur noch so viel, um Ihnen dasjenige zu schreiben, was mich in meine Lage versetzt hat, die sehr unangenehm ist. Da ich zu Herborn auf Piquet war und abgelöst wurde, um zu essen, so binde ich mein Pferd im Stalle an und gehe in das Quartier. Wie ich wieder zu meinem Pferde komme, ist mein Mantelsack abgeschnallt und fort. Die Thür war aufgemacht und mein Pferd stand da zuerst. Den anderen Morgen hörte ich, daß ein Garde du corps mit zwei Pferden weggegangen wäre, welche völlig equipirt waren. Meine Uhr lag auch in dem Mantelsack, welche ich wegen dem Mangel an Uhrtasche nicht tragen konnte und einpacken mußte. Meine Compagniesachen werden mir wieder angeschafft, aber meine Uhr und Wäsche? Schon früh werde ich auf den steinigten Weg des Unglücks geführt. Doch mein Vertrauen auf den, der Alles weiß und leitet, macht mich noch zufrieden mit meinem Stande. Auch bin ich noch wohl, freilich etwas zusammengefallen. Der

Lieutenant von Horst nimmt sich meiner sehr an. Gleich anfangs fehlte mir das Geld, er bot mir die Hälfte von dem Seinen an, welche aus 20 Thalern bestand. Noch habe ich die Wäsche an von dem ersten Tage des Marsches, und eben bin ich willens, ein Hemd und ein Paar Strümpfe zu borgen, um meine waschen zu lassen. Schon 14 Tage sind wir auf dem Marsche und haben erst fünf Nächte geschlafen. Vorgestern waren 24 Mann von uns und Lieutenant von Horst nach Heiligenstadt detachirt. In Helsa blieb die Hälfte, und die andere Hälfte, wobei auch ich war, ritten unter dem Kommando des Lieutenants von Horst weiter. Zwei Stunden von Witzenhausen wurden wir gewahr, daß 13 Mann Kosacken eine halbe Stunde von uns waren. Wir zogen den Säbel, banden ihn an, nahmen unsere Pistolen zur Hand und trabten nach. Der Feind bemerkte es und eilte sich, daß er nach Witzenhausen kam. Unsere Avantgarde befand sich schon im Thor, als sie sah, daß 30 Mann Kosacken auf der Straße standen. Wir machten, daß wir fortkamen. Vorher fühlte ich mich schon dem väterlichen Hause nahe, die mütterliche Pflege genießend, doch meine seligen Gedanken wurden gar schändlich vernichtet. Doch es dauert gewiß nicht lange, ungefähr in acht Tagen kommen wir vielleicht nach Heiligenstadt. Hier ist es ganz ruhig. Mehr vielleicht bald mündlich. Schicken Sie mir ja doch so bald als möglich Wäsche. Grüßen Sie gefälligst Verwandte und Bekannte. Und wollen Sie wieder einen großen Antheil an meiner vorigen Zufriedenheit haben, so haben Sie die Güte, mich bald von Ihrem mir so werthen Befinden zu benachrichtigen. Ich bin aber ewig

Ihr Sie liebender Sohn

Louis von Kaisenberg.

Mein Großvater scheint die Gewohnheit gehabt zu haben, auf jedem erhaltenen Briefe gleich den allgemeinen Inhalt seiner Antwort zu vermerken. So schreibt er auch auf diesen Brief:

„Am 13. beantwortet, daß, wenn die Strapazen die Kräfte seiner Konstitution übersteigen, er seinen Abschied suchen, übrigens aber in allen Verhältnissen den Grundsätzen der Pflicht und Ehre folgen solle. Zugleich sind ihm 40 Thaler bei Eggena angewiesen und von demselben Nachricht verlangt worden, ob er die am 4. September übersandten 30 Thaler erhalten habe. v. K.

Brief meines Vaters an den Großvater.

Kassel, 16. Oktober 1813.

Theuerer Vater!

Endlich nach langem, sehnsuchtsvollem Warten wird mir eine Stunde zu Theil, welche mir vergönnt, mich nach dessen Gesundheit zu erkundigen, der mich so gütig erhält; bestimmt befinden Sie sich noch recht wohl. Sie werden sich erstaunt haben über die Antwort, die Schwester Miene von mir erhielt. Die 20 Thaler vom 22. September habe ich richtig einige Tage vor meinem Abmarsch erhalten. Wie wir von dem traurigen Marsche zurückkamen und kaum einige Tage uns das sonst verwünschte Kasernenleben gepflegt hatte, wurde zum Ausrücken geblasen, um den König abzuholen, der in Wawern war. Wir blieben zwei Tage aus, nachdem wir die ganze Nacht auf der Feldwache bleiben mußten. Wie wir den König mit vollem Jubel nach Kassel gebracht hatten und nochmals vor ihm vorbeidefilirt waren, kehrten wir voller Freude in unsere Kaserne zurück, da uns der König versicherte, daß er uns für seine wahre Garde du corps halte, und er verlangte die Liste von denen, die noch da sind.

Denselben Abend kam ein Bedienter auf meine Stube und fragte mich, ob ich das Geld erhalten hätte. Es wäre ein Bote da gewesen, um mir Geld zu bringen. Ich sagte „nein". Da mich nun Minchen im letzten Briefe frug, ob ich das Geld erhalten hätte, dachte ich nicht an die 20 Thaler, sondern an die Sache des Bedienten und sagte natürlich „nein". Einige Tage hernach kam derselbe Bediente zu mir, bat mich um Verzeihung und sagte, daß das Geld nicht an mich, sondern an Graf Heusenstamm, der auch bei uns ist, gewesen wäre. Ich habe also Alles richtig erhalten. Ihr theuerer Brief und das Schreiben von Poldchen sind aber doch das Beste von Allem, was ich erhalten habe, wofür ich Ihnen meinen kindlichsten Dank abstatte. Doch es dürfte für mich jetzt wohl an der Zeit sein, Ihnen, theuerer Vater, erst einmal die Ereignisse genauer vor Augen zu legen, wie sie sich von dem 28. September bis heute hier abgespielt haben. Mein letzter Brief war sehr in der Hast geschrieben, und will ich versuchen, Ihnen mitzutheilen, wie Alles kam. Wir Garde du corps waren ja über die ganzen Ereignisse in vollständiger Unwissentheit,

außerdem kamen an dem Morgen so viele sich widersprechende Befehle, daß wir zu Anfang gar nicht wußten, was denn eigentlich vorgegangen sei. Ich habe nun in den letzten Tagen versucht, mir darüber Kenntniß zu verschaffen, und dürfte es für Sie, theuerster Vater, wohl von Interesse sein, wenn Sie das Nähere darüber erführen. — Der König erhielt die erste Nachricht von dem Heranrücken eines feindlichen Corps am 28. früh vier Uhr. Ein Gensdarm hatte sich in Helsa zu ranzioniren gewußt, er war den Kosacken entflohen und überbrachte die Nachricht dem General von Bongars, der sogleich dem König die Sache entdeckte. Der König kleidete sich gleich an und begab sich auf den Schloßhof Bellevue, von wo er die Wache und unser Regiment allarmiren und die Thore schließen ließ. Es wurden dann auch Gensdarmenpatrouillen in der Richtung nach Helsa abgesandt, die das Anrücken zahlreicher Reiterei meldeten. Hierauf begab sich der König, gefolgt von einem Peloton von uns, nach der Rennbahn, um die nöthigen Befehle zur Vertheidigung der Stadt zu geben. Vorher wurden einzelne Patrouillen von uns entsandt, um die Stärke des Feindes festzustellen, zu deren einer, wie ich Ihnen bereits in meinem Briefe mittheilte, auch ich gehörte. Während wir fort waren, hatten sich die gesammten Minister und Gesandten auf der Rennbahn um den König versammelt, um seine Entschlüsse zu erfahren. Der König hatte indessen einen Zug der Jérome-Husaren zu der Besetzung der Vorstadt vor der Leipziger Straße abgesandt und eine Abtheilung Gensdarmen an die Furth bei der neuen Mühle. Im Weiteren wurde eine Compagnie der Chasseurgarde zu der Besetzung Kupferhammers an der Straße abkommandirt, und später sind noch sechs Compagnien und zwei Geschütze dazu gekommen. Es herrschte an dem Tage ein so starker Nebel, daß man nicht zehn Schritte weit sehen konnte, und sind wir einige Male an Kosackenposten vorbeigeritten, von denen wir erst durch ihr Sprechen merkten. Nur hierdurch dürfte es auch erklärlich erscheinen, daß die Feinde so plötzlich und unerwartet vor der Stadt erschienen. Es entspann sich dann in dem Verlauf des Morgens zwischen den Russen und den Chasseurcompagnien an der Brücke über die Fulda ein gar heißer Kampf, bei dem der Feind, der seine Geschütze sehr günstig postirt hatte, Sieger blieb. Die Brücke wurde von den Russen genommen, und dabei fielen sechs unserer Geschütze, die auf der Forst postirt

waren, dem Feinde in die Hände. Zwei Compagnien, die der Hauptleute von Hesberg und von Bardeleben, wurden auf eine schreckliche Weise niedergeritten und war dabei ein großer Verlust. Der König und der zum Oberbefehlshaber der Vertheidigung ernannte General Allix erkannten erst jetzt, bis dahin durch den starken Nebel getäuscht, die Stärke des Feindes. Sie hatten bis dahin die ganze Sache nur für den Putsch eines kleinen Streifcorps gehalten. Erst als die Brücke genommen und das Castell besetzt war, sah man ein, welche Truppenmenge ihnen gegenüberstand, und der König ließ die ganze Garnison auf dem Napoleonsplatz sammeln. Hierzu wurde jedoch kein Allarmsignal gegeben, so kam es, daß die Soldaten einzeln zu dem Platze eilten. Sie wurden dabei vielseitig von den Bürgern angehalten und ihnen zugeredet, sich doch nicht dem Allarmkommando zu stellen, es wären ja die Befreier bereits vor den Thoren. So kam es denn, daß wieder sehr viele an dem Tage mit Sack und Pack desertirten und ihres Eides nicht gedachten. Wie ich Ihnen schon geschrieben habe, waren die Garde du corps und die Jérome-Husaren wenigstens diejenigen von letzteren, die beritten waren, nach der Frankfurter Straße zu geritten, um diese, aus Furcht vor einer Umgehung durch die Kosacken, zu besetzen. Wir biwakirten zuerst bei Herborn und später bei Nieder-Zwehren. Der König hatte längst dem Corps des Generals von Bastineller Boten entgegengesandt, aber trotzdem kam dieses Corps nicht, ebenso wenig das des Generals von Zandt. Es wurde mir nachher zugetragen, daß Ersterer einen durchaus falschen Weg eingeschlagen, beide Corps aber durch vielfache Desertionen auf ein Drittel vermindert seien. — Da nun kein Succurs eintraf, so verließ der König mit den Ministern um drei Uhr die Stadt. Er befürchtete sonst in die Hände der Russen zu fallen. Der General Allix erhielt den Befehl, die Residenz weiter zu vertheidigen. Hinter Nieder-Zwehren machte der König wieder einen längeren Halt, da er immer noch auf das Eintreffen eines der beiden Corps wartete. Dann ging er weiter zurück bis hinter die Knallhütte; hier sammelten sich alle seine inzwischen aus Kassel geflohenen Anhänger um ihn. Aber spät Abends ging der Rückzug noch weiter, und wir kamen bis über die Baune nach Hertinghausen. Hier verbrachten wir die Nacht und zogen an dem nächsten Morgen mit dem König über Wabern nach Wetzlar. Hier verblieben wir in dem Biwak, während der König

sich mit seiner Suite nach Schloß Montabour zu dem Grafen von Nassau und später nach Coblenz begab, um dort das Quartier zu nehmen. Indessen hatte der General Allix zu Anfang in Cassel schwere Stunden zu bestehen gehabt. Als der König mit uns die Stadt verließ, hatte der Feind bereits das Castell eingenommen und die Brücke überschritten; die Stadt lag schon offen vor ihm. Es muß das, wie gestern der Hauptmann vou Berlepsch erzählte, ein sehr bedenklicher Augenblick für die Truppen gewesen sein, denn die Einwohner begannen, für den Feind Partei zu ergreifen, und wollten die Husaren, die dort an dem Thore aufgestellt waren, entwaffnen.

Da begannen die Kosacken sich auf einmal zurückzuziehen. — Was hiervon der Grund war, das begriffen die Vertheidiger gar nicht. Ob die Feinde Kunde von dem von Bastineller'schen oder von Zandt'schen Corps empfangen hatten? Genug, sie zogen auf der Nürnberger Straße ab. Der General sandte einige Gensdarmen nach, um zu sehen, wo der Feind bliebe, und diese meldeten, daß der Haupttheil der Kosacken auf Melsungen, eine kleinere Abtheilung auf Kauffungen zugerückt sei. — Der General Allix glaubte schon, triumphiren zu können und sandte einen Courier dem Könige mit der Meldung des Abmarsches nach, aber seine Freude war zu frühzeitig. Es kamen zwar endlich die Ueberreste des von Zandt'schen Corps, von 800 Mann durch Desertion auf 200 vermindert, an, aber es fehlte dagegen von dem Bastineller'schen Corps jede Kunde. Es stellte sich nachher heraus, daß der General von Bastineller, dem durch den Obersten von Heßberg rechtzeitig die Kunde zugegangen war, nach Cassel heranzurücken, diesem Befehl nicht Folge geleistet hatte, sondern in dem Glauben, das Defilée bei Kauffungen sei stark besetzt, nach Morschen abgebogen war. Er hatte die Nachricht von der Flucht des Königs erhalten und beschloß, diesem über Spangenberg zu folgen und sich mit ihm zu vereinen. Aber auch diesen Plan konnte er nicht ausführen, die Desertion seiner Leute nahm immer zu. Als er schließlich in Wetzlar eintraf, hatte er noch ungefähr 40 Kürassiere nnd ebenso viel Infanterie bei sich. Dieser General hat sich durch seine Unentschlossenheit mit großer Schmach bedeckt, und die schönen Regimenter haben sich aufgelöst, weil sie aus dem feigen Benehmen ihres Führers zu erkennen glaubten, daß die Sache des Königs verloren sei. — So war dem General Allix seine

Hoffnung auf Vermehrung seiner Besatzung durch die Auflösung obiger Corps zu Schanden geworden, und da auch die Garnison durch Desertion und die Gefechte starke Einbuße erlitten hatte, so bestand seine ganze Vertheidigungstruppe nur aus ungefähr 1000 Mann. — Die Widersetzlichkeit der Einwohner nahm dabei immer zu, und als Gerüchte in die Stadt drangen, daß die Russen zurückkämen und der General in Folge dessen einige Vertheidigungsanstalten traf, wie z. B. die Brücke über die kleine Fulda abbrennen ließ, da glaubten die Bürger, daß er eine ernstliche Vertheidigung vornehmen wolle und drohten ihm, wenn er auf dieser Absicht beharre, daß sie selbst dem Feinde die Thore öffnen würden. Indessen war der General Czernischeff, dem wohl die Nachricht von der Auflösung der beiden Corps zugegangen sein mochte, mit seinen Kosacken wirklich wieder vor den Mauern der Stadt erschienen und schien einen Angriff von dem rechten Fuldaufer zu beabsichtigen. Endlich ist eine starke feindliche Batterie auf dem Forste aufgestellt worden und hat ihr Feuer auf die Stadt eröffnet, so daß die Kugeln auf dem Napoleonsplatze vielen Schaden angerichtet haben.

Die Bürger haben aber den General Allix verhindert, dieses Feuer zu erwidern. Die Haltung der Einwohner ist dann immer drohender geworden, sie bewaffneten sich mit Sensen und Mistgabeln und wollten die Generäle gefangen nehmen.

Während dieses Tumultes ist der russische Oberst von Benkendorf mit vielen, von ihren Pferden abgesessenen Dragonern und zwei Geschützen gegen das Leipziger Thor vorgerückt. Dort hat eine Chasseurcompagnie von uns gestanden, die aber sogleich bei dem Anmarsch der Russen zu diesen überging. Während die Beschießung in dieser Zeit von dem Forste aus weiterging, wurde die Haltung des Volkes immer bedrohlicher und der General gab bald alle weitere Hoffnung, die Stadt zu halten, auf. Irgend welche Aussichten auf Unterstützung durfte er nicht mehr hegen, da hat er denn seine einzige Hoffnung auf eine günstige Capitulation und auf freien Abmarsch der Truppen gesetzt. — Als nun gar ein Parlamentair, der russische Oberstlieutenant von Balmen, von den Kasselern mit Jubel begrüßt, mit einem Briefe des Generals Czernischeff an Allix erschien, worin dieser ihm die Versprengung der beiden Corps von Bastineller und von Zandt mittheilte, so nahm er die Gelegenheit wahr, die Stadt zu

übergeben und war froh, die Capitulation auf diese Weise nicht selbst beantragen zu müssen. Die Capitulation zwischen den Unterhändlern ist dann am 30. September, Abends sieben Uhr, abgeschlossen worden und der General Allix marschirte mit seinem kleinen, sehr zusammengeschmolzenen Vertheidigungstrupp von vielleicht 400 Mann selbigen Abends noch nach Arolsen ab.

Es ist dem Sieger gar mancherlei Kriegsgeräth in die Hände gefallen, darunter an die dreißig Kanonen und sehr viel Bewaffnungs- und Bekleidungsgegenstände. Außerdem haben die Feinde an 2000 Gefangene gemacht, von denen die Hälfte wohl Franzosen sein dürften.

An dem 1. Oktober ist denn auch der General Czernischeff in die Residenz eingezogen, nachdem er mit seinen Truppen bis dahin auf dem „Forste" ein Lager bezogen hatte. Er ist in dem Berlepschen Hause abgestiegen. Das Schloß ließ er unberührt und verbot auch eine jede Plünderung desselben. Er selbst nahm nur das schöne Bild von des Kaisers Napoleon Schwester Paulette und das bronzene Tintenfaß mit sich, sowie die Feder, mit der die Capitulationsverhandlung unterschrieben worden war. Er soll sich dahin geäußert haben, daß er diese Gegenstände seinem Kaiser überbringen wolle. An dem Abend haben die französischen Schauspieler in dem Theater eine Comödie aufführen müssen. — Es soll in der Stadt bis auf einige Krawalle sehr ruhig zugegangen sein, während die Russen darin waren, und die Stadt selbst soll mit nichts, außer den Pferden, die die Kanonen und Wagen wegführen mußten, gebrandschatzt sein. Für die Tage seiner Anwesenheit hatte der General Czernischeff den Oberstlieutenant Raschanowitsch zum Kommandanten ernannt, der sein Amt mit folgender Proklamation antrat:

„Der hiesigen Bürgerschaft zeige ich hierdurch an, daß der Generalmajor und Generaladjutant Seiner Kaiserlichen Majestät Graf Czernischeff mich zum Kommandanten der Stadt Kassel ernannt hat. Wer Klagen oder andere Sachen vorzutragen hat, wird sich an mich wenden in meiner Wohnung im rothen Hause. Zugleich fordere ich die hiesigen Einwohner auf, mir alle die, sich noch hier befindlichen Militärpersonen, sowie alle königlichen Effekten, von

was Art sie sein mögen, alle verborgenen Waffen und militärischen Equipagen ohne Verzug anzuzeigen, indem derjenige, welcher sich irgend eine Verhehlung zu Schulden kommen ließe, auf das Strengste bestraft wird.

Kassel, 1. Oktober 1813.

Raschanowitsch,
Kaiserlich Russischer Oberstlieutenant."

Außerdem erließ der Kommandant noch eine zweite Aufforderung, die für die deutsch gesinnten Bewohner Kassels und die von den Fahnen Geflohenen von besonderer Wichtigkeit war. Sie lautet:

Die Waffen der siegreichen verbündeten Armeen hat der Allerhöchste gesegnet und durch seine Hülfe hoffen wir, ganz Deutschland zu befreien. Zu diesem Endzweck ist zu wünschen, daß Jeder, welcher an der Befreiung seines Vaterlandes Theil nehmen will, sich bei dem Obersten von Dörnberg melde.

Der Kommandant: Raschanowitsch.

Es wurden dann dem, dem Stabe des Generals Czernischeff zugetheilten Obersten von Dörnberg 1000 Gewehre, Munition und Bekleidungsstücke für die sich Meldenden übergeben. Und wirklich kamen so viel Freiwillige zu dem Obersten, daß derselbe mehrere Tausende zurückweisen mußte. Er formirte ein Bataillon von 1000 Mann und marschirte damit ab, um diese Mannschaften der englisch-deutschen Legion zuzuführen. Ob derselbe damit zu den Verbündeten gelangt ist, vermag ich Ihnen, theuerster Vater, nicht anzugeben.

Aber auch der General Czernischeff hat selbst noch eine Proklamation des Inhaltes an die Westphalen erlassen, daß das Königreich Westphalen von jetzt an aufgehört habe zu bestehen und die einzelnen Landestheile ihren früheren Oberherren wieder zugefallen seien.*)

*) Diese Proklamation ist in den Papieren meines Großvaters enthalten. Sie lautet:

Aux habitants du royaume de Westphalie.

Au moment, où le sort des armes livra votre capitale entre mes mains, je vous annonce, au nom de S. A. le prince royal de Suède, commandant en chef

Während der König noch in Koblenz weilte, kam der französische General Rigaud mit einer Truppe von 6000 Mann französischer Soldaten in Marburg an, die von dem Kaiser Napoleon zu dem Schutze des Königreiches Westphalen gesandt waren. Auch der General Allix war bereits dort eingetroffen und sammelte, was sich noch an versprengten Husaren und sonstigen Truppen in der Umgegend befand. Und es kamen davon mehr, als er selbst angenommen hatte. Es mochte doch wohl bei Etlichen ihr Gewissen sie an ihren geleisteten Eid gemahnt haben. Es sind doch viele ehrliche Leute unter unseren Landsleuten, daß sie den Versuchungen der Landbewohner entgegen doch ihrem Eide treu blieben. — So kam es, daß die Truppe, über die General Allix auf Befehl des Königs den Oberbefehl übernahm, bald an 10 000 Mann stark war. Auch wir Garde du Corps erhielten am 3. Oktober den Befehl, uns — (wir waren nur noch im Ganzen 60 Mann) — dem General Allix in Marburg anzuschließen und nur ein Peloton zur Begleitung und zu dem Empfang des Königs in Wetzlar zurückzulassen. —

An dem 7. ist dann der General Allix mit uns in die Residenz eingerückt, nachdem er erfahren hatte, daß die letzten Russen Kassel am 5. geräumt hatten. —

---

des armées du Nord de l'Allemagne, que le royaume de Westphalie, composé de plusieurs provinces, arrachées par la force à leur legitime souverain, cesse dès aujourd'hui, non qu'on veuille les traiter en pays conquis, mais pour les délivrer de la domination française. — Les nobles sentiments de mon monarque sont connus, ce fut pour soustraire l'Allemagne au joug de l'étranger et pour donner la paix au monde, qu'il a appellé ses peuples aux armes. Il ne leur ordonnera de les poser, que lorsque ce but glorieux sera rempli. Le Tout-puissant bénit evidemment cette entreprise. Depuis quelques semaines l'ennemi a perdu trois cent canons et cent mille prisonniers. La Bavière et le Würtemberg l'ont abandonné; déjà la plus grande partie de l'Allemagne a pris les armes contre lui. — Quiconque parmi vous en se ralliant à cette grande ligue, veut prouver, qu'il n'est pas indigne du nom allemand sera acueilli parmi nous avec plaisir; il sera notre frère, notre compagnon d'armes. L'empereur, mon maître, saura le protéger, quelque soit le cours des évènements. Je ne crains pas, que quelqu'un de vous veuille encore rester attaché à un gouvernement, qui, au moment de danger, vous a lâchement abandonné. Si néanmoins cela arrivait et que quelqu'un voulut entreprendre une chose contraire au bien général, je serais forcé de la plus grande sévérité. Signé Szernichew, major géneral et aide de camp de sa Majesté l'empereur de Russie, chef d'un corps d'armée.

Was den General Czernischeff veranlaßt haben mag, so bald wieder aus Kassel fortzuziehen, darüber konnte ich von den hiesigen Bekannten nichts Genaueres erfahren. Einige meinten, daß er wohl gefürchtet habe, vom Rhein aus durch eine größere französische Armee abgeschnitten zu werden. Er ist mit all den Transportwagen, worauf sich die erbeuteten Gegenstände befanden, am 3. Nachmittags abmarschirt und hat die Straße nach Göttingen eingeschlagen.

Wir erhielten, wie ich Ihnen bereits an dem Anfange meines Briefes schrieb, am 13. des Monats den Befehl, auf Wawern zu rücken, um den König in seine Residenz wieder einzuholen.

Er wurde hier in Kassel mit großem Jubel empfangen. — Einige von den Treulosen der Garde du Corps haben sich auch bereits wieder gestellt (sitzen aber im Arrest). Der König hat heute den Befehl ergehen lassen, daß sowohl die, die sich wieder gestellt hätten, als auch die, die noch zu Hause wären, 2500 Francs bezahlen sollten. Sind sie zu arm, so soll es der Kanton bezahlen und wenn sie wieder gekriegt werden, werden sie unter andere Regimenter als Gemeine gesteckt. Auch in der Stadt haben sehr viele Verhaftungen, selbst der höchsten Personen stattgefunden, das Kastell soll ganz voll sein. Doch nun leben Sie wohl, theuerer Vater. Ich muß mich zur morgigen Revue vorbereiten und gehe mit Vergnügen an diese Arbeit, da mir der Herr Kapitän mitgetheilt hat, daß der König seine Garde du Corps dabei mit einer Ansprache beehren wird. Gott erhalte Sie bei guter Gesundheit und seien Sie überzeugt, daß ich nie aufhören werde, Sie zu lieben und Ihnen mit dem größten Eifer zu dienen. Tante Marianne läßt grüßen, sie beabsichtigt, Ihnen in den nächsten Tagen zu schreiben.

Ihr Sohn

Louis von Kaisenberg.

Der Herr Lieutenant von Horst läßt sich Ihnen bestens empfehlen und wünscht Ihnen dasselbe, was ich Ihnen wünsche.

Achter Brief der Tante Marianne an meine Großmutter.

Kassel, den 18. Oktober 1813.

Meine theuere Katharine!

Lange sind durchaus keine Nachrichten von mir zu Dir gedrungen. Ein Grund hiervon war, daß wir hier in einer gar zu finsteren

Unwissenheit unsere Tage verlebten. Während sich in der Welt die wichtigsten Begebenheiten ereigneten, wußten wir von nichts. Jede Kunde über die Lage der Dinge da draußen erlosch unter dem Einfluß der Polizei. In dem Moniteur standen nur Nachrichten von Siegen, die die französischen Truppen über die Alliirten errangen, und jede Kunde über trostreiche Ereignisse von den Grenzen her fand in den, von Polizeiagenten umlagerten Posthäusern ihr Grab. Du erhältst deshalb, meine Liebe, dieses mein Schreiben wieder durch H., der morgen nach Heiligenstadt reist, denn man ist ja mit seinen Briefen vor diesen infamen Polizisten und Gensdarmen nicht sicher. Aller Augen waren zu der Zeit wie auf ein Wetterglas auf den König gerichtet; man glaubte ja, daß ihn der Kaiser zuerst benachrichtigen werde, wann die Stunde der Flucht für ihn schlagen würde. Man dachte also, so lange der König blieb und sich wie gewöhnlich mit seinen Weibern amüsirte, an keine Gefahr. Die Königin ist schon lange fort, und da geht es hier bei Hofe erst recht drunter und drüber. — Endlich aber schien man die wahre Lage der Dinge doch nicht mehr verheimlichen zu können und man belud gar viele Wagen mit Königlichen Effekten, die man der französischen Grenze zusandte. Auch sammelte man gar viele Kostbarkeiten aus den Schlössern und Museen, die der König damals nicht gerade mit hierher gebracht hatte, und die schönsten Statuen aus dem Marmorbade mußten den anderen Sachen folgen. Es war der 27. September, als sich gegen Morgen die ersten Nachrichten von dem Heranrücken zahlloser Kosackenschaaren in der Stadt verbreiteten und es hieß, daß sie sich dem Leipziger Thore näherten. Kraus und bunt lief das, meist aus Depotabtheilungen bestehende Militär zusammen und schien nicht zu wissen, ob es dem Feinde entgegenrücken oder bleiben solle. Am lächerlichsten zeigten sich die Hofschranzen. Du hättest ihre Aufregung und ihre blassen Gesichter sehen müssen, wie sie herumliefen, diese Armen, die die Furcht außer Athem setzte. Einzelne kamen sogar zu mir gelaufen, um mich alte Frau zu befragen, was sie beginnen sollten. Ja, jetzt nahte das Gericht. — Bald bewahrheitete sich das Gerücht der vor der Stadt befindlichen Russen; der Donner der Kanonen und das Schießen mit dem kleinen Gewehr zeigten sie an. Der Kampf begann da draußen und endete gar elend für unser Militär. Sie zogen sich zurück und ließen sechs Kanonen

den Russen.*) — Der große Polizeidirektor und General von Bongars hatte trotz seiner vielen Gensdarmen von dem Einfall der Russen nichts gewußt, erst ein Gensdarm zeigte es Morgens vier Uhr dem Könige an. Es wird gemunkelt, daß der König dafür seinem Favoriten Bongars eigenhändig mit einem Stock den Buckel verschlagen hätte. Jérome hat sich bei der ganzen Affaire aber sehr ruhig und würdevoll gezeigt. Er sammelte seine wenigen Truppen um sich und ermunterte sie zum Heldenmuth gegen die Feinde.

Um dem Feinde ein Hinderniß zu errichten, wurde die über die Fulda führende Brücke durch Wagen gesperrt und durch Fußvolk besetzt. Die Kanonen rollten aus dem Frankfurter Thor hinaus, und auch der König ritt, gefolgt von seiner Garde du Corps, davon. Die Kosacken sprengten dann das Leipziger Thor und nahmen das Kastell weg, wodurch an 150 dort eingesperrte Gefangene befreit wurden. Bald fing dann wieder der Kanonendonner an, die Kugeln fielen in mehrere Häuser an dem Friedrichplatz, wobei ein Gärtnerbursche sein junges Leben verlor. Dann verschwand der Feind wieder und es hieß der König käme zurück. Schon ließ der General Allix am 30. eine Proklamation anschlagen, wonach einige Hundert Kosacken durch die Tapferkeit der Soldaten verjagt wären und die Truppen sich sehr gut betragen hätten, — da näherte sich schon wieder ein beträchtlich größeres, feindliches Corps der Stadt. Unsere Angst vor einer abermaligen Beschießung begann von neuem, und die Bürger beeilten sich, den General Allix zu bitten, die Stadt nicht einer abermaligen Beschießung auszusetzen, ja sie drohten ihm, sonst selbst dem Feinde die Thore öffnen zu wollen. —

Und wieder begann das Geschieße. Da erschien auf einmal an dem Nachmittage ein russischer Parlamentär in der Stadt. Er sowohl, wie ein Haufen von Kosacken, die Abends in die Stadt ritten, um Lebensmittel für ihre Kameraden vor dem Thore zu holen, wurden von dem Volke mit begeisterten Zurufen empfangen, und als Befreier begrüßt. In der Nacht rottete sich ein Haufen junger Leute zusammen, um die im November vorigen Jahres mit so großem Prunk

---

*) Es kommen einige Wiederholungen in diesem Briefe vor, die ich aber stehen ließ, um den Eindruck des Ganzen nicht zu stören.

Anmerkung des Herausgebers.

aufgestellte Napoleonsstatue auf dem Napoleonsplatz zu zerstören. Sie wurden zwar durch einen russischen Offizier an der Zerstörung verhindert, aber seine Nase und den einen Arm verlor der große Kaiser dabei doch.

Am 1. erschien der General Czernischeff mit einem Corps von einigen tausend Kosacken in der Stadt und ließ dann eine Proklamation anschlagen, worin er sagte, daß es von jetzt an kein Königreich Westphalen mehr gäbe. General Allix aber zog, nachdem die Uebergabebedingungen erfüllt waren, mit seiner kleinen Besatzung unbehindert ab. — Ich habe nun in diesen Tagen, als die Russen in der Stadt waren, hundertfach Gelegenheit gehabt, diese uns befreundeten Kosacken kennen zu lernen. Ich muß Dir gestehen, daß ich, die ich bis dato eigentlich noch gar nicht wußte, was ein Kosack wäre, die Menschen eigentlich gern gewonnen habe. Man ist hier im Ganzen überaus mit ihnen zufrieden. Ich sah sie zuerst bei ihrem Einmarsch in die Stadt; ihre braunen Gesichter, die russischen Physiognomien, die kalmuckschen Nasen nahmen sich freilich nicht gut aus, doch findet man auch schöne Gewächse von Ausländern, Polen und auch Deutschen darunter. Sie haben Alle grüne Röcke mit rothen Aufschlägen und auf dem Marsche Mützen von derselben Farbe, doch tragen sie auch Hüte bei sich. Sie haben französische Flinten, aber kein Seitengewehr, dafür aber lange Piken. Ihre Musik besteht bloß aus Trommeln und Castagnetten und sie haben keine Fahnen. Die Offiziere sind nicht alle gleich uniformirt, wenigstens in dem Oberzeug.

In dem Deutschen Hause aßen nachher an die dreißig Offiziere zusammen, wobei es sehr still und ordentlich zuging.

Man hatte hier die Aufmerksamkeit für sie gehabt, daß man auf einem Bogen ein Verzeichniß von russischen und deutschen Wörtern und Redensarten von einem Sachverständigen anfertigen und an den Straßenecken anheften ließ, welches gute Dienste leistete. Es war ein angenehmer Anblick, sie auf dem Friedrichplatze aufmarschiren zu sehen, wobei sie viel Findigkeit zeigten. Die Bürger waren mit den gemeinen Kosacken sehr zufrieden und erwiesen ihnen mehr Gutes, als vorschriftsmäßig war, dagegen diese auch ihre Zufriedenheit und Erkenntlichkeit an den Tag legten. Viele wußten sich freilich nur sehr nothdürftig verständlich zu machen, Verschiedene hatten auch kleine russisch-französische Wörtersammlungen bei sich. Das Fehlende wußten

sie durch eine sehr lebhafte Mienensprache und Gestikulation zu ersetzen. — Ich habe mich mit mehreren dieser Naturkinder in eine Plauderei eingelassen und sie dabei genau betrachtet. Sie sind gar nicht so unreinlich, als man denkt; sich waschen, reinigen, baden und bestmöglich aufputzen, war ihr erstes Geschäft; sie haben viel äußere Devotion, beten viel und lange. Ein Kosack ging in eine Kirche und opferte auf dem Altar sein kleines Scherflein; sie sind demüthig höflich, nehmen vor Jedermann ihre Mützen ab und sind lustig und gesprächig. Ihr liebstes Gericht ist saueres Kraut und Essig. Sie bewiesen viel Zärtlichkeit für kleine Kinder und trugen den ganzen Tag welche herum. Für Musik haben sie viel Empfänglichkeit und Geschick. Excesse fielen in den Tagen wenige vor, hier und da prügelten sich wohl betrunkene Kosacken einmal unter einander und aus einem Kaufladen wurde eine Tabackspfeife entwendet, aber auf gemachten Lärm sogleich von dem Thäter zurückgegeben, der dafür sogleich von einem Offizier mit einer Art von ledernem Cestus derbe Backenstreiche erhielt mit Androhung der Knute auf den anderen Tag. Die Disciplin ist sehr streng und hart, die Gemeinen wurden sogar mit Füßen von den Offizieren getreten. Diese Schaaren zwar gutmüthiger, jedoch roher, unbändiger Menschen im Zaum zu halten, mag auch keine Kleinigkeit sein. Unter den Offizieren gab es einige fein gebildete Leute und der General Czernischeff ist ein schöner vornehmer großer Herr.

Meinem Hause gegenüber war auch ein Kosack im Quartier, dieser bezeugte seinen Dank für die ihm gewordene Aufnahme nicht nur durch herzliche Umarmung seines Wirthes, sondern auch dadurch, daß er um Erlaubniß bat, die Töchter des Hauses zu frisiren, welches er mit Feinheit und Geschicklichkeit verrichtete und nach russischer Art den Mädchen das Haar in lauter Zöpfe flocht. —

Ich sage Dir, Katharine, es war das reine Schauspiel mit den Kerlen. Es wurde ihnen gar viel Freundliches hier erwiesen, galten sie doch als unsere Befreier. Erst von ihnen erfuhren wir die Wahrheit über die Zeitverhältnisse. Wir vernahmen, daß Bayern und Württemberg von Napoleon abgefallen seien und daß ganz Deutschland gegen ihn in Waffen stehe. — Leider verlautete sehr bald die Kunde, daß uns die Russen wegen der bedrohlichen Annäherung zweier französischer Corps wieder verlassen würden. Vorher bemächtigten sie sich aber der Militärmagazine und Montirungskammern, deren Bestände

sie verauktionirten. Einige Bürger haben da für einen Thaler 20 Ellen Tuch gekauft. Dann sind sie abgezogen und haben den Präfekten, den Maire und den Postdirektor als Geiseln mit sich genommen. Außerdem führten sie königliche Equipagen, viele Wagen mit Geld aus den Kassen und sonst noch die sechs zahmen Hirsche mit sich, die für den König eingefahren waren. —

Bereits am 7. des Monats wurde das Gerücht verbreitet, die Franzosen kehrten zurück. O wie jubelten da die eben noch so traurigen Francillons! Und es bestätigte sich die Kunde noch an demselbigen Tage. General Allix zog mit 10000 Mann und 30 Kanonen in die Stadt ein. Unser Louis war auch dabei, der den König zuerst bis Coblenz begleitet hat, dann aber in Marburg gewesen ist. Ihr werdet wohl selbst über ihn Nachricht haben. Der König hielt dann mit allen seinen Hofschranzen am 16. seinen Einzug. Bongars war vorher angekommen und hatte befohlen, daß aus jedem Hause ein Mensch sich vor das Frankfurter Thor zu begeben habe, um Vivat zu schreien, wenn der König ankäme. — Nun, wir haben in unseren Herzen nicht gejubelt, dessen kannst Du versichert sein. So werden aber die Fürsten oft über die Stimmungen ihrer Völker getäuscht. —

So haben wir denn den König wieder, und alle die feilen Frauenzimmer sind ganz außer sich vor Freude.

Am 17. hielt er große Cour im Schlosse ab, wobei er eine Rede gehalten hat, deren Inhalt war, daß er nur zurückgekehrt sei, um in dem Lande wieder die Ordnung herzustellen. Ihm sei es ganz gleichgültig, ob er König von Westphalen sei. Er dünke sich als prince français mehr, als ein deutscher König und der Kaiser würde bald genug die aufständischen Staaten wieder zu Paaren treiben. — Mit dem Könige hat sich auch mein flatterhafter junger Freund, der Baron Marinville, wieder eingestellt und mir auch bereits seinen Besuch abgestattet. Er schien, wie es so seine Art ist, lustig und guter Dinge zu sein, trotzdem war er doch etwas anders als früher und bisweilen machte er sogar ein ernstes Gesicht, was ich sonst gar nicht an ihm kenne. Gar manche Geschichte erzählte er von den Tagen, da der König aus Kassel fern gewesen ist, und moquirte sich über dessen Angst, von den Russen umgangen zu werden. Er hätte sich vergeblich bemüht, dem Könige das Verlassen der Stadt auszureden, da er das für einen Fehler gehalten habe. Auch von einem Briefe des

Königs an den Kaiser sprach er, den Jérome von Wetzlar aus an seinen Bruder mit der Schilderung der Einnahme Cassels geschrieben habe. — Dann theilte er mir wieder so Mancherlei über die erste Cour des Tages vorher mit. So hat der König den General Allix zum Grafen von Freudenthal gemacht und ihm für seine Verdienste eine Staatsdotation gegeben. Im Weiteren hat er dem alten General von Schlieffen, der schon 1789 abgegangen ist, bei der zweiten vorgestrigen Cour eigenhändig das Großkreuz des Ordens der Krone um den Hals gehängt, weil der alte 84jährige Mann bei der Vertheidigung Kassels ein Gewehr ergriffen und sich als Gemeiner habe einstellen lassen wollen. Auch sonst sind noch mehrere Dekorationen und Gnadenbeweise an die, nach des Königs Ansicht ihm in Ergebenheit treu Gebliebenen vertheilt. Aber auch sehr harte Strafen sind von dem Könige sowohl, wie vorher schon von dem General Allix verhängt worden. Das Kastell soll schon wieder ganz voll von Gefangenen sein und eine Exekution ist sogar an dem Dir gewiß wohlbekannten Kümmel vollzogen worden. Der Baron deutete dann noch eine ganz geheimnißvolle Geschichte an, die ich nicht recht verstehen konnte. Danach solle der König im Auftrage des russischen Kaisers von dem General von Czernischeff ein Schreiben erhalten haben, worin er aufgefordert wurde, sich den Verbündeten anzuschließen. Thäte er das, so solle ihm sein Reich erhalten bleiben. Hierauf habe Jérome erwidert, er sei durch die Siege seines Bruders, des Kaisers, König geworden und werde sich auch bei dessen ferneren Siegen auf seinem Thron zu behaupten wissen. — Ist diese Erzählung wahr, so wäre sie wieder ein Zeugniß von Edelmuth. Sie erscheint mir aber unwahrscheinlich, namentlich wenn man dieses gestellte Angebot mit der Proklamation des Generals Czernischeff hier am Orte vergleicht. — Der Baron machte auch seine Glossen über die Proklamation des Königs und über seine Rede in Marburg, gab aber zu, daß dieser in mancher Beziehung doch Recht gehabt habe. Es ist ein interessanter Mann; dieser Kammerherr, ich habe ihn gern und bedaure nur, daß er ein Franzose ist. — Die Lustbarkeiten und Feste gehen bei Hofe ungestört weiter, als ob inzwischen gar nichts vorgefallen wäre. Dabei werden immer wieder Gerüchte über neue Siege des Kaisers verbreitet; was daran wahr ist, vermag ich nicht anzugeben. Trotz alledem aber fährt man mit der Beraubung der Schlösser und Museen

fort. Man hatte seit des Königs Rückkunft gleich damit begonnen und viele Wagenkolonnen ziehen Nachts durch die Straßen. Die Nebelthauen meinte vor etlichen Tagen, sie glaube, der König sei nur zurückgekommen, um noch alles Kostbare einpacken zu lassen und dann zu gehen. Gott gebe, daß sie Recht behält, die liebe Seele. Wir gehen, wie ich glaube, großen Ereignissen entgegen. Siehst Du, meine Katharine, da hast Du wieder einen ganzen Topf voll Neuigkeiten von Deiner alten Tante. Schreibe auch bald und grüße alle die lieben Deinen, besonders mein armes Poldchen.

Deine treue Tante
Marianne.

XXXIII.

In den vorstehenden Briefen wird der Ankunft des Königs Jérome in Marburg erwähnt. Er traf an dem 14. Oktober Morgens acht Uhr zu Pferde dort ein und wurde von dem Präfekten von Trott, sowie den übrigen Beamten des Civil- und Militärstandes auf das Ehrerbietigste empfangen. Er stieg in dem Deutschen Hause ab, in dessen großem Saal er bald darauf die Spitzen der Behörden empfing. Er hatte inzwischen alle die Desertionen, sowie den Jubel der Bevölkerung über das Eintreffen der Russen erfahren und war darüber auf das Höchste erbittert. In diesem Zorn hielt er an die Behörden die folgende Anrede; sie lautet in der Uebersetzung:*)

„Das Departement der Werra hat sich gegen mich und meine Regierung auf das Erbärmlichste betragen. Ob ich Sie gleich, Herr Präfekt, für einen der besten Beamten im Königreich hielt, so bewiesen Sie doch nicht die erforderliche Energie, dadurch kommt es, daß wir gezwungen sind, Unschuldige mit den Schuldigen zu bestrafen. Wer seine Pflicht nicht thut, muß gehängt oder todtgeschossen werden. Wenn Sie, Herr Präfekt, nicht thun, was Ihres Amtes ist, so werde ich Sie fortjagen. Es soll Niemand ein Amt annehmen, dem er nicht gewachsen ist. So hat der General von Bastineller wie ein Mensch

*) Nemesis a. a. O. pag. 429.

ohne Kopf gehandelt. Ich beschwere mich nicht über die Feinde, der General Czernischeff versteht sein Handwerk und hat einen geschickten Streich ausgeführt. Die Kosacken haben sich brav geführt, sie haben mein Eigenthum nicht angetastet, mein Wappen geschont ꝛc. Das ist Kriegsgebrauch. Der Pöbel in Cassel ist schlimmer gewesen als der Feind, und doch kann man von den Zehntausenden, die sich zusammengerottet hatten, jetzt keinen Schuldigen entdecken. Diese Schwachsinnigen irren gewaltig, wenn sie wähnen, daß das Königreich wie eine Prise Schnupftaback weggeblasen werden könne. So lange Frankreich steht, wird Westphalen auch stehen. Zwanzig Jahre ist an Frankreichs Macht gebaut worden und sie wird nicht gebrochen werden. Es kann sein, daß ich, von einer stärkeren Macht angegriffen, noch einmal meine Residenz verlassen muß, ich werde mich an eine Stelle hinziehen, wo ich Verstärkung finde, das bringt das Kriegsglück so mit sich. Der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen haben oft ihre Residenzen verlassen. Unter allen Umständen müssen die Beamten und Militärs aber ihrem Eide treu bleiben. In dem Werradepartement ist das Volk gar zu thöricht; es darf ihm nur gesagt werden, eine feindliche Armee komme in einem Luftballon, und es wird das glauben. Mit vernünftigen Leuten kann man raisonniren, der Pöbel muß mit Gewalt in Ordnung gehalten werden.

Und nun zu dem Militär. Meine Armee hat mich ungeheure Summen gekostet und hat mich auf die beispielloseste Weise verlassen; künftig werde ich französische Soldaten halten, auf deren Treue ich bauen kann. Nur zu oft sind mir die Versicherungen von Anhänglichkeit und Gehorsam wiederholt worden; es waren nichts als W o r t e, denen die H a n d l u n g e n nicht entsprochen haben; es ist deshalb unvermeidlich nothwendig, blutige Strenge anzuwenden. Die Gemeinde Schönstedt hat mir bei meinem Rückzuge Pferde verweigert und ein Bauer ist so weit gegangen, zu äußern, „wenn der König keine Pferde hat, so kann er zu Fuß gehen.“ Wenn die Strafbaren dieser Gemeinde nicht ausgemittelt und morgen neun Uhr zur Strafe gezogen werden, so soll das ganze Dorf niedergebrannt werden. Ebenso ist auf den Finanzminister und auf meine Leute geschossen worden. Auch das ist auf das Genaueste zu erforschen und ein Beispiel größter Strenge zu geben. Das möge Ihnen zur Lehre dienen. Ich wünsche nie wieder Aehnliches zu erleben.“

Die Proklamation des Generals Allix vom 8. Oktober an die Kasseler lautet:*)

„Westphalen. Ein Haufe Kosacken ist in das Königreich eingedrungen und hat auf kurze Zeit die Hauptstadt besetzt. Der Anführer dieser Truppe, eine chimärische Gewalt sich anmaßend, wagte es, die Auflösung der heiligsten Bande, welche Euch an den Besten der Souveräne knüpfen, zu verkündigen. Westphalen. Er mißkannte den guten Geist, der Euch beseelt, und Euere Anhänglichkeit an den König. — Mit Ausnahme einiger Nichtswürdigen, die den Fahnen der Kosacken gefolgt sind, hat Niemand seinen Worten Glauben beigemessen. Die guten Bürger von Kassel haben den Unordnungen Einhalt gethan und die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten. — Westphalen. Seine Majestät wird mit Euch zufrieden sein. Die unter meinem Befehl stehenden Truppen werden Euch für die Zukunft vollkommene Sicherheit verschaffen. Der König hat mich zu seinem Stellvertreter ernannt und kraft der mir von Seiner Majestät vertrauten Gewalt befehle ich allen Behörden, ihre Amtsgeschäfte fortzusetzen und dieselben wieder anzuknüpfen, falls Zwang sie zu deren Unterbrechung genöthigt haben sollte.

Westphalen! Setzt Euere friedlichen Beschäftigungen fort und rechnet auf Eueren Beherrscher, welcher nur mit Euerem Glück sich beschäftigt.

Es sind Ausschweifungen begangen worden, die Gesetze werden darüber richten.

Im Hauptquartier zu Kassel, am 8. Oktober 1813.

Der Divisionsgeneral Lieutenant Seiner Majestät.

Allix.

Man sieht aus der Ansprache des Königs und aus dieser Proklamation, daß der König und seine Anhänger in diesen Tagen noch sehr sicher und siegesbewußt waren. Sie erwarteten mit Bestimmtheit einen glänzenden Erfolg des Kaisers, womit er die feindlichen Mächte niederschlagen und Alles wieder auf den früheren Stand

---

*) Wiedergegeben in dem Moniteur Nr. 272 vom 9. Oktober. Diese Nummer lag den Papieren bei. Anmerkung des Herausgebers.

bringen würde. Jérome führte deshalb auch ungestört sein lustiges Leben bis zum 25. weiter fort.

Indessen hatte an dem 18. das Weltgericht entschieden, der Kaiser Napoleon war in der Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen und die unberechenbaren Verluste, welche die Folge dieser Niederlage waren, veränderten die Situation so vollständig, daß der Kaiser seine Flucht über Erfurt nach Mainz einschlagen mußte.

Der König Jérome erhielt erst am 25. Mittags zwei Uhr Nachricht von diesem für ihn niederschmetternden Unglücksfall und zugleich die Kunde von dem Anrücken eines feindlichen Corps, das bereits die Elbe passirt habe. Es war das 8. Corps unter dem General Grafen von St. Priest, das von der Schlesischen Armee abgesandt war, um Kassel zu besetzen.

In der Verzweiflung, die diese Unglücksnachricht hervorrief, schrieb Jérome an Murat, den König von Neapel:

Mein lieber Bruder!

Ich vernehme, daß Du heute in Vach ankommst. Das beunruhigt mich; seit einem Monat bin ich in einer schrecklichen Lage. Sage mir, was daran ist und ob ich mich zurückziehen muß. Denn ich habe nur 4000—5000 Konskribirte bei mir. Wie befindet sich der Kaiser? Laß mich nicht auf Antwort warten, Du wirst meine Aengstlichkeit begreifen.

Ich umarme Dich, wie ich Dich liebe. Dein Schwager

Jérome Napoleon.

Kassel, 25. Oktober 1813.

Die Situation scheint ihm aber doch auf die Meldung des Generals von Bongars hin, die Nachricht von der Schlacht bei Leipzig habe sich in der Stadt verbreitet und er könne nicht länger für des Königs Sicherheit einstehen, zu bedenklich geworden zu sein; er entschloß sich, Kassel den Rücken zu kehren. Morgens fünf Uhr verließ Jérome Napoleonshöh in Gesellschaft seiner ihm am nächsten stehenden Günstlinge, wie des Grafen Hoene, der Generale Chabert, Dauloup, Verdun, des Grafen Bocholz nebst Gemahlin, des Generals Bongars, Marinvilles und des jüngeren

Malsburg.*) Er schlug den Weg nach Wetzlar ein, um über Elberfeld und Köln den Rhein zu erreichen. Die Generale Allix und Rigaud blieben in Kassel zurück. Die einzigen treuen Soldaten, die ihm folgten, waren 30 Mann seiner Garde du Corps sie wollten ihrem Eide getreu bei ihm bleiben, bis er sie entließe. Der Führer dieser Schaar aber war der Junker Louis von Kaisenberg, mein Vater. —

Als der Zug in Köln ankam, verließ sie der undankbare König, ohne ihnen nur einmal Lebewohl zu sagen, oder ihnen für ihre Treue zu danken.

Als sie auf dem Domhofe aufmarschirt standen, kam der Kammerherr Baron Marinville zu ihnen herangeritten, reichte meinem Vater und nachher allen Übrigen die Hand und sprach ihnen aus, wie hoch er selbst ihre Treue zu würdigen wisse. Gleichzeitig teilte er ihnen mit, daß der König sie ihres Eides entbände. Kein Wort des Dankes, kein Adieu seitens des Königs. War diese Undankbarkeit schon ohne Gleichen, so sollte die Behandlung der Braven noch schmachvoller werden. — Sie hielten noch immer auf dem Platze im glühenden Sonnenschein; da näherten sich ihnen zwei Beamte des Königs; die ihnen befahlen, abzusitzen und sofort die Pferde, sowie ihre ganze Uniform, die dem Könige gehöre, abzugeben.

Und die Braven befolgten, treu ihrem Eide, dem Könige bis an's Ende gehorsam zu sein, auch diesen letzten, so überaus undankbaren Befehl und gaben Alles her, ihre Pferde, ihre Waffen,

---

*) Es wurde an den Straßenecken folgende Bekanntmachung über die Abreise angeschlagen:

Seine Majestät der König finden sich durch den Drang der Zeitumstände veranlaßt, sich von Ihren Staaten zu entfernen. Indem Allerhöchstdieselben auf einige Zeit solche verlassen, haben Seine Majestät das Zutrauen zu den biederen Gesinnungen Ihrer getreuen Unterthanen, daß sie sich fernerhin mit eben der Ergebenheit und derselben Ruhe, wodurch sie sich immer ausgezeichnet haben, betragen werden.

Kassel, den 25. Oktober 1813.

Der Rath der Minister des Königreiches
Graf von Wolfradt, Justizminister Graf von Hoene.
Der Finanzminister mit dem Portefeuille des Innern beauftragt
Graf von Marienrode.

ihre Helme, die Collets, genug Alles. Das Alles wurde hinweggeschleppt und die Opfer des undankbaren Königs standen da, mittellos, nur mit Beinkleidern und Hemd bekleidet in dem noch immer blendenden Sonnenschein. Das war die letzte Heldenthat König Jérome's auf deutschem Boden.*)

Mein Vater aber schrieb noch an demselben Tage an meinen Großvater den folgenden Brief:

Cöln am Rhein, den 3. November 1813.
Gasthof zum Dom.

Theuerster Vater!

Es gereicht mir zu einem besonderen Leidwesen, daß ich Ihnen heute Unangenehmes über mich zu berichten gezwungen bin. In der Annahme Ihrer gütigen Uebereinstimmung bin ich mit wenigen Kameraden dem Könige auf seiner Flucht als Sauvegarde bis hierher gefolgt. Hier sind wir entlassen, aber mit dem größten, schnödesten Undank von dem Könige behandelt worden. Er hat uns nicht einmal gedankt oder Adieu gesagt, sondern uns bis auf unser Unterzeug sämmtlicher Sachen beraubt, so daß wir zur Schmach auf der Straße standen. — Ich konnte an diesem Tage nur mein Leben durch den Verkauf meiner silbernen Galonen fristen, die ich von meinem Collet gerissen hatte, und indem ich meine Uhr versetzte. Bitte, theuerer Vater, schicken Sie mir so schnell als möglich Geld, oder lassen Sie es mir hier anweisen, damit ich mich kleiden und zu Ihnen reisen kann. Allen Uebrigen von uns geht es ebenso und sind wir außerdem noch ganz kaput, da wir die ganze Reise fast im allongirten Trab reiten mußten. Wir Alle haben geweint über den Undank des Königs. Der Baron Marinville war der Einzige, der uns freundlich Lebewohl sagte. Gegen die Tänzerinnen, die in einem Wagen dem Könige folgten,

---

*) In dem Jahre 1816 schrieb ein Augenzeuge dieses Vorfalls in dem Moniteur: „C'est à Cologne, que fut licenciée cette poignée de généreux garde du corps, qui avaient accompagné le prince jusqu'au dernier moment, donnants ainsi l'exemple de ces sentiments nobles et délicats, faits pour honorer l'homme, le militaire et le citoyen. On foula aux pieds dans cette circonstance, comme dans beaucoup d'autres, les lois de la justice et celles de la reconnaissance. Ces jeunes gens dévoués furent renvoyés, non seulement sans obtenir un mot du roi, mais sans le plus léger sécours pour rejoindre leurs familles. On poussa l'indecence jusqu'à réprendre leurs uniformes, leurs armes et leurs chevaux.

gefiel es ihm freundlich zu sein, uns aber, die er noch soeben seine treuen Garde du Corps genannt hatte, uns hat er sehr schlecht behandelt. Wenn es Ihnen, theuerer Vater, so gefällt, so schicken Sie recht bald mehrere hundert Francs. Ich habe nichts mehr. Bitte, empfehlen Sie mich der theueren Mutter und den Geschwistern.

In inniger Liebe

Ihr unglücklicher Sohn
Louis.

XXXIV.

Mein Großvater sandte auf das vorstehende Schreiben meines Vaters hin, wie er auf dem Briefe nach seiner Gewohnheit vermerkte, sofort die Summe von 400 Francs an seinen Sohn, damit dieser sich davon neu equipiren und die Reise nach dem Rusteberg, wo mein Großvater die weitere Entwickelung der Dinge abwartete, bestreiten könne. Er kann in dem Briefe nicht genug seiner Entrüstung über die beispiellose Undankbarkeit des Königs Jérome gegen die wenigen, ihm treu gebliebenen Garde du Corps Ausdruck geben. — Da der König diese nun ihres Eides entbunden hatte, so trat mein Vater sofort in das Kavallerieregiment des 27. Landwehrregiments über, in dem er den weiteren Feldzug mitmachte und auch bald darauf Offizier wurde. Nach der Beendigung des Krieges, als der Franzosenkaiser in Elba internirt wurde, nahm mein Vater seinen Abschied und ging nach Göttingen, um dort Jura zu studiren. Er war damals einer der Wenigen, die als Offiziere die Hörsäle der Universität besuchten. Dieses geschah zur großen Freude meines Großvaters, des bekannten Juristen, der von dem Könige von Preußen die Anstellung eines Oberlandesgerichtschefpräsidenten in Halberstadt erhielt und in den späteren Jahren zum Präsidenten der „Centraluntersuchungskommission des Deutschen Bundes" gemacht wurde. Er stand diesem unangenehmen Amt mit großer Umsicht und Mäßigung vor, wodurch er sich die Anerkennung sämmtlicher Bundesfürsten erwarb.*) — Mein Vater heirathete in dem

*) Siehe Treitschke, Deutsche Geschichte, Band II, pag. 576.
Anmerkung des Herausgebers.

Jahre 1825 meine Mutter Adelaide von Lüderitz, **die Enkelin Annaliebe von Alvenslebens.**

Die Schwester meines Vaters, Leopoldine, trauerte lange Jahre um ihren gefallenen Geliebten, den Lieutenant Fritz Wolf, und heirathete erst im November 1824 den Baron von Steinmetzen auf Beuren, einen kränklichen alten Herrn, den sie mit treuer Sorgfalt bis an sein Lebensende pflegte. Ihren Fritz konnte sie nie vergessen. —

* * *

Der König Jérome ging gegen den Willen Napoleon's Mitte November 1813 nach Frankreich zurück, wo er auf Zureden der Königin das Schloß Stains erwarb und dort von seinen Ersparnissen, man sprach von 15 Millionen Francs, die er in der Zeit seines Königthums in Frankreich angelegt habe, sein lustiges Leben weiterführte. Sein letztes Auftreten der Familie seines Bruders Napoleon gegenüber war ein Akt der Roheit, den er in Verein mit seinem Bruder Joseph gegen die Kaiserin Marie Luise verübte.

Während die Verbündeten Paris besetzten, war die Kaiserin mit ihrem Sohne, dem Könige von Rom, nach Blois geflohen und zögerte noch, welcher Partei sie sich anschließen sollte. Sie entschloß sich schließlich, zu ihrem Vater nach Rambouillet zu gehen. Diese Absicht blieb in Blois nicht geheim, Jérome und Joseph versuchten, sie ohne Rücksicht auf die unglückliche Frau zu nehmen, und nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht, als Geisel bis jenseits der Loire mit sich zu nehmen. Sie hatten schon Alles zu der Abreise verabredet und sogar schon eine Kalesche für Mutter und Sohn bereit. Im Augenblick der Abreise begaben sie sich zu der Kaiserin und erklärten ihr, ihre und ihres Sohnes Sicherheit in Blois sei bedroht, sie müsse ihnen auf das andere Ufer der Loire folgen. Marie Luise fragte ganz außer sich, ob sie darüber einen Befehl des Kaisers hätten. Dieses getrauten sie sich nicht zu behaupten und wiederholten nur barsch, daß der Augenblick zu der Abreise gekommen sei. Aber die Kaiserin widerstand ihrem Zureden. Da packte jeder der Beiden einen ihrer Arme und versuchten sie mit Gewalt fortzuziehen. Erst als die Kaiserin laut um Hülfe schrie und mehrere Hofdamen zu

ihrem Beistand herbeieilten, ließen sie von ihr ab, und beide Helden wurden in die Flucht gejagt.

Wie groß war der Kontrast zwischen dieser Roheit und dem schmeichlerischen Wesen, das sie früher der Kaiserin gegenüber gezeigt hatten! —

Jérome machte dann noch den Versuch, durch Hülfe seines Schwiegervaters des Königs von Württemberg, die verbündeten Mächte zu bewegen, ihn in dem Besitz seines, damals von Rußland und Preußen anerkannten, Königreiches zu lassen; dieser stellte aber vorher die Bedingung, daß er sich von der Königin scheiden ließe.

Da die Königin Katharine hierauf nicht einging, sondern bei ihrem flatterhaften Gemahl ausharren wollte, so versagte der König seine Fürsprache, und Jérome trat vorläufig in das Privatleben zurück. Er blieb mit dem Kaiser, seinem Bruder, bis zu dessen Rückkehr nach Frankreich 1815, verfeindet. Damals reiste er nach Paris und bat Napoleon um ein Kommando in dem bevorstehenden Kriege. Der Kaiser söhnte sich scheinbar mit ihm aus und machte ihn zum Führer einer Division, die er auch bei Waterloo führte. — Nach Napoleon's endgültiger Verbannung nach Sanct-Helena wurde ihm von dem Könige von Württemberg der Titel eines Grafen von Montfort oktroyirt und er mußte als eine Art Gefangener in Schloß Göppingen in Württemberg leben. Dann siedelte er mit seiner Gemahlin, die ihm ein Jahr nach seiner Entthronung den längst ersehnten Sohn*) geboren hatte, zuerst nach Haimburg bei Gratz über und kaufte später die Herrschaft Schönau in Oesterreich. Die Königin starb am 30. November, 1835 in der Villa Monrepos bei Lausanne.

Als der Stern der Bonapartes mit dem Kaiser Louis Napoleon III. von Neuem aufging, wurde der ehemalige König von Westphalen son altesse impérial le Prince Jérôme Napoléon, Maréchal de France und Gouverneur honoraire des Invalides. Als solcher starb er zu Paris am 8. Juni 1860.

Das Schattenreich König Jéromes ging nach kaum siebenjährigem Bestehen wieder zu Grunde. — Ein Augenblicksgedanke des

*) Der bekannte Prinz Napoleon (Plon-Plon), der sich später in dem französisch-russischen Kriege nicht gerade mit Ruhm bedeckte.

Anmerkung des Herausgebers.

großen Kaisers hatte es entstehen lassen, sein Sturz legte es in Trümmern. Wie ein böser Traum ging es an den Hessen, Hannoveranern und Eichsfeldern vorüber, und die Hessen erinnerten sich seiner nur bisweilen, als ihr alter Kurfürst in seine Lande zurückkehrte. Der that nämlich so, als wenn es nie ein Königreich Westphalen gegeben hätte und — wie er die alten spathlahmen Schimmel seiner ehemaligen Leibgarde wieder zusammensuchte, um seine bezopften Husaren darauf zu setzen, so setzte er auch mit seinen alten Zopfgesetzen an derselben Stelle wieder ein, wo er vor sieben Jahren damit aufgehört hatte. Er haßte Alles, was ihn an den Namen Königreich Westphalen erinnerte, und beseitigte dessen Gesetze. Alle die alten Bestimmungen wurden wieder aus den Rumpelkammern hervorgeholt und an die Stelle der Jérome'schen gesetzt, was vielfach schade war, denn das Rechtsverfahren z. B. war in der königlichen Zeit viel besser, als das alte hessische Gesetz. Wenn der Kurfürst aber auch Vieles beseitigen konnte, Eins vermochte er bei seinen Unterthanen doch nicht auszulöschen, das war der Geist einer neuen Zeit, der theilweise aus den Revolutionsideen Frankreichs hervorgegangen war. Das Bewußtsein, der deutschen Nation anzugehören und nicht nur ein Kleinstaatler zu sein, war in den Hessen aufgegangen, und das ließ sich durch kein Zopfgesetz mehr ertödten. —

Dieses Bewußtsein hat in den Hessen in den nächsten 50 Jahren weiter gearbeitet, bis es 1871 in dem großen Deutschen Reich seine heißersehnte Erfüllung fand.

Ende.

Nachtrag.

Inhaltsverzeichniß.

Briefe und Urkunden.

Briefe und Urkunden in Facsimile.

(Stempelmarke.)

Nachdem der Hochwürdigste Fürst, und Herr, Herr Friderich Carl Joseph, des heiligen Stuhls zu Maynz Erzbischoff, des heiligen römischen Reichs durch Germanien Erzkanzler u. Kurfürst, auch Bischoff zu Worms p. Unser gnädigster Herr den geheimen Kabinets Konzipisten und Staats Konferenz Protokolisten Christoph Leopold v. Kaisenberg zu dero wircklichen Regierungs-Rathe im Eichsfeld cum spe successionis jedoch dergestalt gnädigst zu ernennen geruhet haben, daß derselbe bis zur ordnungsmäßigen Einrückung in eine Regierungsraths Besoldung den beziehenden geheimen Konzipisten Gehalt von 456. Rthl an Gelde, 16. Stecken Holz, und 16. Malter Korn zu beziehen haben soll. Als wird ihm Regierungsrath v. Kaisenberg zu seiner des Endes erfoderlichen Legitimation gegenwärtiges Höchsteigenhändig unterfertigtes und mit dem Kurfürstlichen geheimen Hof-Kanzley Siegel bedrucktes gnädigste Dekret hiermit ertheilet. Mainz am 31ten Dezember 1790.

Fridrich Carl J. Churfürst.

Dekret
zur wircklichen Regierungs Raths Stelle im
Eichsfeld
für
den k: geh: Kabinets Conzipisten und Staats
Konferenz Protokollisten
Christoph Leopold v. Kaißenberg.

(Siegel.)

(Stempelmarke.)

Nachdem der Hochwürdigste Fürst, und Herr, Herr Friderich Carl Joseph, des heiligen Stuhls zu Maynz Erzbischoff, des heiligen römischen Reichs durch Germanien Erzkanzler u. Kurfürst, auch Bischoff zu Worms p. Unser gnädigster Herr, in Rücksicht des von Höchstdero geheimen Kabinetskonzipisten und Regierungsrath im Eichsfelde, Christoph Leopold v. Kaisenberg, zu höchster Zufriedenheit zeither bewiesenen treuen Diensteifers, sich huldreichst bewogen gesehen haben, Denselben zu Ihrem kurfürstlichen geheimen Kabinetssekretär und Hofrathe gnädigst zu befördern; als wird Ihm Hofrathe und geheimen Kabinetssekretär v. Kaisenberg, zu seiner darüber erfoderlichen Legitimation, gegenwärtiges kurfürstlichen Dekret, in Urkunde Seiner Kurfürstlichen Gnaden höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedruckten Dero geheimen Hofkanzlei-Insiegels, hiermit ertheilt. Aschaffenburg den 23ten Julius 1793.

Friedrich Carl J. Churfürst.

Dekret
zur geheimen Cabinetssekretärsstelle
für
Christoph Leopold v. Kaisenberg.

(Siegel.)

Ferd. Frh. v. Albini Kanzler.

Mein besonders lieber geheimer Rath! Ich danke für die wohlgemeinten Wünsche, welche mir mein geheimer Rath zum Schlusse dieses — und zu dem Eintritte des künftigen Jahrhunderts abgelegt hat. Ich wünsche Demselben dagegen ebenfalls alles Gute, und insbesondere, daß mein geheimer Rath nach dieser neuen Epoche noch recht lange das Glück genieße, dem Staate treue und nützliche Dienste zu leisten. Ich meines Ortes werde Ihn hierbei zu unterstützen nie unterlassen, um das Beste meiner treuen Unterthanen fernerhin möglichst zu befördern, und verbleibe

Erfurt
den 31ten Dezbr
1800.

Meines lieben geheimen Rathes
wohlaffectionirter
Friedrich C. J. Churfürst.

An den geh. R. v. Kaisenberg.

(Stempelmarken.)

Seine Koenigliche Majestät von Preußen. Unser Allergnädigster Herr! haben den zeitherigen Churmainzischen Regierungs und Ober Landgerichts Director Geheimen Rath von Kaisenberg zum Directore der dortigen Regierung und Pupillen Collegii Allerhöchst zu ernennen geruhet, und laßen demselben, die diesfällige für ihn ausgefertigte Bestallung anliegend originaliter zufertigen.

Signatum Berlin den 5.ten July 1803.

Auf Seiner Königlichen Majestät
Allergnädigsten Special Befehl
Goldbeck.

Empfangen mit der Post
den 17ten Juli 1803.

An
den Regierungs Director
Geheimen Rath von Kaisenberg
zu
Heiligenstadt.

18 Gr. Stempel Gebühren.

Die von dem Präsidenten von Kaisenberg, als Mitglied der Reichsständischen Commission für die peinliche Gesetzgebung gehaltene Rede über den Gesetzentwurf: die Einrichtung der Municipal-Polizeigerichte betreffend, in der Versammlung der Stände zu Cassel am 6ten August 1808.

Der sehr geehrte Redner des Staatsraths hat Ihnen, meine höchstzuverehrende Herren Reichsstände! bereits ausführlich den Gegenstand Ihrer heutigen Berathung, und die Gründe entwickelt, aus welchen der verlesene Gesetzentwurf über die Errichtung der Municipal-Polizeygerichte verdient, wirkliches Gesetz zu werden.

Früher schon ist dieser Gegenstand auf den Grund der Constitution, der von Ihnen ernannten, und durch Ihr Vertrauen eben so geehrten,

als geschmeichelten Commission der peinlichen Gesetzgebung zur nähern Erörterung mitgetheilt worden; und diese hat nicht gesäumt, denselben genau zu prüfen, Ihre Ansicht und Ihre Meinung darüber der betreffenden Section des Staatsraths zu eröffnen, und auf mehrere Zusätze oder Auslassungen, nachdem das eine oder das andere zweckmäßig befunden wurde, anzutragen.

Es ist hierauf auch Rücksicht genommen, sofort das erste bei den Commissionsacten befindliche, und Ihnen nicht unbekannte Project in das Ihnen heute vorgelegte abgeändert worden.

Die Commission würde sich daher blos auf die Ausdrücke des tiefgefühltesten und ehrfurchtsvollsten Dankes: daß Se. Königliche Majestät geruhet haben, die Bemerkungen der Ständischen Commission gnädigst aufzunehmen, zu beschränken haben, wenn nicht in dem Art. 25. der Constitution verordnet wäre, daß den Herren Reichsständen, ehe sie über die Definitiv-Gesetzentwürfe etwas beschließen, von den Commissionen Bericht erstattet werden sollte.

Dem zu Folge also, und um den Vorschriften Unsers Reichs-Fundamentalgesetzes pünctlich zu genügen, verfehlt die Commission nicht, über den heut zur Deliberation gebrachten Gesetzentwurf in Rücksicht der Municipal-Polizeigerichte ihre Meinung pflichtmäßig zu äußern.

Um denselben gehörig zu beurtheilen, muß er aus verschiedenen Gesichtspuncten betrachtet werden. Er ist größtentheils Prozeßordnung; zum Theil aber auch Strafgesetzbuch selbst.

Im Art. 1. wird festgesetzt, daß in jedem Canton ein Municipal-Polizeigericht seyn, und daß solches über alle Vergehen erkennen soll, worauf das Gesetz keine höhere Strafe, als eine Geldbuße von 20 Fr. oder 8 tägiges Gefängniß verhängt.

Das künftige Strafgesetzbuch wird nun diese Vergehen noch näher bezeichnen; vor der Hand sind blos im Art. 2. mehrere beispielsweise aufgeführt, welche vor dieses Gericht gehören und mit der im Art. 1. bemerkten Strafe belegt werden sollen. Im Art. 6. ist bestimmt, daß dieses Gericht aus dem Friedensrichter bestehen, und im Art. 8. daß die Polizei-Commissaire oder die Gehülfen des Mairs die Stelle des öffentlichen Anklägers dabei versehen sollen. — Die übrigen Artikel betreffen lediglich den fernern Geschäftsgang.

Es verdient daher vor allem geprüft zu werden, ob es zweckmäßig ist, die Bestrafung dergleichen geringeren Polizeivergehen der gerichtlichen Polizeibehörde, und zwar dem aus dem Friedensrichter bestehenden Municipal-Polizeigerichte zu übertragen — ob der vorgeschriebene Geschäftsgang der Sache — und endlich ob die verhängten Strafen den Vergehen angemessen sind.

Ihrem eigenen Blicke, meine hochzuverehrende Herren Reichsstände! entgehet gewiß nicht, daß die Bestrafung begangener Vergehen und die Anwendung der vorhandenen Gesetze, auf die unter ganz verschiedenen Umständen eintretende Fälle, richterlichen, auf unpartheiische Justizpflege eigends verpflichteten, und mit den Rechten näher bekannten Personen anvertrauet werden muß, wenn eine gute Justiz — diese Stütze des Eigenthums, der Ehre, und der persönlichen Freiheit — gehandhabt werden soll.

Es scheint zwar, und verschiedene verehrte Mitglieder dieser hochansehnlichen Versammlung haben ihre Besorgnisse der Commission schriftlich eröffnet, daß die Polizei selbst leiden möchte, wenn nicht den Verwaltern derselben auch die Befugniß: die Uebertretung zu bestrafen, eingeräumt würde. Allein die Commission kann sich nach reiflicher Erwägung aller Umstände davon nicht überzeugen.

Nach ihrem pflichtmäßigen Dafürhalten kömmt nichts darauf an, welcher öffentliche Beamte die Vergehen bestrafe, sondern alles hängt davon ab, daß sie wirklich und zugleich gerecht bestraft werden. Das Gesetz selbst bestimmt die Strafen; und nur derjenigen Behörde ist die Anwendung des Gesetzes zu übertragen, von welcher die richtigste zu erwarten stehet. Daß dieses aber bei einer richterlichen, mit dem Gesetze und dem rechtlichen Verfahren näher bekannten Behörde mehr, als bei den größtentheils unstudirten und mit rechtlichen Prozeduren ganz unbekannten Orts-Obrigkeiten oder Mairs der Fall ist, kann nicht in Abrede gestellt werden.

Eben so wenig ist die Bemerkung von Gewicht, daß hier nur von geringen Polizei Strafen die Rede sey.

Nicht die Summe der Strafe, sondern die Strafbarkeit selbst ist es, welche jeder Bürger um so mehr von sich abzuwenden suchen muß, als bei Untersuchungen von größerm Vergehen (welchen auch der rechtlichste Mann durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen ausgesetzt werden kann) auf die vorhin schon erlittenen

Strafen sowohl beim Schuldigfinden, als bei Beurtheilung des Grads der Strafbarkeit nach allen Gesetzen Rücksicht genommen wird.

Aus eben diesem Grunde ist Art. 24. insbesondere verordnet, daß die von den Polizeigerichten ergangene Erkentnisse auszugsweise an die höhern Behörden eingesandt werden sollen, damit sie diesen bei Untersuchungen von größeren Vergehen zu Erläuterungen dienen.

Es ist mithin einleuchtend, daß jeder Bürger und der Staat selbst ein gleichwichtiges Interesse dabei hat, daß Niemand selbst mit der kleinsten Strafe ohne rechtliche Formen und ohne gesetzliche Vorsicht belegt wird, da sie in jedem Falle der Ehre und dem guten Namen schadet und in ihren Folgen sehr nachtheilig seyn kann.

Auch der Einwand: daß die Bestrafung mehrerer Polizeivergehen, z. B. dem Fahren fremder Fuhrleute über bestellte Aecker; eine geschwindere Beendigung erfordere, als bei dem vielleicht einige Stunden entfernten Richter zum Nachtheil des betheiligten geschehen könne, dürfte bei der nähern Prüfung nicht Stand halten.

Unabgesehen davon, daß sich in solchen Fällen der Gepfändete durch alsbaldige Entrichtung der Polizeistrafe, oder falls er sich dazu nicht verbunden glaubt, durch eine Caution von der augenblicklichen Stellung frey machen kann, oder daß während der Zeit der Fuhrmann vor dem Richter erscheinen muß, das Fuhrwerk gleichwohl weiter geschafft werden kann, und unabgesehen davon, daß sich beinahe täglich noch dringendere Fälle, z. B. Siegelanlegen bei Sterbefällen, Arretirung der Personen und Sachen, Streitigkeiten zwischen Handwerksleuten und Wirthen mit abreisenden Fremden ereignen, welche vor den Richter gebracht werden müssen, so ist gerade das angezogene Beispiel am allerwenigsten von der Art, daß dem Ortsvorsteher eine Entscheidung darüber eingeräumt werden kann.

Jede Gemeinde muß für die Herstellung der Wege in ihrer Gemarkung sorgen; thut sie das nicht, läßt sie solche unfahrbar werden, so ist nach den eingeführt werdenden neuen Gesetzen jeder Fremde mit Recht befugt, über Aecker und Wiesen zu fahren, und die nachläßige Gemeinde oder deren Maire muß den verursachten Schaden tragen. Wird er in dieser seiner eigenen Sache Richter sein können und wollen?

Auch scheint man zu besorgen, daß das Ansehen des Mairs durch diese Einrichtung leiden möchte; allein ohne zu erwägen, daß

hierauf nichts ankommen kann, sobald von einer bessern Justizpflege die Rede ist, kann die Commission diese Besorgniß auch nicht einmal gegründet finden.

So wenig es dem Ansehen der Polizeigerichte schadet, daß den Mairs so viele wichtige Attribute in der öffentlichen Verwaltung beigelegt sind, so wenig kann es diesen nachtheilig seyn, daß sie von aller Justizadministration ausgeschlossen sind.

Den Verwaltungsbehörden sind von der Regierung so viele Mittel in die Hände gegeben, das Wohl der Gemeinden durch eine weise und wohlthätige Administration zu befördern, und sich dadurch Liebe und Achtung zu erwerben, daß sie hierzu des traurigen Mittels, der Strafe nicht bedürfen. Sie können solches ihres Ansehens unbeschadet sehr wohl der gerichtlichen Polizey überlassen; dadurch wird auf der einen Seite bey dem Fehlenden die bessere Ueberzeugung bewirket, daß ihm nicht unrecht geschehen seye, und auf der andern Seite wachen die unter dem Einflusse des Maire stehende Polizei-Commissaire oder die Adjuncten dafür, daß die Uebertretungen der Polizeigesetze nicht ohnuntersucht und ohnbestraft bleiben. Könnten die Friedensrichter ihre Pflichten vergessen; wäre es möglich, daß sie die ihnen angezeigten Vergehen zu gelind, oder wohl gar nicht bestraften, und daß sie dadurch ihre Ehre, das Bewußtseyn ihrer Pflichterfüllung (die süßeste und wesentlichste Belohnung ihrer Dienste) und das ihnen jetzt mehr als jemals nothwendige, auf Achtung gegründete öffentliche Vertrauen aufs Spiel setzten, dann bedarf es nur einer Anzeige der sie hierin beobachtenden verwaltenden Polizei bei den vorgesetzten Justizbehörden, um dem Uebel auf der Stelle abzuhelfen.

Beruhet aber die Anzeige und Bestrafung bey eben und derselben Person, wer bürgt dann dafür, daß die Bestrafung auch würklich erfolgt? Würden nebstdem die meistentheils aus der Mitte der Gemeinde genommene Maires nicht sehr oft in den Fall kommen, ihre eigene Verwandten und Schwäger bestrafen zu müssen, würden sie dann selbst bey der richtigen Anwendung der Gesetze sich nicht auf der einen Seite den Vorwurf der Härte, und auf der andern den Verdacht der Begünstigung zuziehen? Würde auf solche Art nicht gerade das Mittel, welches dem Scheine nach, Achtung bringen und vermehren soll, diese untergraben? Ist es nicht für den rechtlichsten Mann ein trauriges Verhältniß, zwischen seine Pflichterfüllung und

das Interesse der Seinigen gestellt zu werden? Haben deswegen nicht alte und neue Gesetzgebungen Vorsehung getroffen? Wer von uns würde geneigt seyn wollen, die ohnehin schon beschwerliche Dienstlage der Maire dadurch noch lästiger zu machen, selbst dann, wann es die Begriffe einer guten Justizpflege gestatten könnten. Ohne Zweifel ist in diesen Betrachtungen und in der Rechtsunkunde der meisten Ortsvorsteher der Grund zu finden, warum auch bey uns Deutschen die Land- oder Rügegerichte im Gange, und warum diesen die Bestrafung der kleinern Polizeivergehen übertragen waren.

Sind die Umstände nicht noch dieselben? Und was soll also eine Abänderung rechtfertigen? Daß an einigen Orten gebildete, selbst der Rechte kundige Männer die Stelle eines Maire zum Besten des öffentlichen Dienstes und aus Patriotismus angenommen haben, kann den wissenschaftlichen Mängel der meisten andern nicht ersetzen, und eben so wenig die vielen Mängel heben, welche aus der Vereinigung der verwaltenden und gerichtlichen Polizei nothwendig entstehen müssen. — Auch darf nicht übersehen werden, daß die Uebertretung der Polizeigesetze sehr oft mit der Beschädigung eines Dritten verbunden ist. Soll der Orts-Maire auch jura privatorum entscheiden? Entweder dieses oder über eben und dieselbe Sache muß eine doppelte Instanz, in Rücksicht der öffentlichen Bestrafung bei dem Maire, und in Rücksicht der Privatentschädigung bei dem Richter eingeleitet werden. — Das erstere möchte wohl mit dem Interesse und den Wünschen der Betheiligten, und letzteres mit einem guten Geschäftsgange und der Vorschrift des Art. 16. dieses Entwurfs unvereinbarlich seyn, wonach beide Puncte in eben und demselben Erkenntnisse entschieden werden sollen.

Die Commission kann daher nach diesen Betrachtungen, welche sie wegen der vorhandenen verschiedenen Ansicht der Sache so weitläuftig vortragen zu müssen geglaubt hat, nicht anders als sehr zweckmäßig finden, daß die sonst in ihren Begriffen so unbestimmte Polizei in die verwaltende und gerichtliche eingetheilt, dadurch die Grenzlinie zwischen beiden Behörden genauer gezogen, und die erstere lediglich auf die schöne Pflicht beschränkt wird, die Entstehung der Verbrechen möglichst zu verhindern, wenn sie aber gleichwohl geschehen sind, die Thäter schleunig zu entdecken und der gerichtlichen Polizei zur Bestrafung anzuzeigen.

Sie ist also nicht Ankläger und Richter zugleich. Nur dadurch wird mehr Unpartheilichkeit und mehr Gleichförmigkeit in die Anwendung der Strafgesetze gebracht; den, dem öffentlichen Dienste so schädlichen Jurisdictionsstreitigkeiten mehr vorgebogen, und also überhaupt dieser Theil des Dienstes, wobei die Ruhe und Sicherheit eines jeden so sehr betheiligt ist, im Ganzen mehr befördert.

Da indessen auch bei den weisesten Gesetzen und bei dem besten Willen der Richter eine schleunige und gute Justiz nicht erreicht werden kann, wenn den angeordneten gerichtlichen Behörden unter sich nicht deutliche Vorschriften gegeben werden, in welchen Fällen sie zu erkennen, und welche Strafen sie zu verhängen haben; so findet die Commission ferner der Sache sehr angemessen, daß dem, nur aus dem Friedensrichter bestehenden Municipal-Polizeigerichte, die kleineren Vergehen; die größeren aber den höheren Tribunälen überwiesen sind.

Würde es für die Unterthanen nicht beschwerlich, oft drückend seyn, wenn sie wegen geringen Vergehen, die oft mehr aus Unvorsichtigkeit und Nachläßigkeit, als aus bösem Willen geschehen, vor den entfernten Districtsgerichten erscheinen müßten?

Der in ihrer Nähe befindliche, ihnen in so mancherlei Dienstverhältnissen vorgesetzte Friedensrichter ahndet solche schneller und mit weniger Kosten, er kennt die Umstände des Angeklagten genauer, er weiß die Glaubwürdigkeit des Denuncianten und der Zeugen besser zu beurtheilen, und paßt daher die Gesetze auf die individuelle Lage um so richtiger an.

Nur dadurch wird den Mißgriffen der, den Richtern gelassenen Willkühr in Rücksicht der höheren oder geringern Strafe (welche gleichwohl wegen der mehr oder weniger eintretenden beschwerenden Umständen bei Anwendung der Gesetze nicht ganz entfernt werden kann) möglichst vorgebogen, und mithin die möglichste Schonung der gegen die geringere Polizeigesetze vorstoßenden Unterthanen mit einer guten Justizadministration in die engste Verbindung gebracht.

Ganz anders verhält es sich mit größeren Verbrechen. — Diese machen eine noch weitläufigere, gründlichere, und an mehrere Formen gebundene Erörterung nothwendig, und es ist daher in eben dem Verhältnisse, als die zu verhängende Strafe schärfer ist, eine reifere Beurtheilung erforderlich, ob solche auch wirklich erkannt werden kann.

Ohne Zweifel geschieht dieses bei einem aus mehreren Mitgliedern bestehenden Gerichtshofe besser, als wenn diese Beurtheilung nur von einem, menschlichen Irrthümern so viel leichter unterworfenen Richter, abhängt.

Diese Einrichtung ist sehr vortheilhaft, und verdient daher um so mehr allgemein eingeführt zu werden, als sie schon in mehreren Theilen unseres nunmehr gemeinschaftlichen Vaterlandes mit gutem Erfolge bestanden hat. —

Auch der den Polizeigerichten vorgeschriebene Geschäftsgang ist der Sache entsprechend, indem er sich auf der einen Seite eben so durch Schnelligkeit und geschwinde Beendigung auszeichnet, als er auf der andern dem Angeschuldigten die Mittel der Vertheidigung nicht verkürzt. Beides ist von einer guten Justiz unzertrennlich; sie darf nicht verzögert, sie darf aber auch nicht übereilt werden.

Besonders gut ist es, daß nach Art. 20. in Sachen dieser Art keine Sachwalter zugelassen werden, welche den Thatbestand oft nur zu verdunkeln, die Entscheidung zu verzögern, und solche kostspieliger zu machen suchen.

Wenn dieses aber in keinem Prozesse geduldet werden sollte, so darf es noch weniger in solchen geschehen, wobei das gemeine Wesen selbst interessirt ist.

Eben wegen Verminderung der Kosten hat die Commission bey dem Art. 21. darauf angetragen, daß erst der Angeschuldigte vernommen, und dann die Zeugen abgehört werden möchten, weil in manchen Fällen der Angeschuldigte die That sogleich eingestehen, mithin das kostspielige Zeugenverhör unnütz machen würde.

Allein auf die von Seiten des Staatsraths gemachte Bemerkung, daß alle diese Sachen in einem Termine abgemacht werden müßten, und daß mithin im Läugnungsfalle nicht erst noch ein zweiter Termin zur Abhörung der Zeugen angesetzt werden dürfe, auch daß die Kosten der auf solche Art doppelt anzuberaumenden Termine sich im Ganzen gegen jene, wenn die Zeugen zuweilen ohne Noth abgehört würden, aufheben möchten, hat die Commission um so mehr geglaubt, von diesem Antrage abgehen zu müssen, als der Angeschuldigte beym Bewußtseyn der Schuld sich der Polizeistrafe gleich unterwerfen, und dadurch alles gerichtliche Verfahren verhindern kann.

Im Falle der wirklichen Unschuld werden ihn aber auch die Zeugenaussagen nicht graviren, und er mithin keine Kosten zu bezahlen haben. —

Soviel nun die den Polizeigerichten eingeräumte Strafbefugniß bis auf die Höhe von 20 Fr. oder achttägiges Gefängniß zu erkennen, betrifft; so findet die Commission dabey ebenfalls nichts zu erinnern, sondern dieses vielmehr den Eigenschaften des Vergehens ganz angemessen.

Das Mehr oder Weniger der zu verhängenden Strafsumme ist eine Folge der eintretenden Umstände und der Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten.

Es muß dem pflichtmäßigen Ermessen des Richters überlassen bleiben.

Ein Grund mehr, warum die Waage der Gerechtigkeit nicht unerfahrnen Händen anvertrauet werden kann.

Damit aber die, manchem Bürger sehr empfindliche, vielleicht selbst sehr nachtheilige Gefängnißstrafe nicht von dem Urtheile einer einzigen, selbst richterlichen Person definitiv abhange, so hat der Gesetzgeber sehr weise im Art. 22. die Gefängnißstrafe verhängenden Erkenntnisse der Appellation unterworfen, und die Vollziehung derselben durch Sicherheitsleistung hemmen lassen.

Nach allen diesen auf Erfahrung gegründeten Betrachtungen rathet daher die Commission einstimmig, und mit voller Ueberzeugung zur Annahme des verlesenen Gesetzentwurfs; und indem sie sich der gewissen Hoffnung überläßt, daß dadurch die gerichtliche Polizei zum Besten Westphalens braver Einwohner sehr befördert werden wird, nimmt sie das Bewußtsein mit sich, diese Sache reiflich erwogen, und sie der hochansehnlichen Reichsständischen Versammlung nach bestem Wissen und Gewissen vorgetragen zu haben.*)

*) Bemerkung: Dieser Gesetzentwurf ist mit 82 Stimmen gegen 7 angenommen worden.

Verzeichniß der im Jahre 1808 erwählten Mitglieder der Stände.

(Nach alphabetischer Ordnung.)

Grundeigenthümer.

Herr Alvensleben, Graf von, Elbedepartement.
„ Alvensleben, Baron von, auf Zichtau, Elbedepartement.
„ Arnstädt, Baron von, zu Groß-Werther, Harzdepartement.
„ Baumbach, Baron von, Werradepartement.
„ Bierbaum, zu Braunschweig, Ockerdepartement.
„ Blum, Unterpräfekt zu Hildesheim, Ockerdepartement.
„ Blumenthal, Graf von, zu Magdeburg, Elbdepartement.
„ Bodungen, Baron von, zu Martinfelde, Harzdepartement.
„ Branconi, Baron von, Saaledepartement.
„ Brenken, Baron von, zu Erdberenburg, Fuldadepartement.
„ Coqui, zu Magdeburg, Elbedepartement.
„ Culemann, zu Blankenburg, Saaledepartement.
„ Delius, zu Reineberg, Fuldadepartement.
„ Diederichs, zu Herford, Fuldadepartement.
„ Dörnberg, Baron von, Werradepartement.
„ Duysing, zu Dagobertshausen, Werradepartement.
„ Fromm, zu Groß-Bartloff, Harzdepartement.
„ Hammerstein, Baron von, Allerdepartement.
„ Heidwolf, Baron von, zu Oberweimar, Werradepartement.
„ Hiddessen, Baron von, zu Warburg, Fuldadepartement.
„ Kaisenberg, von, Präsident des Tribunals des Distrikts Heiligenstadt, Harzdepartement.
„ Keferstein, zu Halle, Saaledepartement.
„ Keller, Graf von, zu Steinheuterode, Harzdepartement.
„ Klencke, von, zu Rinteln, Leinedepartement.
„ Knorr, Baron von, zu Breitenbach, Harzdepartement.
„ Kühne, zu Wansleben, Elbedepartement.
„ Lambrecht, zu Sommerschenburg, Elbedepartement.
„ Löhneysen, von, zu Braunschweig, Ockerdepartement.
„ Mengersen, Baron von, Fuldadepartement.
„ Motz, von, zu Vollenborn, Harzdepartement.

Herr Münchhausen, Baron von, zu Vahlberg, Ockerdepartement.
„ Münchhausen, Baron von, ebendaselbst.
„ Rottebohm, zu Brackwede, Fuldadepartement.
„ Plessen, Baron von, zu Budstädt, Ockerdepartement.
„ Pomme, zu Crottorf, Saaledepartement.
„ Porbeck, von, Präsident des Tribunals des Distrikts Cassel, Fuldadepartement.
„ Rosenthal, zu Hombressen, Fuldadepartement.
„ Raven, von, zu Einbeck, Leinedepartement.
„ Ritzenberg, Präsident des Civil-Tribunals in Halberstadt, Saaledepartement.
„ Robert, zu Marburg, Sekretär, Werradepartement.
„ Schlieffen, Kommandeur Baron von, zu Cassel, Fuldadepartement.
„ Schulenburg-Angern, Graf von, Elbedepartement.
„ Schulenburg-Altenhausen, Graf von, daselbst.
„ Schulenburg-Emden, Graf von, Präfekt, daselbst.
„ Seiler, zu Aschersleben, Sekretär, Saaledepartement.
„ Sierstorpf, Baron von, zu Braunschweig, Ockerdepartement.
„ Stockhausen, Baron von, zu Löwenhagen, Leinedepartement.
„ Stolberg-Wernigerode, Erbgraf von, Saaledepartement.
„ Sporleder, zu Jesberg, Werradepartement.
„ Thom, zu Germerode, Werradepartement.
„ Trott, von, Werradepartement.
„ Wangenheim, Baron von, zu Wibrechtshausen, Leinedepartement.
„ Wedemeyer, zu Catlenburg, Leinedepartement.
„ Westfeld, zu Weende, daselbst.
„ Westernhagen, Baron von, zu Teistungen, Harzdepartement.
„ Wilmerding, zu Braunschweig, Ockerdepartement.

Ordre de la Couronne de Westphalie.

GRANDE
CHANCELLERIE.

p. 17 Sept. 10.

Cassel le 12 Septembre 1810.

Monsieur. J'ai l'honneur de vous envoyer Sous cepli une nouvelle décoration de l'ordre de la Couronne de Westphalie conforme au modèle définitivement arrêté par S. M. Je vous prie de vouloir bien m'en accuser reception et me renvoyer celle qui vous a été précédemment remise.

Recevez, Monsieur, la nouvelle assurance de ma Considération.

Le Grand-chancelier provisoire.
Comte de Fürstenstein.

Heiligenstadt le 18 Septembre 1810.

Monseigneur

J'ai l'honneur d'accuser à Votre Excellence la réception de la nouvelle décoration de l'ordre de la Couronne de Westphalie, qu'elle a bien voulue me faire parvenir et de joindre celle qui m'a été précédemment remise.

Votre Excellence me permettra en même tems de la supplier, qu'elle veuille bien m'honorer de son intercession dans l'affaire, que pris la liberté de lui exposer dans ma lettre en date du 17 Juillet a. c. afin d'obtenir pour ma Seconde fille l'Entrée dans l'Etablissement d'Education a Kaufungen.

Agrées, Monseigneur, l'assurance du profond devoument avec lequel jai l'honneur d'être

de Votre Excellence

le tres humble Serviteur

v. K.

A

Son Excellence Monsieur le Comte de Furstenstein Ministre Secretaire d'Etat et Grand chancellier de la Couronne de Westphalie a Cashel.

Mein Herr Präfekt!

Mein ältester Sohn Ludwig Leopold Eduard Kaisenberg wünscht die Ehre zu haben, unter der Garde du corps Seiner Majestät des Königs dienen zu können. Obgleich derselbe nach anliegendem Geburtsscheine erst $17^1/_2$ Jahre alt ist, so glaube ich doch, daß er vermöge seiner Größe und körperlichen Constitution, vorzüglich aber in rücksicht seiner guten Conduite, worüber das Vorschriftsmäßige attest hierbei kömmt, und seines großen Eifers dem Könige und dem Vaterlande zu dienen, verdient, in dieses corps aufgenommen zu werden. Ich mache mich übrigens zugleich verbindlich, demselben jährlich wenigstens vierzehnhundert Franken Zuschuß zu geben. Indem ich Sie, mein Herr Präfekt, ersuche, dieses Sr. Excellenz, dem Herrn Kriegsminister, anzuzeigen, bitte ich zugleich die Versicherung meiner vollkomsten Hochachtung zu genehmigen.

Heiligenstadt, den 12ten März 1812.

Leopold v. Kaisenberg,
Tribunalspräsident, Ritter des Ordens der Westphälischen Krone,
und Mitglied der Stände des Königreichs.

Rangliste des Regiments der Garde du corps.
Haustruppe Seiner Majestät des Königs von dem Jahre 1813.

Herr General Baron Dumas de Pollard, Capitain.

Lieutenants:

Herr Major Ritter Rieper.
Eskadronschef Baron von Gayl.
Eskadronschef Baron von dem Busche-Münch.
Eskadronschef von Menzhausen.

Capitain . . . . . Wachtmeister (maréchaux des logis-chef).

Premierlieutenants, maréchaux de logis.

Herr Lieutenant de George.
Herr Lieutenant Spohr.

Herr Lieutenant Müller.
Herr Lieutenant Meier.
Herr Lieutenant Risch, Fourrier.

Sekondlieutenants, Brigadiers.

Herr Brandes.
Herr Ritter Peßler.
Herr Mühe.
Herr Aßmann.
Herr v. Ziegler.
Herr Heusinger.
Herr Butler.

Herr Diefenbach, Oberwundarzt.
Herr Ungewitter, Lieutenant und Quartiermeister.
Herr Wagner, Bereiter.
Herr Eberhard, Pferdearzt.

Junker: die Herren von Kaisenberg, von Villemereil, von Lehsten, Dupac de Marsollier, von Bose, von Zurwesten, von Drachenfels.

Der Brief, der nie in die Hände des Kaisers Napoleon kam, sondern von dem Kosakenhauptmann Fabicki aufgefangen wurde, lautet in der Uebersetzung.

Der König von Westphalen an den Kaiser und König.*)

Wetzlar, den 29. September 1813.

„Sire. Den 24sten erfuhr ich, daß der Feind in Mühlhausen eingerückt war, mit 4000 Pferden, 2000 Chasseurs und 16 Kanonen.**) Zugleich kam die Meldung von Magdeburg an den Gesandten Reinhard, daß 3 Regimenter Russischer Infanterie, 800 Pferde und 12 Kanonen, mit denen eine Division bei Wolmirstädt im Kampf gewesen sei, sich nach Braunschweig wenden, es schien mir nicht zweifelhaft, daß diese die Absicht hätten, einen Versuch auf Kassel zu machen.

*) Michaelewsky-Danilewsky a. a. O. pag. 267.

**) Eine Täuschung Seitens des Königs, es waren ursprünglich nur sechs. Nachher kamen noch die sechs erbeuteten dazu, also im Ganzen zwölf.

Anmerkung des Herausgebers.

Ich benachrichtigte den Herzog von Valmy davon und forderte ihn auf, seine 54ste Marschkolonne 3200 Mann stark, auf Kassel gehen zu lassen, Ihm bemerkend, daß wenn meine Furcht grundlos wäre, diese Kolonne nur einen Marschtag verlöre, und wenn es anders käme, sie dazu dienen würde, entweder den Feind von Kassel zu vertreiben, wo ich entschlossen war, ihn zu erwarten, oder meinen Rückzug zu sichern, falls dieses nöthig sein sollte.

Den 20sten meldete mir der General Bastineller, der den Feind im Harz beobachtete, daß er, 7000 Mann stark, auf Eschwege marschire, und der General Zandt, der die Position bei Göttingen hatte, berichtete mir zu gleicher Zeit, daß der Feind mit Macht in Braunschweig eingerückt sei. Indessen, auf die Ankunft der Französischen Kolonne rechnend, die ich vom Herzog von Valmy verlangt hatte, machte ich meine Vertheidigungsdispositionen. Ich gab dem General Bastineller Befehl, seinen linken Flügel an Witzenhausen zu lehnen und seinen rechten an Melsungen, damit der Feind nicht, durch die Furth gehend, die in der Nähe dieses letzten Ortes ist, die Straße nach Frankfurt abschneiden könne. Der General Bastineller konnte nicht schnell genug diese Bewegung ausführen, indem die feindliche Macht vor ihm stand. Er berichtete nur, daß 800 Pferde und 4 Kanonen seinen rechten Flügel umgangen hätten und auf Kassel zueilten. — Den 27sten gab ich ihm die Ordre, seine Position vor Kassel zu nehmen; dieselbe Ordre erging auch an den General Zandt; aber der Feind war schneller, als sie, warf an demselben Tage, Abends um elf Uhr, die Vorposten, welche bei Helsa und Kaufungen waren, über den Haufen und gestern, am 28sten um vier Uhr Morgens erhielt ich Nachricht davon.

Ich ließ auf der Stelle die wenigen Truppen, welche ich bei mir hatte, die Waffen ergreifen. Ich sandte 25 Husaren und 2 Kompagnien Jäger von der Garde aus, um den Feind zu rekognosciren, in dessen Mitte sie sich ½ Stunde nachher befanden, als sie aus der Stadt marschirt waren. Der Nebel war so dicht, daß man sich kaum auf zwei Schritte sehen konnte. Dies Detachement zog sich nach dem Leipziger Thor zurück, in ganz guter Ordnung, ob es gleich die Hälfte seiner Leute durch die feindliche Artillerie verloren hatte. Zwei Kanonen, die ich an dem Leipziger Thor aufgestellt hatte, antworteten dem Feinde, dessen Kugeln durch die Stadt flogen, lebhaft genug;

aber diese beiden Kanonen wurden nach einer halben Stunde demontirt. Während dieser Zeit ließ ich die Brücke, welche die Kommunikation, zwischen der Vorstadt und der Stadt ausmacht, verpallisadiren. Kaum war diese Arbeit beendigt, als der Feind die Thore umschoß, dann eine Kanone auf die Brücke richtete, das Staatsgefängniß, das in der Nähe ist, öffnete und alle Gefangenen herausließ. Ich verlor auf diesem Punkte viele Leute, ein Theil meiner Husaren, die noch keine Pferde besteigen konnten und noch nicht equipirt waren, forderten von mir Gewehre und vertheidigten die Brücke, mein letztes Hülfsmittel. — Während dieser Zeit waren 400 feindliche Pferde durch eine Furth in der Fulda gegangen und kamen durch das Frankfurter Thor. Der Moment war kritisch. Ich setzte mich an die Spitze meiner Garde du corps und zweier Eskadrons Husaren. Ich ließ meine Grenadiere von der Garde längs den Fluß hin marschiren, um sich der Furth zu bemächtigen. Ich ging zum Frankfurter Thore hinaus. Kaum hatte ich zweihundert Schritte gemacht, als ein Peloton von der Avantgarde mir anzeigte, daß der Feind in Schlachtordnung vor derselben wäre. Ich setzte mich in Galopp, um ihn zu rekognosciren, aber der Nebel war so dicht, daß ich mich mitten unter ihm befand, so nahe, daß man sich mit dem Säbel erreichen konnte. Ich ließ ihn sogleich von der 2ten Eskadron Husaren angreifen, während ich ihn auf seinem linken Flügel durch die Garde du corps tourniren ließ, um ihn auf die Grenadiere zurück zu werfen, die bereits die Furth besetzt hatten. Dies gelang, er wurde in Unordnung gebracht und die Grenadiere tödteten eine gute Anzahl seiner Leute. Dies Manöver nöthigte den Feind, den Theil der Stadt, den er auf der Seite des Leipziger Thores besetzt hatte, zu verlassen, indem er fürchtete, daß ich, selbst durch die Furth gehend, ihn in den Rücken nehmen würde, wovon ich doch weit entfernt war, es zu wollen, in der Ueberzeugung, daß diese Avantgarde stark unterstützt werden würde.

Nachdem ich auf diese Weise die Stadt befreit hatte, nahm ich meine Position eine halbe Stunde rückwärts, mit meiner Garde du corps, meinem Bataillon Grenadiere und 400 Husaren; die einzigen, die im Stande waren, sich auf den Pferden zu halten und einen Säbelhieb zu führen. Ich wartete in dieser Position von 10 Uhr, wo das Gefecht aufhörte, bis 3 Uhr; jeden Augenblick hoffend, aber vergebens, die Kolonne der Generale Zandt und Bastineller debuchiren zu sehen.

Als ich sie aber nicht erscheinen sah, ließ ich die Thore der Stadt wieder durch eine Compagnie Jäger, Carabiniers und 2 Kanonen besetzen; und als der Feind auf's neue die Fulda heraufging, um vor mir nach Waberen zu kommen, so zog ich mich nach Jesberg zurück; entschlossen, mich daselbst zu halten und die französische Kolonne zu erwarten, die, wie ich nicht zweifelte, mir der Herzog von Valmy schicken würde.

In dieser Lage der Sache blieb mir, da ich auf keine Unterstützung mehr rechnen konnte, keine andere Partei zu ergreifen übrig, als mich nach Coblenz zurückzuziehen. Aber ich werde nicht über den Rhein gehen, bevor ich nicht Euer Majestät Intention kenne. Ich werde meine Truppen zu Wetzlar vereinigen. Ich würde vorgezogen haben, mit ihnen zu Marburg zu bleiben, aber der Gemeingeist war daselbst zu übel; die Desertion würde unter den wenigen Soldaten, die ich noch hatte, überhand genommen haben. Es ist sehr zu erwarten, Sire, daß, wenn einige Corps französischer Truppen zu meiner Unterstützung in Anmarsch wären, ich in Kurzem nach Kassel würde zurückgehen können. Mein Regiment französischer Husaren hat sich gestern, den ganzen Tag, mit großer Tapferkeit betragen. Ich habe unglücklicher Weise viele von ihnen verlieren müssen, die, da sie noch nicht reiten konnten, den Feind zu Fuß angriffen und fielen. Ich bin

Sire

Euer Majestät sehr affektionirter
ergebenster Bruder
Jérome Napoléon.

Brief des Johannes v. Müller an seinen Verleger wegen Herausgabe seines Werkes „Die Geschichte der Schweiz*)“.

Wolgeborne

Hochgeehrteste Herren,

Ihre Fragen in dem Brief d. d. 14 dieses würde ich früher beantwortet haben wenn die Verwirrung manigfaltiger Geschäfte, worin ich mich seit meiner Zurükkunft noch befinde, mir es erlaubt hätte. Die schmerz-

---

*) Dieser Originalbrief befindet sich in der Autographensammlung des Verlagsbuchhändlers Carl Günther in Firma Schmidt & Günther zu Leipzig.

Anmerkung des Herausgebers.

liche Nachricht aber vom Tod unsers Freundes betreffend, hierüber habe ich der würdigen Wittwe geschrieben.

Es wird nöthig seyn, Ihnen die ganze Lage zu erläutern in der ich gegen den seligen stahnd.

Außer den ganz neulich gedrukten Briefen zweyer Domherren hatte er von mir zwey Werke, die Geschichte der Schweiz, und die Darstellung des FB . .

Von jener sind zwey Bände, vom dritten aber dreyzehn Bogen gedrukt. Da meine Entfernung vom Vaterland und immer zunehmenden anderweitigen Berufsgeschäfte mir nicht gestatten, für izt, eine vollständige Schweizergeschichte zu schreiben, anderseits hingegen sowol der Wunsch als die Bedürfniß vieler, und die Menge der schon von mir gesammelten Urkunden einige Fortsezung doch nöthig und möglich machen, hatte ich mich entschlossen (und er war mit mir darüber eins), das was ich künftig hierüber liefern könnte, unter dem Titel eidgenössischer Denkwürdigkeiten zu einstweiliger Fortsezung der angefangenen Historie herauszugeben. Aber da der Plan von Guthrie und Gr. nicht erfordert, eine Geschichte der Schweiz ganz bis auf unsere Zeiten dort einzurüken, ließ ich Herrn Reich frey, nicht nur ob er diese Memoires auch in dieselbe Sammlung aufnehmen, sondern ob er überhaupt sie verlegen wolle. Zu lezterm war er entschlossen; ich will aber hieran Sie gar und ganz nicht binden. Ueber jenes hatten wir noch nie entscheidend gesprochen; in der That kan man abbrechen wo man will; mit demjenigen Capitel wovon izt nur noch ein paar Bogen fehlen; oder mit dem dritten nach diesem; die Denkwürdigkeiten wären immer Suite für die so sie kaufen wollen. Die Hauptbetrachtung hiebey kömt auf einen Umstand an welchen ich nicht weiß; nemlich ob der Guthrie auf Pränumeration gedrukt wird. Wenn das ist, so können Sie freylich die Käufer nicht mit einem Band von 15—17 Bogen abspeisen und ich werde noch ein paar Capitel beyfügen müssen. Wäre aber die Pränumeration izt noch unbezahlt, so dürften Sie bloß diesen Theil um die Hälfte wolfeiler als die andere geben, und könnten alsdann die Denkwürdigkeiten, wie wirs gut finden und eins werden, druken oder nicht. Ich muß gestehen, daß ich in Absicht auf die Vollendung eines Bandes von gleicher Stärke wie die vorigen Ihnen zwar gewiß genug sagen kan, daß sie erscheinen wird, nicht aber ob an Ostern oder im Herbst. Seit ich in die politische Lauf-

bahn getreten, bin ich weit weniger Meister meiner Stunden, welche durch Reisen und archivalische Untersuchungen zu oft mir geraubt werden. Indessen wenn Sie durchaus für nöthig hielten 1) diesen Band noch fortzusezen 2) ihn baldest erscheinen zu lassen, so weiß ich keinen bessern Rath als, wenn ich dieses Capitel vollendet haben werde, vorerst die 15—16 Bogen in die Welt heraus, das folgende aber so wie ichs ausarbeite, im Herbst und vor Ostern nachzusenden. Melden Sie mir Ihre Gedanken hierüber. Mehr als ich halten kan, verspreche ich nicht.

Den FB. betreffend, wird Ihnen bekannt seyn daß er zu Carlsruhe nachgedrukt worden. Dieser macht mir beynahe fürchten, daß eine zwote Ausgabe Ihrer Handlung nicht ergiebig seyn werde. Indessen, das ist Ihre Sache. Wenn Sie die zweyte Ausgabe veranstalten wollen, so werde ich Ihnen die, nicht eben sehr beträchtlichen Veränderungen sobald Sie es verlangen, übersenden. Ein zweyter Theil ist vielfältig von mir verlangt worden: verschiedenes habe ich schon gesammelt; einige Nachrichten erwarte ich noch. Jubilate ist am 13 Apr.., bis gegen derselben Zeit hoffe ich fertig zu seyn, und natürlicher Weise würde ich Ihnen früher zusenden was ich von Zeit zu Zeit ausarbeiten kan.

Für jeden Bogen der Geschichte der Schweiz habe ich einen Carolin empfangen; da der FB. und die Briefe der DH., ihrer Natur nach, schnellern Debit haben müßten, wovon wir übereingekommen, daß ich entweder 1½ Carolin für den Bogen der ersten und alsdann einen halben für den Bogen der zweyten Auflage, oder daß ich für den Bogen der ersten und zweyten einen Car.lin haben soll. Wir sagten dies zu Wilhelmsbad; und ich fügte bey daß ich statt Geldes Bücher nehmen wolle. Die Wahl aber zwischen beyden Vorschlägen traf ich dazumal nicht, auch schrieben wir es nicht, weil wir glaubten, entweder nächster Tagen im Wilhelmsbald, oder Sommers in Sachsen einander wider zu sehen. Ich hätte das erste gewählt.

Melden Sie mir ob Sie Pfeffinger in Vitriarium, Mosers neues teutsches Staatsrecht und ejusd. europäisches Kriegs- und Friedensrecht haben, und in welchem Preise Sie mir diese Bücher entlassen könnten. Haben Sie keinen Catalogus Ihres Verlags?

Ich recapitulire.

Die Verbesserungen des 1sten Bandes von FB. sollen Sie haben sobald Sie sie brauchen, im Fall Sie noch gesinnet sind, eine 2te Ausg. zu veranstalten.

Den zweyten Theil sobald ich ihn ausgearbeitet habe.

Eben so die Fortsezung der Geschichte der Schweiz, wenn Sie nicht für gut finden, sie abzubrechen. Da ich bey meiner eingeschränkten Zeit nicht viel, bei meinem Eifer für die Sache aber doch allzeit etwas versprechen kan, so hielte ich unmaßgeblich für das beste, mit jeder Messe ein Stück erscheinen zu lassen, deren 3 oder 4 (mit fortlaufenden Seitenzahlen) alsdann einen Band machten; und so würde z. B. izt nach Vollendung des abgebrochenen Capitels bey der Jubilatemesse ein Stück von 15—16 Bogen erscheinen, wobey ich von der fernern Einrichtung und ihren Gründen Nachricht gäbe. Dann könnten wir sogar die Historie ohne Titelveränderung fortlaufen lassen, welches beyläufig, nach Vollendung dieses dritten, noch zween Bände geben würde. Dieses wäre wol noch das beste. Ueber alles melden Sie mir Ihre Gedanken und Entschlüsse.

Ich verbleibe mit vieler Achtung, Hochgeehrteste Herren

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener

Mainz den 22. Christm. 1787.

J. Müller.

Dieser Originalbrief ist hier aus dem Werke wiederholt, sein letzter Theil ist in Facsimile gedruckt.

Cassel den 10 October 1813

Theuere Eltern!

Sehr lieb ist es mir, daß sich jetzt Gelegenheit findet, Sie von meiner Lage zu benachrichtigen die leider nicht vom besten ist. Die 2te Escadron war vor 14 Tag auf Napoleonshoehe verlegt um sich da der Ruhe zu pflegen welche wir hier in Cassel entbähren mußten. Kaum hatten wir der obigen Ruhe 1 Tag gepflegt, da kam den 28ten des Morgens um 5 Uhr sehr schleunige Ordre zu marschiren und nur 10 Minuten waren vorbei da wir schon gesattelt und gepackt zu Pferde saßen. Ich mußte der Eile wegen mein Colet und Drellhosen im Zimmer lassen weil das Pferd schon hinreichend gepackt war. Wir waren kaum einen 4ten Theil von d. Napoleonshoeher Weg geritten als befohlen wurde in schnellem Trapp vors leipziger Thor zu machen. Wie wir durch die Stadt zogen hielten wir vor dem Schlosse wo alle Garden standen und der König gegenwärtig war. Wir alle mußten

Pistole und Karabiner laden und eilten vors Leipziger Thor. Wir marschirten in Schlachtordnung auf, der Feind zog sich anfangs zurück wir folgten ihm nach. Wir mußten Gott weiß aber wie, weichen, zogen uns um einen Wurf herum vor dem scharfen Geschütz vorbei und kamen bei die Knallhütte, da wurden die Pferde in Eile gefüttert und ein Marsch von 12 Stunden bis Gesberg mit vielen Umwegen gemacht. wir mußten beständig mit geladener Pistole und gezogenen Säbel in der Hand reiten, mußten uns mehrmal in Schlachtordnung stellen weil wir einen Uberfal von Feinden vermutheten. Wir stießen auf Grenadiere und leichte chasseur Garde beide Bataillons waren fast ganz aufgerieben. Bei Gesberg kamen wir in Bivac durften keinen Augenblick schlafen und regnete stark. um 11 waren wir in Bivac gekommen: bis 12 wurden die Pferde gefuttert und dann bekamen wir jeder ein Stückchen Brod vor 4 Heller und vor 8 Heller Schnaps. Ich kann es Ihn aber versichern es hätte mir das schönste Gericht nicht besser geschmeckt um 3 wurde wieder weggeritten, wieder ein Marsch von 10 Stunden gemacht nach Nieder-Tisselsdorf da wieder bivackirt, denn nach Marburg. In Marburg wurde wieder Bivackirt, dann nach Herborn, da auf Piquet dann nach Wetzlar, kurzum der Weg führte nach dem Rhein zu. Es hieß stark, wir sollten über den Rhein. Auf diesem Marsche sind von unsern beiden Escadrons welche beide aus 220 Mann bestanden soviel desertirt, daß unser noch 80 Mann sind. Sie desertirten so stark daß wir eines Morgens aufmarschiren mußten und der Obrist sagte, wer nicht mehr wollte dienen und König und Standarte verlaßen wollt, sollte absitzen und zum wenigstens Pferd und Sachen hierlassen. Die Zeit ist zu kurz um ihnen von diesen mehr zu schreiben. Ich nehme mir nur noch soviel um Ihn das geringe zu schreiben was mich in eine Lage versetzt hat die sehr unangenehm ist. Da ich zu Herborn auf Piquet war und abgelößt wurde um zu essen, so binde ich mein Pferd in Stall, geh in's Quartier, wie ich wieder beis Pferd komme, ist mein Mantelsack abgeschnallt und fort, die Thür war aufgemacht und mein Pferd stand da zuerst. Den andern Morgen hörte ich das ein Garde du Corps mit 2 Pferden weggegangen wäre, welche völlig equipirt waren gewesen, welche doch noch gar keinen Herrn gehabt hätten. Meine Uhr lag auch im Mantelsack, welche ich wegen den Mangel an Uhrtasche nicht tragen konte und einpacken mußte. Meine Compagnie

Sachen werden mir wieder angeschafft, aber meine Uhr und Wäsche? Schon früh werde ich auf den steinigten Wegen des Unglücks geführt. Doch mein Vertrauen auf den, der alles weiß und leitet, macht mich noch zufrieden mit meinem Stande. Auch bin ich noch wohl freilich etwas zusammengefallen. Der Leutnant v. Horst nimmt sich meiner sehr an. Gleich anfangs fehlte mir das Geld, er bot mir die Hälfte von den Seinen an, welche aus 20 Thalern bestand. Noch habe ich die Wäsche an von 1[sten] Tag des Marsches und eben bin ich Willens ein Hemd und 1 paar Strumpfe zu borgen um meine waschen zu lassen. Schon 14 Tage sind wir auf dem Marsche und erst 5 Nächte geschlafen. Vorgestern waren 24 Mann von uns und Leutnant v. Horst nach Heiligenstadt detachirt. In Helsa blieb die Hälfte und die andere Hälfte wo ich dabei war machten unter den Comando des leutnant v. Horst weiter. 2 Stunden vor Witzenhausen wurden wir gewahr, daß 13 Mann Cosacken eine $^1/_2$ Stunde vor uns wären; wir zogen den Säbel hingen ihn an und nahmen unsere Pistolen zur Hand, und trabten nach. Der Feind merkte es und eilte sich, daß sie nach Witzenhausen kamen. Unsere Avantgarde stand schon im Thore als Sie sah, daß 30 Mann Kosacken in der Stadt auf der Straße standen. Wir machten, daß wir fortkamen. vorher fühlte ich mich schon den Väterlichen Hause genießend die mütterliche Pflege. Doch meine seligen Gedanken wurden schändlich vernichtet. Doch es dauert gewiß nicht lange, ungefähr in 8 Tagen kommen wir vieleicht nach Heiligenstadt. Hier ist es ganz ruhig. mehr vieleicht bald mündlich. Schicken Sie mir doch ja sobald wie möglich Wäsche. Gruße Sie gefälligst Verwandte und Bekannte. Und wollen Sie wieder ein großen Theil an meiner vorgen Zufriedenheit sehen so haben Sie die Güte mich bald von Ihrem mir so werthen Befinden zu Benachrichtigen. Ich bin aber ewig Ihr Sie liebender Sohn

Louis von Kaisenberg.

Den 13[ten] beantwortet, daß wenn die Strapatzen die Kräfte seiner constitution überstiegen, er seinen Abschied suchen, übrigens aber in allen Verhältnissen den Grundsätzen der Pflicht und Ehre folgen solle. — Zugleich sind ihm 40 Thaler bei Eggena angewiesen, und von demselben Nachricht verlangt worden, ob er die am 4[ten] Sept. übersandte 20 Thaler erhalten habe.

(Stempelmarken.)

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen pp. thun kund und fügen hiermit zu wissen: daß Wir den Regierungs-Director und Churfürstlich Mainzischen Geheimen Rath von Kaisenberg zu Unserm Geheimen-Justiz Rath zu ernennen und zu bestellen allergnädigst resolviret haben.

Wir thun auch solches, ernennen und bestellen hiermit und in Kraft dieses, obgedachten Regierungs Director von Kaisenberg zu Unserm Geheimen Justiz Rathe dergestalt und also, daß Uns und Unserm Königlichen Hause derselbe auch fernerhin treu, hold, gehorsam und gewärtig seyn, Unser allerhöchstes Interesse nach seinem äußerstem Vermögen suchen und befördern, und was demselben zuwider, verhüten und abwenden helfen, auch denen ihm in Unserm Dienste anvertrauten Posten mit unverbrüchlicher Treue, seinem besten Wissen und Verstande nach vorstehen, was Wir ihm, besonders in Justiz Sachen entweder unmittelbar, oder durch die vorgesetzte Departements auftragen, und befehlen, willig und exact ausrichten, was von Unsern und des Landes Geheimen Angelegenheiten zu seiner Wissenschaft gelangt, bis in sein Grab verschwiegen bey sich behalten; so oft Wir seine Meinung und Rath erfordern, Uns solchen jederzeit nach seiner besten Einsicht und Ueberzeugung, wie er es vor Gott und Uns zu aller Zeit zu verantworten sich getrauet, ohne einige Nebenabsichten, und sonder Vorbehalt eröfnen, und dabey blos Unser und des Landes Beste vor Augen haben; überhaupt aber, und in allen Stücken sich dergestalt erweisen und betragen soll, als es einem geschickten und rechtschaffenen Königlichen Geheimen Justiz Rath und Diener wohl anstehet, eignet und gebühret, auch Unser allergnädigstes Vertrauen zu Ihm gerichtet ist.

Dahingegen wollen Wir Ihn, Unsern Geheimen-Justiz-Rath von Kaisenberg bey allen Ihm in dieser qualitaet zukommenden Freiheiten, Rang und Praerogativen Königlich schützen, Ihm auch bei sich

ereignender Gelegenheit Unsere höchste Gnade und Königliches Wohlwollen ferner angedeihen laßen.

Urkundlich haben Wir gegenwärtige Bestallung Höchsteigenhändig vollzogen, und mit Unserm Königlichen Insiegel bedrucken laßen.

Gegeben Berlin den 27ten Julius 1803.

Friedrich Wilhelm.

(Siegel.)

Bestallung
als Geheimer Justiz Rath,
für den Regierungs Director und
vormaligen Chur Mainzischen Geheimen
Rath von Kaisenberg zu Heiligenstadt.

Goldbeck.

---

pras: d 16 Feb 1805.

(Stempelmarken.)

Seine Königliche Majestät von Preußen p. Unser Allergnädigster Herr haben den Regierungs-Director, Geheimen Justiz Rath von Kaisenberg, zur Belohnung des bishero bewiesenen Fleißes und Diensteifers, zum Vice Praesidenten der dortigen Regierung zu ernennen geruhet, und laßen demselben solches hierdurch bekannt machen, mit der Nachricht, daß die Chargen und Stempel Gebühren frey ausgefertigte Allerhöchst vollzogene Bestallung gegen Berichtigung der Geheimen-Canzley-Gebühren bei dem Canzley-Director Schneider alhier in Empfang genommen werden kann.

Berlin, den 4. Februar 1805.

Auf Seiner Königlichen Majestät,
Allergnädigsten Special Befehl!

Goldbeck.

An
den Regierungs-Director, Geheimen
Justiz-Rath von Kaysenberg
zu
Erfurth.

I. Facsimile-Brief *) des Marschalls Mortier, Herzogs von Treviso.

Bayreuth le 26 7bre 1808.

N. 2771
8

Monsieur le Général ! Je viens de transmettre aux colonels des 10e de Hussards et 21e de chasseurs à cheval les lettres jointes à celle que votre Excellence m'a fait l'honneur de m'écrire le 5 7bre. Je leur prescris d'apporter la plus grande attention dans le choix des vingt quatre hommes que chacun de ces regts doit fournir pour le recrutement des chasseurs à cheval de la garde et de les envoyer le plus promptement possible.

Je prie Votre Excellence d'agréer l'assurance de ma considération distinguée.

10 8bre 1153. Le Mal Duc de Trévise.

Le duc de Trévise est le Mal Mortier.

A. S. E. le Comte d'Hunebourg, Mtre de la guerre

*) Originalbrief befindet sich in der Autographensammlung des Verlagsbuchhändlers Carl Günther, in Firma Schmidt & Günther in Leipzig.

Monsieur de Kaisenberg président du tribunal civil et correctionel de Heiligenstadt et membre des états du Royaume est le cadet de huits enfants d'un ancien officier et né au departement du Harz en 1766. Il a fait ses études à Goettingen, a travaillé ensuite en qualité d'avocat, et a été depuis 1789 jusqu'à 1799 secrétaire d'état de Son Altesse l'Electeur de Mayence, il a essuié tous les desastres des guerres de la revolution et du bombardement de Mayence, il a perdu une partie de sa fortune, et c'est en égard de tous ces rapports que feu l'Electeur de Mayence lui confera la place de directeur de l'administration et de la justice au pays d'Eichsfeld. Il étoit a peine trois ans en possession de ces places, que le pays d'Eichsfeld fut conféré en indemnisation au Roi de Prusse. Une nouvelle organisation eut lieu, l'Eichsfeld fut combiné avec le pays d'Erfurt, et il fut transferé à Erfurt, ou il occupa la place de premier président de la cour d'appel

et.

et criminelle avec un appointement de 3000 écus ou 12000 francs, somme qui lui avoit donné l'Electeur de Mayence, et qui lui étoit assurée par le récès de la députation de l'Empire du Decembre de 1802 garanti par la France et la Russie.

Sa Majesté l'Empereur et Roi à daigné de l'assurer en passant par Erfurt dans le mois de Juillet 1804 de le conserver dans sa place, mais il a préféré d'être placé dans sa patrie, pour mériter par son zèle la même approbation du Roi [illegible], que les souverains auxquels il a servi, lui ont accordé pendant vingt ans. Il fut nommé président du tribunal civil et correctionel à Heiligenstadt avec un appointement de 4000 francs, de manière qu'il perde après vingt ans de service les deux tiers de ses revenus, acquis par des sacrifices considérables et garantis par des traités de paix. La réputation d'integrité, qu'il croit avoir acquise, a toujours répondu des efforts qu'il a fait pour le service de sa Majesté, comme prouvent les copies des lettres ci-jointes de Monsieur Brouard, général François et Gouverneur d'Erfurt, et de son Excellence Monseigneur Siméon ministre de la justice.

de Bülow.

III. Patent des Ordens der Westphälischen Krone für Leopold von Kaisenberg. (Facsimile.)

Extrait des Minutes de la Secrétairerie d'Etat.

Jérôme Napoléon, par la grâce de Dieu et les Constitutions Roi de Westphalie, Prince Français etc.

Nous avons décrété & décrétons:

Art. 1er

[illegible]

Le Sr. de Weyssenberg, Présid et de la Commission de Législation criminelle

d'État, est nommé Chevalier de l'Ordre de la Couronne de Westphalie.

Art. 2.

Notre Grand Chancelier de l'Ordre est chargé de l'exécution du présent D.

Donné en Notre Palais Royal à Cassel le 20 février an 1810, de Notre règne le quatrième.

Signé : Jérôme-Napoléon ;

Par le Roi,

Le Ministre Secrétaire d'État.

Comte de Fürstenstein

N.º 3343.

Voici mon cher ami les papiers dont je vous ai parlé; je
suis bien qu'il faut bien examiner les projets avant
de mettre la main à l'éxécution; et je n'ai l'hon-
-neur de vous les communiquer; que parceque je connois
votre Zele pour tout ce qui peut avoir quelque
rapport au bien du pays qui Vous est Confié. Je
suis avec amitié sincere et une considération
parfaite Mon cher Cousin

votre très humble et
très obbéissant serviteur
Dalberg

7

V. Eingabe des Prefet du Harz, von Bülow, an den Kriegsminister in Kassel betreffs Einstellung Louis von Kaisenberg als Garde du corps. (Facsimile.)

Copie

Heiligenstadt le 27 März 1812.

Monseigneur!

Au reçu de Sa Circulaire du 8me de ce mois No 3581, j'ai donné
ordres aux maires de m'adresser de suite l'état le plus exact de tous les
jeunes gens sans exemption de leur communes qui réunissent tant plus que
moins les qualités requises pour être admis dans les Gardes du Corps de
Sa Majesté. Ces Etats m'étant parvenus j'en ai extrait ceux que
par leur naissance, par leur fortune, par leur moralité et par leur
constitution physique me paroissoient les plus dignes pour cette
arme et je les ai invité à se presenter devant moi le 28 de ce
mois, en leur faisant connoître au même tems la distinction honorable
qui les attendent et en leur détaillant les prérogatives attachées
à cette distinction. J'en choisirai tous individus propre à cette
arme d'hommes et je les envoyerai le 29 à Cassel. Cependant
j'ai l'honneur d'envoyer à Votre Excellence préalablement 6
jeunes hommes dont l'Etat de proposition est joint à ~~[illegible]~~
la présente, qui desirent ardemment d'être attaché sans
delai par cette incorporation à Auguste la Personne de Sa
Majesté. Le premier sur cet Etat Mr de Kaisenberg
quoiqu'il n'a pas encore atteint l'âge de dix huit ans et
quoiqu'il paroit un peu foible, est préferablement
digne d'être admis. Sa famille est une des plus dis-
tinguées de ce Departement il a joui d'une education
très favorable est le fils de Mr de Kaisenberg,
President du Tribunal du District de Heiligenstadt,
Chevalier de l'ordre, membre des Etats, gentilhomme et
propriétaire de plusieurs biens de terre. L'incorporation
d'un fils d'une ~~[illegible]~~ famille si distinguée auroit
une influence favorable sur tous les autres jeunes hommes
choisis pour cette arme et j'ai cru donc devoir le recom-
mander à l'attention special de Votre Excellence, et
la prier d'agréer son admission.

Votre Excellence trouvera ci joint les Certificats

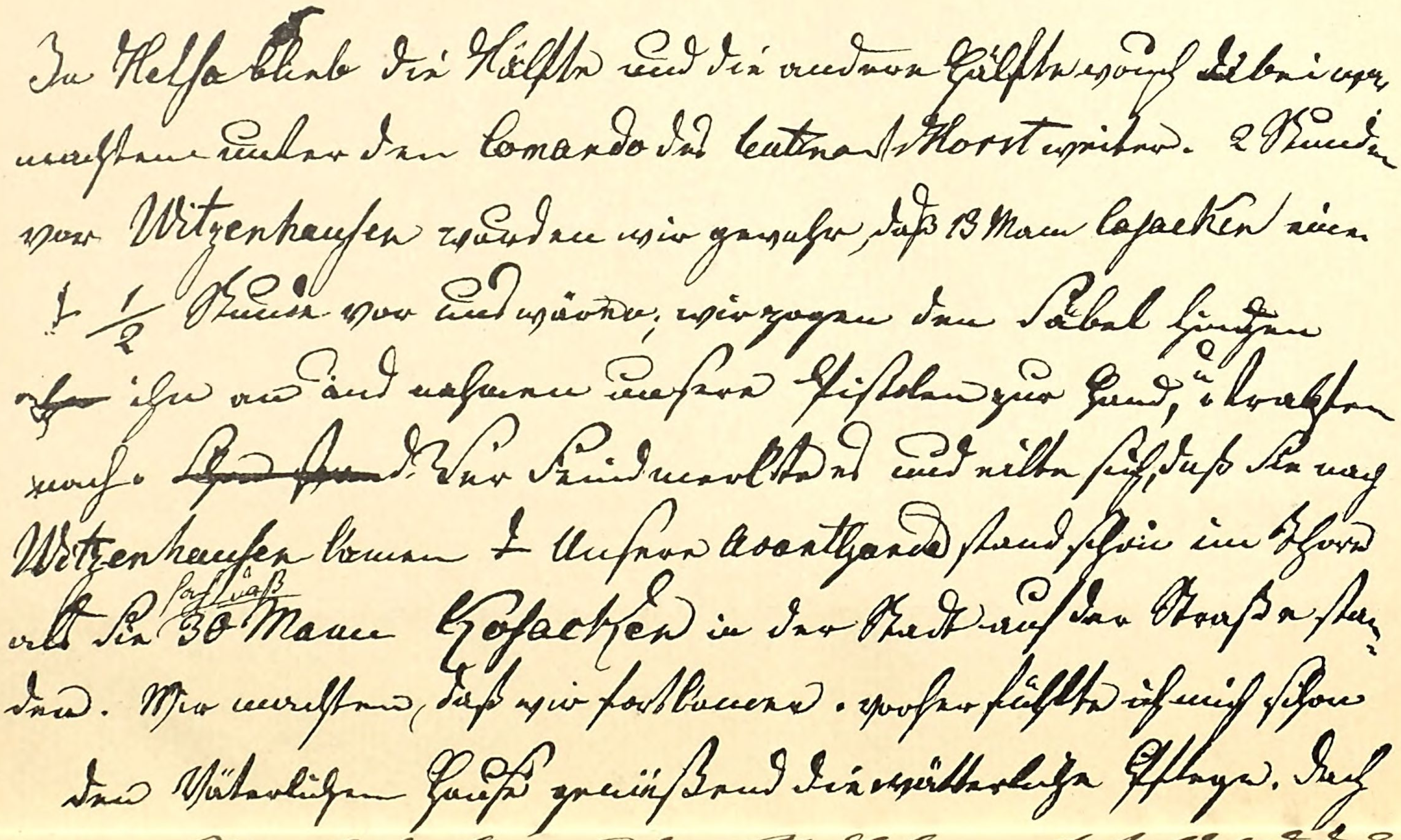
constatant les qualités requises des Candidats portés sur l'Etat.

Daignez Monseigneur pp.

Le Préfet du Harz.

(sig. de Bülow.)

VI. Letzte Seite des Originalbriefes Louis von Kaisenbergs an seinen Vater. (Facsimile.)



In Helsa blieb die Hälfte und die andere Hälfte zog [illegible] unter dem Comando des Lieutenant Morstein weiter. 2 Stunden vor Witzenhausen erfuhren wir gewiß, daß 13 Mann Cosacken eine 1 1/2 Stunde vor uns wären, wir zogen den Säbel hingen ihn an und nahmen unsere Pistolen zur Hand, [illegible] [illegible]. Der Feind [illegible] und eilte sich, daß er nach Witzenhausen kam. Unsere Avantgarde stand schon im Thore, als die [illegible] 30 Mann Cosacken in der Stadt auf der Straße standen. Wir merkten, daß wir fortkamen. [illegible] fühlte ich mich schon den väterlichen Hauses genießend die [illegible] Pflege. Doch

meiner seligen Gedanken wurden schändlich gemacht. Während dau-
ert gewiß nicht lange, übergestüh in 8 Tagen kommen wir vielleicht nach
Heiligenstadt. Hier ist es ganz ruhig. ich gehe vielleicht bald wieder
Schicken Sie mir doch sobald wie möglich Wäsche. Grüßen
Sie gefälligst Verwandte und Bekannte, Und wollen Sie wieder
einen großen Theil an meiner [illegible] Zufriedenheit
verschaffen so haben Sie die Güte mich bald von Ihrem mir so
werthen Befinden zu benachrichtigen. Ich bin aber
ewig Ihr Sie liebender Sohn
Louis von Kastenberg.

Die illustrierten Prachtwerke von Schmidt & Günther in Leipzig sind auf der columbischen Weltausstellung in Chicago mit Diplom und Medaille prämiiert worden.
Kataloge gratis und franko.

In 34 Lieferungen
à 60 Pfennige.

PROSPECT!

Die illustrierten Prachtwerke von Schmidt & Günther in Leipzig sind auf der columbischen Weltausstellung in Chicago mit Diplom und Medaille prämiiert worden.
Kataloge gratis und franko.

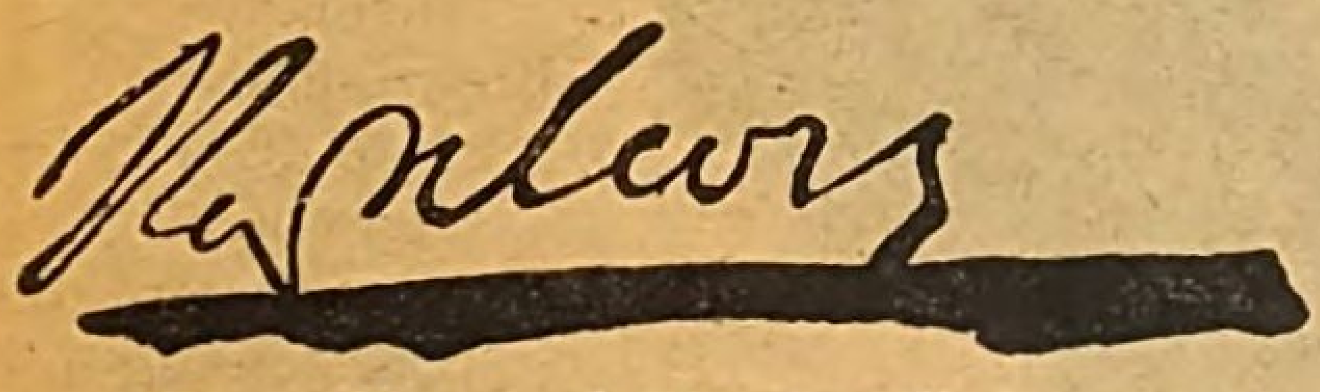


NAPOLEON I.
in Bild und Wort
von
Armand Dayot.
Uebertragen von
Oskar Marschall von Bieberstein.



Mit über 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln und Autographen.
Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern.
In prachtvollster Ausstattung. Gr. 8°.

Hochelegant gebunden mit der Kaiserkrone in Elfenbein-Imitation und unterlegtem Roth-Sammet M. 25.—, elegant broschirt in 1 Band M. 21.—.



(Erste Unterschrift des Kaisers auf St. Helena.)

Der Name des bleichen Korsen, dieses Welterschütterers, hat seinen unheimlichen Zauberklang bis heute bewahrt, und wird ihn behalten, so lange das Menschengeschlecht den Erdball bevölkert. Von Korsika bis St. Helena werden wir dem Geschichtsfreund in Bild und Wort den grossen Kaiser vorführen. Nicht weniger als **108 Maler**, **16 Bildhauer** und **19 Graveure** haben zu diesem Unternehmen beigesteuert, darunter Namen allerersten Ranges, als: *David*, *Canova*, *Gros*, *Ingres*, *Isabey*, *Meissonier*, *Philippoteaux*, *Raffet*, *Thorwaldsen*, *Horace Vernet* etc.

Die weltberühmten Gemälde des **Louvre**, des **Museum von Versailles**, von **Sèvres**, des **Rathhauses von Paris**, des **Leipziger Museum**, des **historischen Museum am Napoleonstein-Leipzig**, aus dem **Pantheon**, ferner die interessantesten Gegenstände der Sammlungen des **Prinzen Victor Napoleon**, **Prinzen Roland Bonaparte**, **Herzog von Aumale**, **Herzog von Bassano**, **Marquis de Girardin**, der **Sarah Bernhardt** etc. sind künstlerisch getreu reproducirt. Eine grosse Anzahl **Autographen des Kaisers**, als Briefe und Unterschriften an seine Marschälle, an Josephine, an die Gräfin von Walewska etc., ferner **Karikaturen Napoleon's** aus England, Deutschland, Italien machen das Werk zu einem wahren Schatzkasten für Geschichtsfreunde. Der Text ist des herrlichen, in seiner Art einzigen Werkes durchaus würdig. Auch kann das Werk in einzelnen Lieferungen nach und nach bezogen werden. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Leipzig, im November 1896.

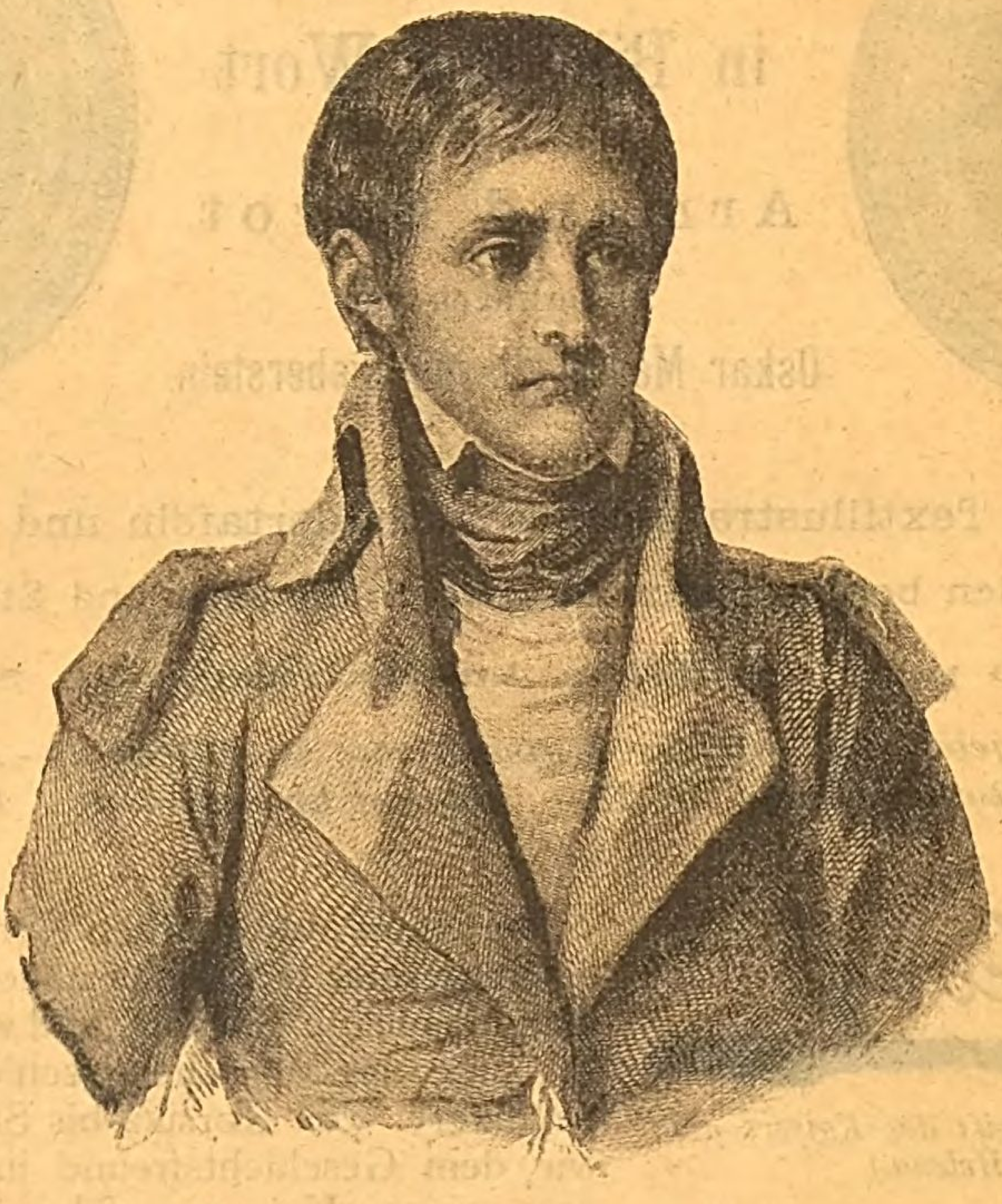
Schmidt & Günther Verlagsbuchhandlung.

Capitel I. **Bonaparte.**

Von 1769 bis zu seiner Abreise zur Armee von Italien. (16. März 1796.)

Capitel II. **Bonaparte.**

Feldzug in Italien. — Feldzug in Aegypten. Brumaire.



Bonaparte, Lieutenant der Artillerie.
(Nach Greuze.)

Der 18. Brumaire. (Von Dubroca.)
Eine Tabakbüchse in Steingut, mit dem Bildniss Bonapartes.

Capitel III. Der Consul.

Vom 13. Brumaire des Jahres VIII bis zum 18. Mai 1804.

Der Rand ist in- Farben gezeichnet von Percier und Fontaine für die Entwürfe zu den Salbungsfeierlichkeiten. Ausgeführt von Isabey.
Napoleons Ernennung zum ersten Consul.
Napoleon als Consul. (Medaille von Dupré.)
Die drei Consuln. (Jahr VIII.)
Napoleon als Consul. (Friede von Amiens 1802.)
Siéyès, Bonaparte und Ducos.
Die Truppenschau von Décadi. (Im Louvre.)
Die Truppenschau von Décadi. (Nach Isabey und Vernet.)
Bonaparte. (Medaille von Isabey.)
Porträt des ersten Consuls auf einer Schnupftabaksdose. (Sammlung des Grafen Primoli.)
Napoleon Bonaparte.
Bonaparte, erster Consul, bei einer Besichtigung der Grenadiere.
Profil des ersten Consuls.
Bonaparte, erster Consul.
Bonaparte, Consul, in corsischer Tracht.
Porträt des ersten Consuls.
Porträt des ersten Consuls.
Der erste Consul. (V. Gérard.)
Der erste Consul. (Sammlung des Herzogs v. Aumale.)
Der Friedensstifter.
The two kings of terror. (Die beiden Könige des Schreckens.)
Bonaparte, 48 Stunden nach seiner Landung auf britischem Boden.
Der Plumpudding in Gefahr.
Der König Georg und Bonaparte.
Napoleon, erster Consul, vor dem Pariser Stadthause.
Bonaparte, erster Consul.
Bonaparte auf einer Geschäfts-Etikette.
Probe für ein Fünffrankstück von C. W.
Fünffrankstück.
Die drei Consuln. (Bronze von Jeuffroy.)
Probe für ein Fünffrankstück.
Fünffrankstück. (Nach Heurteaux.)
Probe für ein Fünffrankstück.
Der erste Consul. (Von Greuze.)
Napoleon, der Grosse. (Von C. Vernet.)
Der erste Consul.
Bonaparte, erster Consul.
„Beständig schön."
Napoleon als römischer Consul. (Nach Massimiliano.)
Nach einer Medaille in Gold von Andrieu. (Jahr III.)
Nach einer Medaille in Bronze von Manfredini.
Nach der Medaille von Andrieu. Die Schlacht von Marengo.
Nach einer Medaille in Gold von Brennet und Auguste, geprägt zum Gedächtniss der Schlacht von Marengo.
Nach einer Medaille von Brennet.
Nach einer Medaille in Silber von Droz.
Die Schlacht von Marengo. Gewonnen von Bonaparte, welcher in Person die französische Armee commandirte, am 14. Juni 1804.
Die Schlacht von Marengo.
Napoleon in seiner Felduniform.
Bonaparte und sein Stern.
Pax vis ore manuque fulmen.
Allegorische Darstellung. (Von Desfontaine.)
Das Attentat in der Strasse Saint-Nicaise.
Bonaparte, erster Consul, in der Schlacht bei Marengo.
Die Unterzeichnung des Concordats. (Museum von Versailles.)
Porträt des ersten Consuls.
Der Uebergang über den St. Bernhard im Jahre VIII.

Capitel IV. Der Kaiser.

Von 1804 bis zum Frieden von Tilsit.

Der Rand ist in Wasserfarben gezeichnet von Percier und Fontaine. Ausgeführt von Isabey für die Veröffentlichungen gelegentlich der Salbung.

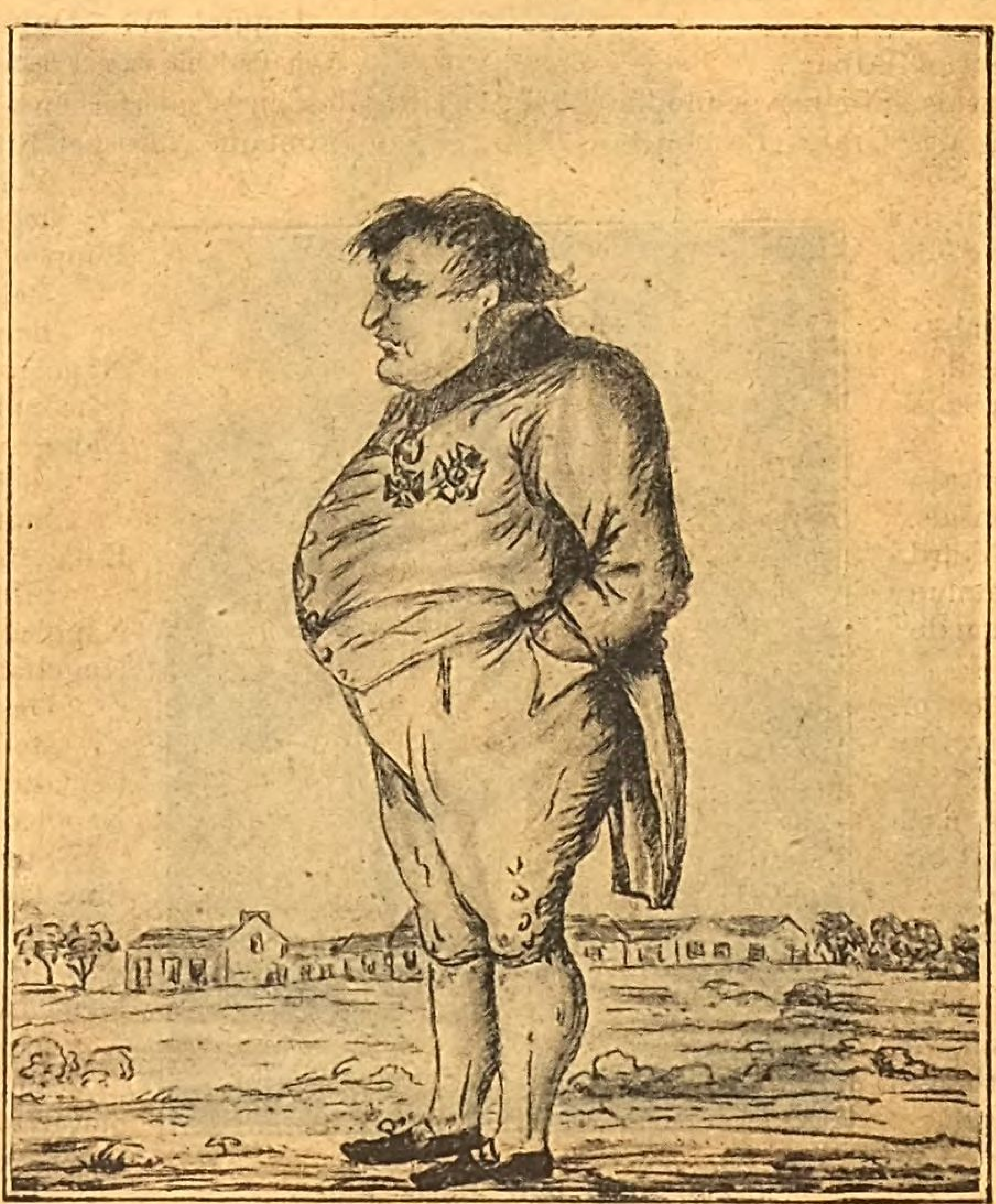


Napoleon und Marie Luise.
(Nach einem damaligen Kupferstich.)

Puppentypen, Napoleon darstellend, in Nürnberg hergestellt.
Napoleon als Tischklingel.
Flacon für Parfüms.
Napoleon im grauen Ueberrock. Bemalte Porcellan-Statuette.
Ein getrocknetes Blatt mit der Silhouette Napoleons.
Napoleon als Thermometer.
Kugelfang am Billard, das Gesicht Napoleons darstellend.
Bemalte Porcellan-Statuette.
Napoleon als Schmuck einer Stutzuhr.
Eine Damen-Sacktasche, mit dem in Seide gestickten Bildniss Napoleons.
Firmenschild eines Tabakhändlers in gebranntem Thon und colorirt.
Statuette aus Papiermaché.
Der grosse Napoleon zwischen einem Grenadier u. einem Voltigeur der Garde. Bemalte Holz-Statuette.
Kalender der damal. Zeit mit dem Bilde Napoleons.
Napoleon als Petschaft. (Sammlung des Marquis von Girardin.)
Napoleon als Taschenmesser-Schale.
Napoleon als Behälter für Apfelmost, in bunter Fayence.
Napoleon im Salbungs-Costüm. Bemalte Porcellan-Statuette. (Sammlung des Marquis v. Girardin.)
Tintenfässer in bunter Fayence.
Form für Waffeln mit dem Bildniss Napoleons.
Aufbau von napoleonisch. Erinnerungsgegenständen.
Napoleon I. (Nach Albertolli.)
Additionsexempel.

Lacedämonien	Lycurg.
Persien	Cyrus.
Macedonien	Alexander.
Carthago	Hannibal.
Rom	Cäsar.
Frankreich	Karl der Grosse.
In Summa:	Napoleon der Grosse.

Napoleon der Grosse im Sternen-Diadem.
Napoleon. (Stich von Wright.)
Nach einem anonymen Kupferstich aus damal. Zeit.
Der Kaiser. (Miniature von Isabey.)
Profil Napoleons. (Während der Messe in den Tuilerien gezeichnet.)
Der Kaiser in der Notre-Dame-Kirche, mit der Hand auf dem Evangelienbuch die Verfassung beschwörend.
Eine Silbermedaille Galles. (Juli 1810.)
Eine Silbermedaille Jeuffroys, hergestellt nach einer Zeichnung Prud'hons. (Jahr VIII.)
Napoleon I., gesalbt vom heiligen Vater zu Paris.
Josephine. (Kreidezeichnung von David.)
Der Kaiser. (Nach Bellangé.)
Der Kaiser im Staatskleide bei der Salbungsfeier.
Die Vendôme-Säule unter dem zweiten Kaiserreich mit der Statue von Dumont.
Napoleon über den Wolken.
Die Säule des Vendôme-Platzes.
Der 16. Mai 1871.
Uebergang über die Kehler Brücke.
„Er geht, er kämpft, er siegt." (Nach Ingres.)
Friedrich der Grosse, König von Preussen.
Napoleon I., Kaiser der Franzosen.
Zusammenkunft Napoleons mit Kaiser Franz II. nach der Schlacht von Austerlitz. (Von Gros.)
Der Kaiser. (Von Meissonier. Sammlung des Herzogs von Morny.)
Der gefangene Prinz Rypnin. — General Rapp. — Napoleon. — Die Schlacht von Austerlitz.
Die grosse Krönungs-Procession. (Karikatur.)
Die Vertheilung d. Feldzeichen. (V. David. Louvre.)
Die Salbung in Notre-Dame.
Porträt d. Kaisers.
Die Carosse, in welcher am Tage der Salbung Kaiser und Kaiserin nach Notre-Dame fuhren.
Der Kaiser. (Von Meissonier.)
Napoleon. (Von Charlet.)
Napoleon. (Von H. Vernet.)
Der Kaiser. (Von (Lefèvre.)
Der Kaiser. (Von Debucourt.)
Die grosse Parade vor dem Kaiser auf dem Carousel-Platz.
Der Kaiser. (Von Raffet.)
Nach einer Medaille von Manfredini. (Jena 1806.)
Nach einer Medaille von Droz.
Der Kaiser und die Kaiserin.



Der Kaiser.
(Nach der Natur gezeichnet, Longwood 5. Juni 1820).

„Hier ist kein Durchgang!" (Von Charlet.)
Der Mann des Volkes. (V. Raffet.)
„Mein Kaiser, diese (Kartoffel) ist am meisten gar."
„Nach Ihnen, Sire." (V. Charlet.)
Napoleons Milde: Napoleon begn. den Fürsten von Hatzfeld.
Fächer nach Caran d'Ache.
Medaille in Gold von Galle.
Medaille in Gold von Galle.
Medaille von J. Droz. (1804.)
Medaille v. J. Droz. (Von Denon.)
Napoleons Begrüssung d. Königin Luise von Preussen in Tilsit.
Napoleon verleiht einem russischen Soldaten einen Orden.
Modell eines Ornamentes für Tafelgeschirr aus Sèvres-Biscuit.

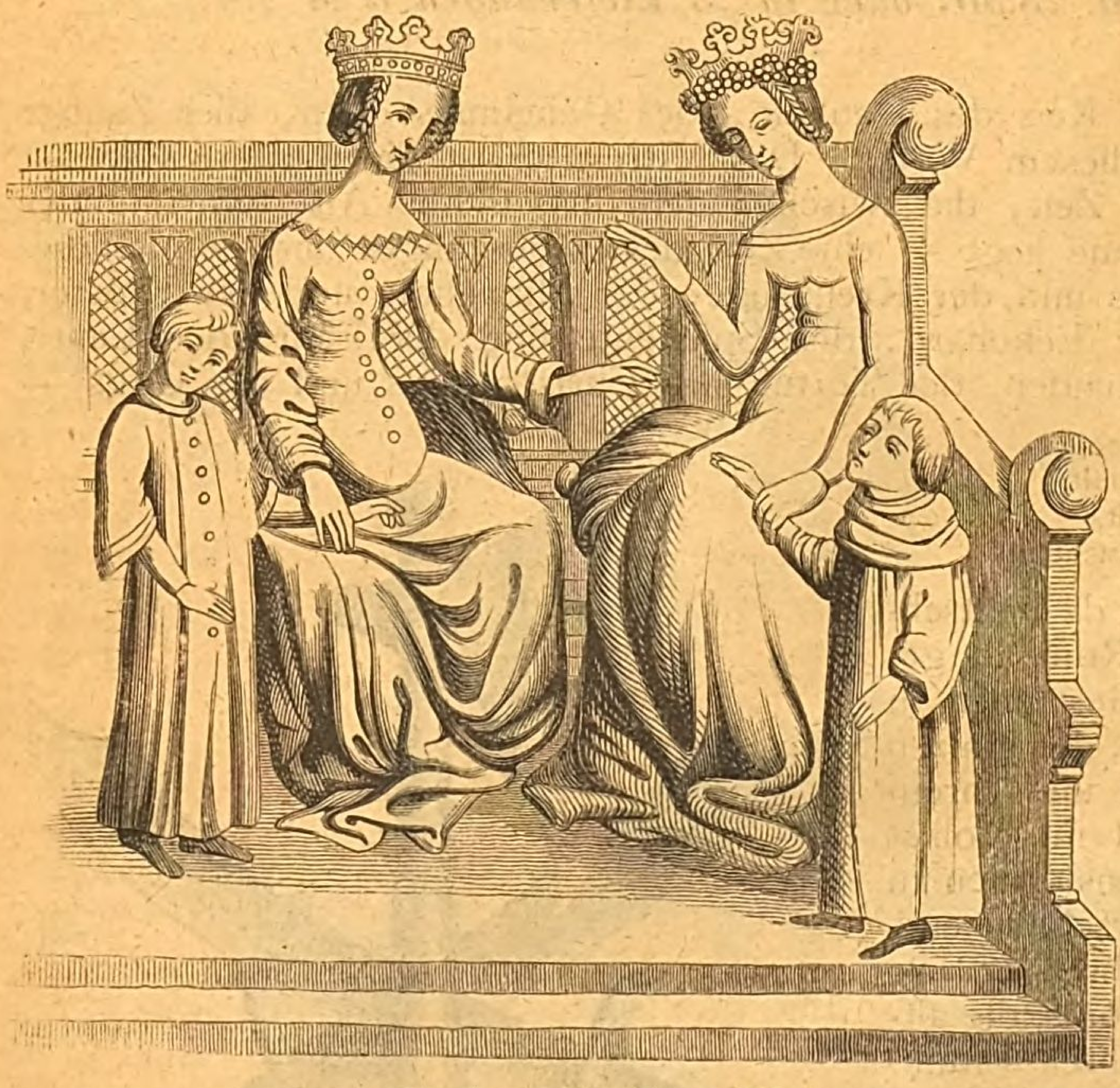
Eine Denkmünze in Bronze, die Salbung darstellend.
Der 6. April 1814. Der Napoleon der Vendôme-Säule von Chaudet. — Der Napoleon der Vendôme-Säule von Seurre.
Rückkehr der Truppen aus Italien 1859. Auf der Vendôme-Säule die Statue von Seurre.
Die Napoleonstatue von Seurre.
Basrelief an der Vendôme-Säule: Die Zusammenkunft zu Tilsit. (Von Bergeret.)
Basrelief an der Vendôme-Säule: Napoleon vom Kurfürsten von Baden bei Ethlingen begrüsst. — Der Kaiser vom Kurfürst von Württemberg zu Ludwigsburg begrüsst.
Basrelief an der Vendôme-Säule: General Mack und 18 Generäle liefern ihre Degen aus in Gegenwart Napoleons.

Capitel V. **Der Kaiser.**
Von Tilsit bis zum russischen Feldzuge. 1807—1812.

Rand in Wasserfarben gezeichnet von Percier und Fontaine. Ausgeführt von Isabey für die Veröffentlichungen betreffend die Salbung.
„Vive l'empereur". (Lützen, den 1. Mai 1813.)
Napoleon und Marie Luise.
Napoleon Buonaparte. (Nach einem engl. Stich.)
Napoleon, Kaiser der Franzosen, König von Italien, die Stirn geschmückt mit der eisernen Krone der Lombardei.
Napoleon in der Uniform eines Obersten der Chasseurs de la garde. (Von Dahling.)
Napoleon I., Kaiser der Franzosen, König von Italien, Schutzherr des Rheinbundes, Vermittler für die Schweiz. etc. etc.

Wegen Mangel an Platz können wir nur etwa die Hälfte der Illustrationen dieses Prachtwerkes anführen. Ausführliche Prospekte gratis und franko.

wir das Gefühl haben, gegenwärtig in sozialer und religiöser Hinsicht abermals an einem grossen Wendepunkte angekommen zu sein, um so mehr lieben wir uns in den eigenartigen, wundersamen Anblick der Vergangenheit zu vertiefen und durch die alten Butzenscheiben zu gucken, um so begieriger griffen wir nach einem Zauberspiegel, der uns das Mittelalter zeigte, nachdem es uns thatsächlich fremd geworden ist. Einen solchen Zauberspiegel möchte das gegenwärtige Werk dem Publikum vorhalten, indem es alle die bunten, hochinteressanten Bilder aus Quellen aufsteigen lässt, die so schwer zugänglich und bisher höchstens einzelnen Gelehrten und Sammlern erreichbar gewesen, in dieser Fülle aber überhaupt noch niemals einem Deutschen erschlossen worden sind. Es ist merkwürdig, aber das klassische Altertum steht uns näher und kommt uns bekannter vor als unser mittelalterliches Abendland, da giebt es solcher Zauberspiegel viele. In Bezug auf die christliche Kultur fehlen sie fast gänzlich. Und doch ist es unsere Zeit.



Junge Fürstinnen mit ihren Söhnen.
(Trachten des 14. Jahrhunderts. Handschrift der Pariser Nationalbibliothek.)

Die Gebiete, auf die wir die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken und die Gruppen, die wir ihm vorzuführen gedenken, sind so ziemlich dieselben, die der verstorbene Lacroix in seinen zahlreichen französischen Publikationen über das Mittelalter und die Renaissance behandelt hat. Indem wir seiner Führung folgen, geben wir nachstehende kursorische Uebersicht des Inhaltes und der Illustrationen, beziehentlich der historischen Quellen, denen die Bilder durchweg entnommen sind. Die genaue Angabe der letzteren erfolgt regelmässig im Laufe des Werkes.

Mittelalterliche Zustände und Stände. Territorialentwickelung.

Typen aus dem fränkischen Reich, Kleidung und Bewaffnung, nach Originaldokumenten Römische Soldatesca und ein germanischer Krieger (nach Miniaturen in Handschriften, 6.—12. Jahrhundert). Leistung des Lehenseides im 8. Jahrhundert, nach Originaldokumenten. Fränkischer Fürst mit dem Scramasachs bewaffnet (Miniatur des 9. Jahrhunderts). Der König der Franken mit seiner Gefolgschaft, das Salische Gesetz diktierend (einfarbiges Gemälde auf farbigem Grund, Handschrift des 14. Jahrhunderts). Der junge Karl der Grosse erhält die Nachricht, dass sein Vater Pippin der Kleine gestorben sei und von den Grossgrundbesitzern das Angebot der Krone; Kostüme des burgundischen Hofs im 15. Jahrhundert (Miniatur der Kaisergeschichte). Porträt Karls des Grossen nach dem Rolandslied (Holzschnitt des 16. Jahrhunderts). Grundriss und Ruinen einer alten normännischen Burg Geharnischte aus der Zeit Ludwigs des Dicken (Miniatur aus einem Psalter, 11. Jahrhundert). Kolonen bei der Feldarbeit im 12. Jahrhundert (Miniatur). Sensenmänner des 12 Jahrhunderts (Miniatur). Wappenprobe der Barone und Edelleute im Heroldsamt vor einem Turnier (Miniatur des 15. Jahrhunderts). Ritter in Kriegsrüstung (Miniatur eines Psalters aus der Zeit Ludwigs des Dicken). Karl der Grosse von einem Grossgrundbesitzer den Lehenseid empfangend (einfarbiges Gemälde auf farbigem Grund, 14. Jahrhundert) Pflügende Bauern (Miniatur einer alten angelsächsischen Handschrift, mit angelsächsischer Umschrift). Leibeigener und Lehenfrau im 10. Jahrhundert (Miniatur). Bürgersleute am Ende des 13. Jahrhunderts (Miniatur). Typus eines Bauern im 15. Jahrhundert (Totentanz, Miniatur)- Italienischer Edelmann des 15. Jahrhunderts (nach einer Spielkarte. Kupferstich, 1460). Mittelalterliche Börse.

Standesprivilegien. Lehnswesen und Gemeindeverfassung.

Diener mit Hellebarde und Hartschier, die Armbrust mit der Handwinde spannend (Miniaturen des 15. Jahrhunderts). Flamändische Bauern auf dem Viehmarkt (Miniatur des 15. Jahrhunderts.) Birschender Edelmann, Leithund, den Hirsch bestätigend (Handschrift des 14. Jahrhunderts). Der Vorsteher der Pariser Kramerinnung und seine Gemahlin in der Kirche (nach einem Zeitgemälde in Versailles, 15. Jahrhundert). Die Erhebung des Weins durch das Kapitel von Tournai (nach einem Glasfenster der dortigen Kathedrale, 15. Jahrhundert). Der Bischof von Tournai erhebt sein Bier (Glasfenster der Kathedrale, 15. Jahrhundert). Abgeordnete der Pariser Universität, von Kaiser Karl IV. empfangen (1377; handschriftliche Miniatur). Die Kirche der heiligen Genoveva, die Chlodwig gründete. Befestigungen einer südfranzösischen Stadt im 13. Jahrhundert. Ansicht des Markusplatzes in Venedig 16. Jahrhundert, nach einem Zeitgemälde). Wilhelm der Eroberer mit Gefolge (Militärbild des 11. Jahrhunderts, nach der Tapisserie von Bayeux). Stadtsoldaten von Gent (nach einem Wandgemälde in Gent). Glockenspiel der alten Lambertskirche in Lüttich. Genter Bürger, den Grafen von Flandern um Verzeihung anflehend (Miniatur). Königliche Ballei (Faksimile eines Antwerpener Holzschnittes, 1557). Mittelalterische Waffen (15. Jahrhundert).

Leben und Treiben in den Schlössern und Burgen, in den Städten und auf dem Lande.

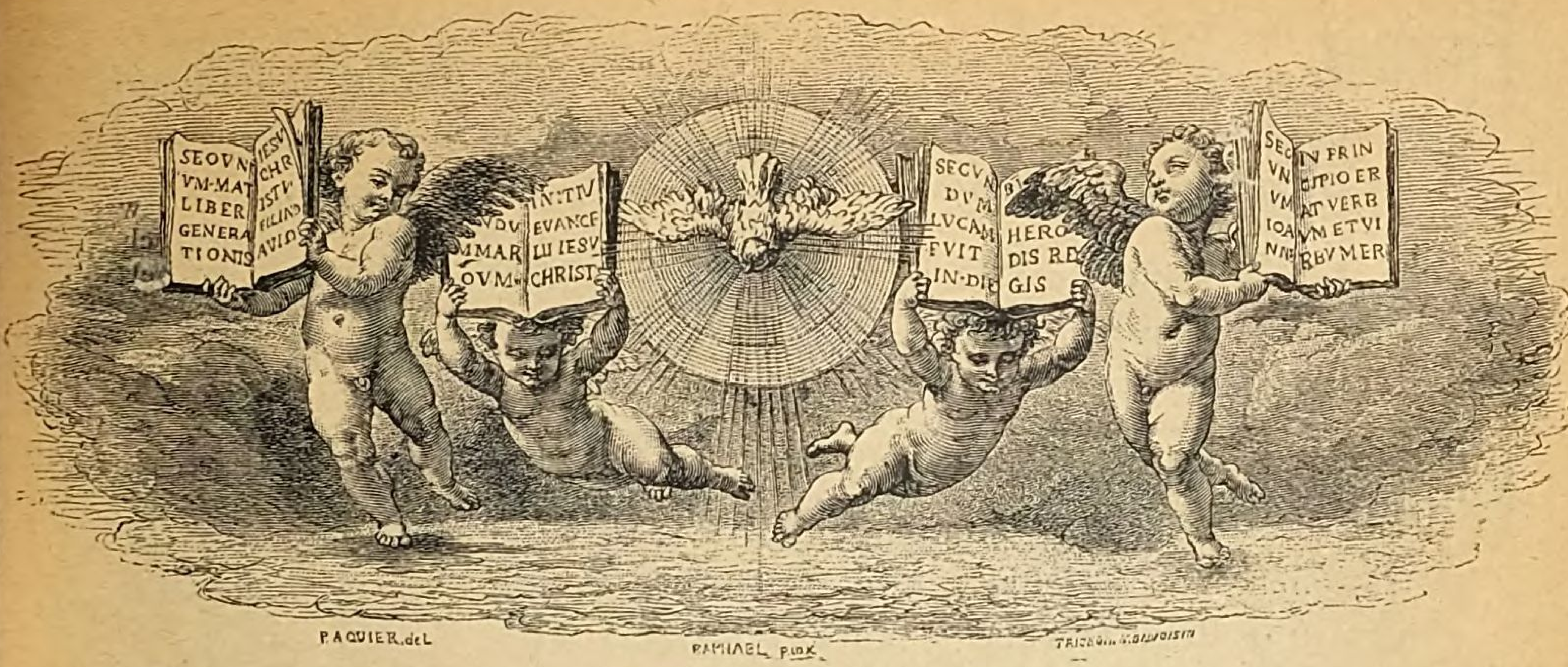
Der Bischof von Reims, von Chlodwig die Rückgabe des Gefässes von Soissons erflehend (Kostüme des Hofs von Burgund im 15. Jahrhundert. Miniatur der Kaisergeschichte). Hofdamen des 6. und 10. Jahrhunderts (nach Dokumenten). Die Königin Fredegunde auf dem Thron, die Mörder Sigiberts,



Cavalier mit seiner Dame auf die Falkenjagd reitend.
(Nach einer Miniatur in dem Livre du Roy Modus. Handschrift des 14. Jahrhunderts.)

des Königs von Austrasien dingend (nach einer Glasmalerei in Tournai, 15. Jahrhundert). Herren und Edelleute des 7. und 9. Jahrhunderts (quellenmässig). Edelfrauen des 9. Jahrhunderts (Miniatur aus der Bibel Karls des Kahlen). Schlosstürme des 13. Jahrhunderts. Das Weib unter dem Schutze der Ritterschaft, allegorische Scene, Trachten vom Ende des 15. Jahrhunderts (Miniatur eines lateinischen Psalters). Minnehof der Provence im 14. Jahrhundert (Miniatur). König David, harfenspielend, von vier Spielleuten umgeben (Miniatur eines Psalters, Handschrift des 13. Jahrhunderts.) König Philipp der Schöne 1304 in Paris einziehend, nach einer (verlorenen) Reiterstatue und einem Holzschnitt. Ritter und Dame im Prunkzimmer, Hoftracht des 14. Jahrhunderts (Miniatur). Bronceleuchter des 4. Jahrhunderts (Sammlung Jubinal). Kirchgang der Kindbetterin (14. Jahrhundert; Faksimile einer Miniatur im Terenz des Königs Karl VI). Schreibgriffel (14 Jahrhundert). Familienleben im Edelhof (14. Jahrhundert; Miniatur der Mirabilia Mundi). Französischer Admiral in Galauniform (Holzschnitt des 16. Jahrhunderts). Königin Anna von Bretagne und ihr Hof (Handschrift des 16. Jahrhunderts). Genter Ehepaar in der Kirche (nach einer Genter Glasmalerei; 15. Jahrhundert). Blick in eine Wochenstube des 15. Jahrhunderts (nach einer Miniatur). Elfenbeinerner Kamm des 16. Jahrhunderts (Louvre). Kindermädchen des 13. Jahrhunderts (Miniatur). Palast der Orsini in Paris (14 Jahrhundert). Malerei der Pariser Katakomben (Ende des 15. Jahrhunderts). Landleben (Faksimile eines Holzschnittes in der Lyoner Prachtausgabe des Vergil, 1517). Häusliche Arbeiten der Bauern (Faksimile eines Holzschnittes in der Cosmographia von Sebastian Münster). Hörige, zur Arbeit gehend, die ihnen vom Grundherrn angewiesen wird (Miniatur, 15. Jahrhundert). Sprichwörter, von kleinen Leuten illustriert (Miniaturen). Ländliches Fest (Faksimile eines Holzschnittes, Ende 16. Jahrhundert). Hirten, die Geburt Christi durch Tänze und Gesänge feiernd (Faksimile eines Holzschnittes, 15. Jahrhundert). Gürtelmesser und -tasche (15. Jahrhundert).

Oswald Mutze, Leipzig.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

/ Kaisenberg, Moritz <<von>>, / Sothen, Marianne von

König Jerome Napoleon ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen der Frau von Sothen in Kassel an meine Großmutter, des Reichskanzlers von Dalberg an meinen Großvater, und meines Vaters als westfälischer Garde du Corps an seine Eltern, sowie anderen Familienaufzeichnungen

Leipzig 1899